Helene.

Ein Frauenleben.

Roman

in drei Bänden.

Von

Robert Prutz.

Erster Band

1856.

Prag & Leipzig.

Expedition des Albums.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Vorwort.

An K. F. in V. . . . . Seite 1

Erstes Buch.

Aus dem Tagebuche.

Erstes Capitel. Das Gewitter 15
Zweites „ Helene 23
Drittes „ Der Entschluß 34

Zweites Buch.

Eine Kindheit.

Erstes Capitel. Der weiße Pudel 43
Zweites „ Das Lied vom braven Mann . . 51
Drittes „ Ein Wohlthäter 57

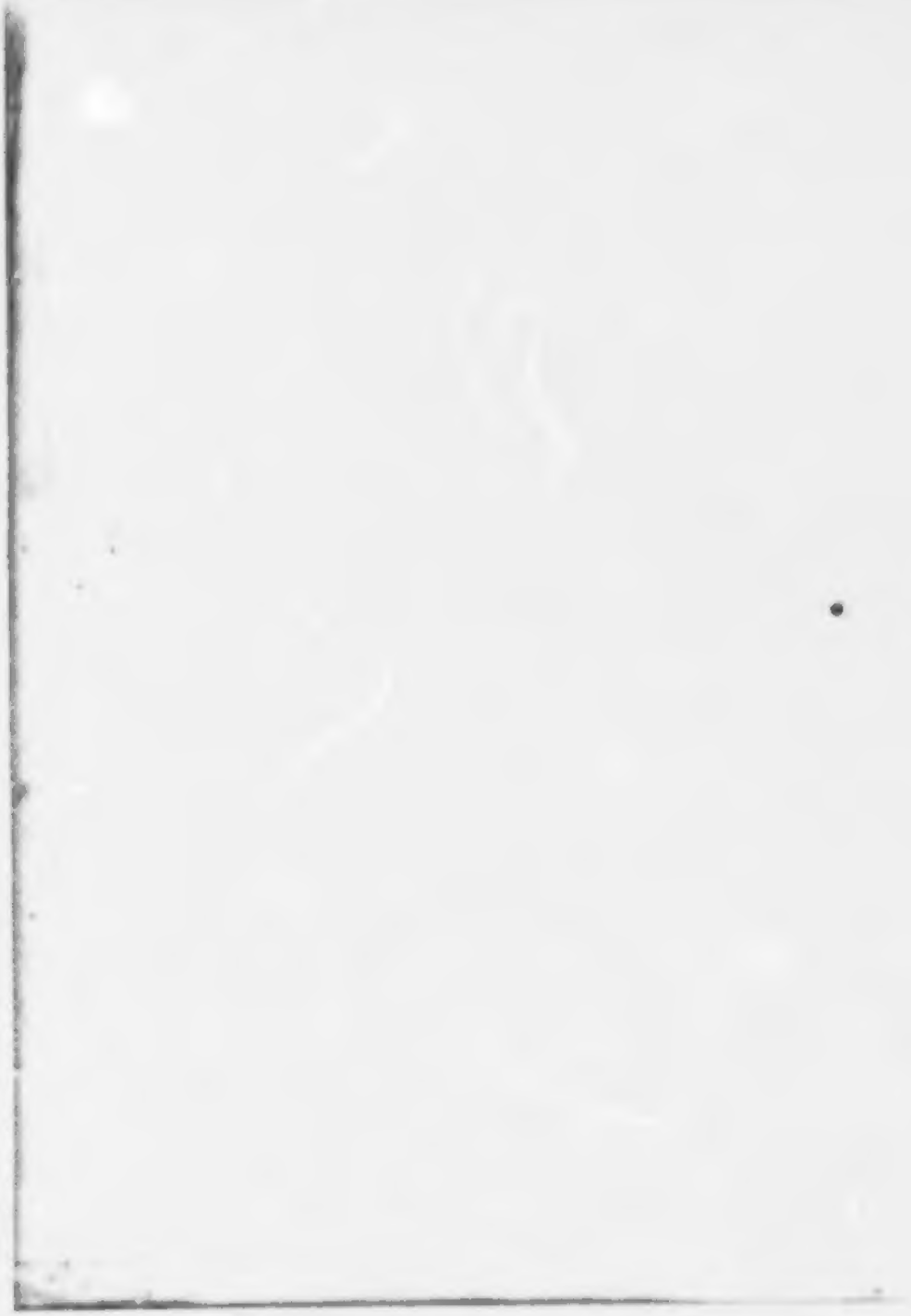
			Seite
Viertes	Capitel.	Florine	65
Fünftes	„	Eine Erziehung nach Grundsätzen	71
Sechstes	„	Tafelfreuden	80
Siebentes	„	Im Garten	85
Achtes	„	Das Opfer der Pflicht	93
Neuntes	„	Der Mann nach der Uhr	102
Zehntes	„	Tante Fränzchen	111
Eilftes	„	Weise Rathschläge	117
Zwölftes	„	Ein Trost	126
Dreizehntes	„	Alte Geschichten	132

Drittes Buch.

Der alte Herr.

			Seite
Erstes	Capitel.	Der weiße Pudel noch einmal	143
Zweites	„	Eine neue Bekanntschaft	152
Drittes	„	Das Abenteuer	156
Viertes	„	Das Zauberschloß	163
Fünftes	„	Wie der Herr so der Diener	168
Sechstes	„	Das Bildniß	173
Siebentes	„	Geheime Verhandlungen	182
Achtes	„	Ein neues Leben	187
Neuntes	„	Die Brüder	195
Zehntes	„	Vor dem Sturm	204
Eilftes	„	Die nächtliche Fahrt	210
Zwölftes	„	Ein Abschied für ewig	217
Dreizehntes	„	Die Rückkehr	222

Vorwort.



Bayerische
Staatsbibliothek
München

An K. F. in B.

Sie haben sie gekannt, lieber Freund, die ehrwürdige, die vortreffliche Frau, aus deren Nachlaß diese Blätter stammen; gleich mir, war es Ihnen vergönnt, Jahrelang in der Nähe der Vereinsamten zu leben und sich zu wärmen an den Strahlen, welche dieser schöne bleiche Stern auch noch im Untergange verbreitete.

Für Sie also bedarf das Buch keiner Empfehlung; Sie wissen, was wir an der Theuren besaßen, was wir an ihr verloren; ist in diesem Buche nur ein Hauch, nur ein Schatten ihres Wesens zurückgeblieben, so wird auch dieser Hauch, dieser Schatten genug sein, es Ihnen lieb und werth zu machen.

Freilich werden Sie auch manches Unerwartete darin finden. Mit welcher Deutlichkeit in diesem

Augenblick wieder das Bild unserer geschiedenen Freundin vor mich tritt! Ich sehe die zarte schlanke Gestalt, der selbst das Alter nichts von ihrer Hoheit und Grazie hatte nehmen können; ich sehe das feine stille Lächeln, das die blassen Lippen umschwebte und das so wunderbar gut stand zu dem ehrwürdigen Schnee, mit dem das dichte blonde Haar sich bedeckt hatte; ich sehe das tiefe braune Auge voll jugendlichen Glanzes, mit diesem unbeschreiblichen Ausdruck von Wohlwollen und Güte, einer Güte, welche, gleich der Sonne Gottes, stets dieselbe war gegen Gerechte und Ungerechte; ich höre den leisen weichen Tritt, mit dem sie einherschritt in unermüdlicher Thätigkeit, überall schaffend, überall Rath, Trost, Hilfe spendend; ich höre, ich höre jene Stimme voll unendlichen Wohllauts, die sich so sanft, so mild an das Herz des Hörers schmiegte, daß selbst der Verstockteste ihr nicht widerstehen konnte . . .

O mein theuerer Freund, wie oft haben wir dies und Anderes an unserer Freundin bewundert! wie oft haben wir ihr Alter glücklich gepriesen, das so friedlich, in so schönen, so harmonischen Schwingungen dahin floß! Meine Bewunderung, ich gestehe es, war nicht immer ganz ohne Eigennutz; es gab, wie Sie wissen, in der Nähe unserer Freundin noch

ein jüngeres Weſen, das mein Herz ſchon damals gefeſſelt hielt und das ſeitdem, mit ihrem Segen und mit dieſen Geheimniſſen ihres Lebens, als köſtlichſtes Erbtheil auf mich übergegangen iſt. Aber auch Sie, mein Freund, ſonſt ein ſo nüchterner, ſo ſcharfſichtiger Beobachter, auch Sie fühlten ſich von dem ſtillen Walten unſerer Freundin wunderſam ergriffen und geſtanden mir oftmals mit begeiſterten Worten, daß dies die liebenswürdigſte, die vollkommenſte Matrone, die Sie in dem bunten Lauf Ihres Lebens jemals kennen gelernt . . .

Kam Ihnen damals wol je der Gedanke, hätten Sie es für möglich gehalten, theurer Freund, daß dieſes anſcheinend ſo friedliche, ſo klare Leben einſt von ſo furchtbaren Stürmen erſchüttert war? Wir wußten nur von äußeren Unglücksfällen, welche unſere Freundin betroffen; wir wußten nur von der furchtbaren Ernte, welche der Tod in ihrer Umgebung gehalten und blickten daher mit doppelt ängſtlicher Rührung auf jenes liebliche, jenes frühlingsgleiche Kind, das ihr als die einzige Freude ihres Lebens, der einzige Stab ihrer Hoffnungen zurückgeblieben war. Und doch ſchlummerten auf dem Grunde dieſes ſcheinbar ſo gleichmäßigen Daſeins noch andere, noch ſchrecklichere Erinnerungen; die Wunden, welche

der Tod geſchlagen, waren bei Weitem nicht die ſchmerzlichſten, aus denen dies Herz einſtmals geblutet. Dies Auge, das jetzt ſo klar, ſo friedlich leuchtete, ein wahrer Spiegel der Seele — ahnten Sie, daß es einſt überfloß von verzweifelnden Thränen, Thränen der Reue und des Schmerzes über ſich ſelbſt? Dieſe feine weiße Hand, die nur geöffnet war, um Andern Gutes zu thun — hätten Sie es für möglich gehalten, daß ſie einſt krampfhaft nach dem Herzen zuckte und in ſprachloſem Jammer dieſelben Locken zerraufte, die uns jetzt ſo ehrwürdig, ſo heilig erſchienen?!

Das menſchliche Herz iſt unergründlich; wir leben an einander hin, Jahrelang, ja ein ganzes Leben, und erſt wenn es zu Ende iſt und das Grab mit ſeinen Schauern hat ſich auf ewig zwiſchen uns gedrängt, dann erſt geht uns eine ſchmerzliche Ahnung auf, wie wenig wir einander verſtanden, wie wenig wir gethan haben, die geheimen Schmerzen des Andern aufzuſpüren und zu lindern. Es iſt einer der niederſchlagendſten Gedanken, die mich zuweilen beſchleichen, daß oft gerade diejenigen, die einander am nächſten ſtehen und ſich am liebſten haben, bei alledem eine ſo ängſtliche Scheu hegen, gewiſſe geheime Tiefen des Herzens vor einander aufzuſchließen; man ruht in dem allge-

meiſen Bewußtſein gegenſeitiger Zärtlichkeit, man fürchtet die Aufregung, man will dem Andern keinen Schmerz bereiten — und bereitet ihm den allergrößten: nämlich daß wir von ihm ſcheiden für ewig und haben uns von ihm nicht ſo lieben und nicht ſo viel Gutes von ihm erweiſen laſſen, wie er gekonnt hätte und ach ſo gern gewollt!

Auf unſere Freundin paßt dies nur zum Theil. Sie hatte ihre Schmerzen durchgekämpft, die Wunde ihres Herzens hatte ſich geſchloſſen, ſo feſt, daß ſelbſt das Auge der Freundſchaft keine Narbe mehr entdekken konnte. Ergebung in den Willen der Vorſehung, unermüdliche Thätigkeit, ein durch nichts zu erſchütternde Glaube an die Zukunft, verbunden mit dem Bewußtſein der eigenen ſittlichen Läuterung, gaben ihr eine Stärke, die den Troſt der Freundſchaft entbehrlich machte.

Und das eben iſt es, wodurch dieſes Leben mir ſo merkwürdig, ſo verehrungswürdig erſcheint. Iſt das menſchliche Herz unergründlich, Gottlob, ſo iſt es auch unerſchöpflich und unverwüſtlich. Wir haben vielleicht nicht die Kraft, oder haben ſie nicht immer, uns vor dem Falle zu bewahren: aber auch dem verirrten Herzen, ſo lange es ſich nicht gewaltſam gegen ſeine eigene beſſere Mahnung verſchließt, wohnt

noch eine Kraft bei, die es in den Stand ſetzt ſich von ſeinem Falle wieder aufzurichten und ein neues glücklicheres Daſein zu beginnen. Es iſt kein Leid ſo groß, kein Irrthum ſo peinlich, ja ſelbſt keine Schuld ſo ſchwer, daß ein ernſter feſter Wille ſie nicht dennoch überwinden könnte. Glücklich die reinen, kindlichen Seelen, welche die Woge des Lebens ſo leicht dahin trägt, daß kein Stäubchen jemals ihre luſtigen Schwingen befleckt! Aber wenn wir jene glücklich preiſen, ſo wollen wir auch Ehrfurcht haben vor den minder glücklich organiſirten, den leidenſchaftlicheren Gemüthern, die eben deshalb den Gefahren des Lebens mehr ausgeſetzt ſind und ſich erſt durch Unties'n und Klippen, durch Stürme des Schickſals wie des Herzens, durch eigene wie durch fremde Schuld, hindurcharbeiten müſſen zu einem friedlichen, glücklichen Ende. Jene können wir blos bewundern, dieſe aber, die Vielgeprüften, uns ſo ähnlich in ihrer Schwachheit und dabei doch ſo ſtark in dem Kampfe gegen ſich ſelbſt und das eigene widerſpenſtige Herz — dieſe dürfen wir lieben, zu dieſen faſſen wir Vertrauen, unter dieſen ſuchen wir unſere Freunde und Rathgeber.

Und in der That liegt in ihrem Leben eine köſtliche Lehre: nämlich dieſe, daß der Menſch in

allen Irrgängen des Lebens, bei allen Niederlagen, die wir durch das Schicksal und den noch viel schmerzlicheren, die wir durch uns selbst erfahren, niemals den Glauben aufgeben soll an die angeborene sittliche Kraft und jenen Funken des Göttlichen, den die Vorsehung in uns gelegt hat und den Niemand ersticken kann — als wir selbst.

Das ist denn auch hauptsächlich der Grund, weshalb ich mich, nicht ohne Zaudern, entschlossen habe, die nachfolgenden Blätter zu veröffentlichen. Es sind keine spannenden Abenteuer, keine neuen und überraschenden Charaktere, keine pikanten und glänzenden Gedanken, welche der Leser darin findet: es ist nur der schlichte Lebenslauf einer Frau, deren früheste Kindheit von Verhältnissen umgeben war, welche die gleichmäßige Ausbildung ihrer geistigen und sittlichen Kräfte verhinderten, und die daher auch späterhin, als der Strom des Lebens die Widerstrebende ergriff, mannichfache Kämpfe bestehen und vielfach irren und fehlen mußte, zuweilen gerade da am bittersten, wo sie es am besten gemeint hatte: bis sie endlich durch Muth und Entsagung sich hindurch rang, nicht blos zu jenem äußeren Frieden, sondern auch zu jener inneren Klarheit, jener Heiterkeit und Ruhe der Seele, durch die der Abend

ihres Lebens so wohlthuend ward und so erquicklich für Alle, die ihr jemals nahe kamen.

Ich glaube, daß diese einfache Geschichte bei alledem einiges Lehrreiche hat; fehlt ihr die Spannung des Romanes, so soll doch, hoffe ich, von den ursprünglichen Aufzeichnungen unserer Freundin noch immerhin so viel übrig geblieben sein, um den Leser durch eine gewisse Wahrheit des Erlebten, sowie durch die Tiefe und Treue der Empfindungen zu entschädigen. In dem täglichen Leben unserer Frauen, wie es dahin schleicht zwischen verwegenster Poesie und kleinlichster Prosa, zwischen Hoffnung und Entsagung, zwischen großen Erwartungen und noch größeren Enttäuschungen, zwischen kleinen Leiden und noch weit kleineren Freuden, zwischen Irrthum, Leidenschaft und schmerzlicher Erkältung — in diesem alltäglichen, unscheinbaren Leben liegt, wenn ich nicht irre, ein Schatz von Poesie, der noch lange nicht gehoben ist. Auch sind, wie es mir scheinen will, nicht diejenigen die wahren Anwalte der Frauen, die da behaupten, daß zwischen Mann und Weib kein Unterschied der Fähigkeiten und daß dem Weibe daher auch alle Rechte und Beschäftigungen des Mannes zustehen müßten: sondern diejenigen, glaube ich, sind es, welche die Eigenthümlichkeit der Frauen, das,

wodurch sie sich von den Männern unterscheiden, also ihre raschere Empfänglichkeit, die größere Beweglichkeit ihres Geistes, die lodernde Wärme ihrer Empfindungen, die Kraft ihres Duldens, die Tiefe und Treue ihrer Neigung, hervorzuheben und darzustellen suchen.

Ja selbst ihre Schwächen sollen nicht verschleiert werden; bei weitem der größte Theil derselben wurzelt in der weichen, hingebenden Natur des Weibes, es sind Fehler, die bei richtiger Leitung sich umgekehrt zu ebenso viel Tugenden würden entwikkelt haben und bei deren Anblick daher wir Männer, die wir uns den Frauen an Einsicht und Stärke des Willens so unermeßlich überlegen glauben, statt kurzweg den Stab zu brechen, vielmehr an die Brust schlagen und uns erinnern sollten, was wir dem ‚schwachen' Geschlechte schuldig und daß man nur da Liebe und Treue ernten kann, wo man Liebe und Treue gesäet hat. —

Ich kann nicht schließen, theurer Freund, ohne Ihnen zuvor noch eine kurze Rechenschaft abzulegen über das Verhältniß, in welchem ich persönlich zu den nachfolgenden Blättern stehe. Ich bin blos der Herausgeber, nicht der Verfasser; doch hat die eigenthümliche Beschaffenheit der Handschrift mich allerdings stellenweise genöthigt, den Befugnissen des

Herausgebers eine etwas weite Auslegung zu geben. Daß unsere Freundin keine Schriftstellerin war, ist Ihnen zur Genüge bekannt. Im Gegentheil, sie betrachtete es als kein günstiges Zeichen für das Glück unserer Ehen und den Frieden unseres häuslichen Lebens, daß jetzt so viele Frauen zur Feder greifen; sie schloß daraus, ich lasse dahin gestellt mit wie viel Recht, auf zahlreiche unglückliche oder doch unbefriedigte Ehen, auf gepreßte Herzen, die endlich verzweifelnd in die ungewisse Ferne greifen, weil sie in der Nähe kein Ohr finden, das sie versteht, auf früh geknickte Hoffnungen, auf Ideale und Träume, über die der Frost des Lebens dahin gestreift ist mit unbarmherziger Hand und denen nun wenigstens in der Poesie noch ein dürftiger Nachsommer erblühen soll. Einer Frau von der Klarheit, der Einsicht und der Festigkeit des Willens wie unsere Freundin, werden Sie nicht die Inconsequenz zutrauen, daß sie selbst thut, was sie an Anderen bedenklich findet; wenn sie also den Herbst ihres Lebens benutzte, die Erinnerungen ihrer Jugend aufzuzeichnen, so that sie dies nicht aus schriftstellerischer Eitelkeit, noch um ein Buch zu schreiben, sondern, wie Sie aus den Tagebuchblättern ersehen, die ich zu diesem Zwecke vorangestellt habe, lediglich aus mütterlicher Zärtlichkeit

und um dem geliebten Wesen, das die ganze Freude ihres Alters bildete, ein Pfand des Andenkens, einen Spiegel der Warnung, der Lehre zu hinterlassen.

Die Handschrift ist in großen Zwischenräumen, unter vielfachen Unterbrechungen und Störungen abgefaßt; unsere immer thätige Freundin, das Orakel der Umgegend, der allgemeine Trost und Rath für Alle, die des Beistandes bedurften, hatte nur selten eine Stunde übrig, die sie diesen Blättern widmen konnte. — Auch tragen ihre Aufzeichnungen eine völlig unliterarische Gestalt; es sind einzelne, zum Theil abgerissene Blätter, selbst der Faden der geschichtlichen Erzählung mußte an manchen Stellen erst aus dem Zusammenhange des Ganzen hergestellt werden. Mit einem Wort: es war kein Buch, das man der Lesewelt bieten konnte, höchstens das Material zu einem Buche. Ich habe den Muth gehabt, dies Material zu benutzen; die Anordnung des Ganzen, die Eintheilung in Bücher und Capitel, die Ueberschriften, kurz Alles, was dem Handwerk angehört, Alles, was an den Schriftsteller erinnert, ist meine Zuthat, für die ich hiemit die volle und alleinige Verantwortung übernehme.

Und so gehe das Buch denn zu Ihnen, lieber

Freund, als eine Erinnerung an ſchöne, glückliche Stunden, die in dieſer Vollſtändigkeit niemals wiederkehren. Denn das Grab giebt Keinem zurück und ſo wird auch die Stätte, welche unſere Freundin bei ihrem Heimgang leer gelaſſen, nie wieder beſetzt werden, in unſerem Hauſe ſo wenig wie in unſeren Herzen. Wo das Ihre bei den folgenden Blättern ſchneller ſchlägt, lieber Freund, wo Ihre Wange ſich von Mitempfindung röthet, oder wo ſich Ihrem ſcharfen Blicke eine neue Falte des menſchlichen Herzens entſchleiert, da ſeien Sie gewiß, daß der Geiſt unſerer Freundin Sie anweht. Alles dagegen, was an dem Buche mißlungen oder fehlerhaft erſcheint, ſchreiben Sie lediglich dem Herausgeber zu und ertragen es mit der Nachſicht, die Sie mir ja ſchon ſo oft und bei noch wichtigeren Gelegenheiten erwieſen haben.

Erstes Buch.

Aus dem Tagebuche.

Erſtes Capitel.

Das Gewitter.

Das Gewitter, das den Himmel ſeit einer Reihe von Stunden in ein wahres Flammenmeer verwandelt hatte, war endlich vorüber; nur vom Gebirge her zuckten noch einzelne falbe Blitze über das herbſtliche Gefilde.

Je ſpäter im Jahre je ſchwerer die Gewitter; das iſt eine alte Bauernregel und auch unſer Martin, der Gärtner, dem ſeine ſiebenzig Jahre freilich ein gewiſſes Recht geben ſich für ein Stück Wetterprophet zu halten, hat ſie von jeher eifrigſt vertheidigt. Nun, heute kann er triumphiren; es war wirklich eins der heftigſten Gewitter, deren ich mich erinnere, und ſo tapfer die kleine Helene ſonſt auch iſt, ſo

hatte ich doch unter diesem Zucken der Blitze, diesem Krachen des Donners, diesem Tosen des Sturmwindes, der das Haus bis in den Grund erschütterte, einige Mühe sie guten Muthes zu erhalten.

Dem alten braven Martin aber, fürchte ich, wird sein heutiger Triumph etwas theuer zu stehen kommen. Zwar ist, wie mir zu meiner Freude von allen Seiten bestätigt wird, der Schaden in der Umgegend nicht so groß als ich Anfangs fürchtete; der Segen der Felder befindet sich längst unter Dach und Fach, das Obst ist von den Bäumen genommen und so hat die Wuth der Elemente im Ganzen nur wenig gefunden, was sie vernichten konnte. Nur mein Garten, diese geliebte Zuflucht meiner einsamen Stunden, scheint ein wenig gelitten zu haben; lang hingestreckt am Abhange des Berges, lag er für Sturm und Regenfluthen völlig offen und hatte den ersten und heftigsten Angriff auszuhalten. Dem alten Martin standen die Thränen im Auge, da er mir die Verwüstung schilderte: „So viel Mühe und Kosten," murrte er, „ein so glückliches Jahr im Uebrigen, und nun in den letzten Herbsttagen, dicht vor Winter, noch dieses Unglück . . . ."

Ich machte ihn aufmerksam auf die Undankbarkeit, die in seinen Worten enthalten war, und

ſuchte ihn damit zu tröſten, daß, was die Natur vernichtet, auch allemal von der Natur wieder hergeſtellt wird.

Doch wollte er von keinem Troſte wiſſen. Namentlich konnte er ſich über die Verwüſtung unſerer kleinen Baumpflanzungen nicht zufrieden geben. Gras und Blumen, meinte er, wüchſen ſchon wieder, aber ſo ein Baum, das ſei allemal wie ein Stück Menſchenleben. Neue Bäume könne er wohl pflanzen, o ja; aber er zähle ſiebenzig Jahre und was ihm ein Baum nütze, den er nicht mehr in Blüthe ſehen ſolle?

Ich kenne dieſe Art der Leute zu gut, um weiter mit Vorſtellungen in ihn zu dringen; ein ſiebenzigjähriges Leben darf wohl auch für ſeine Irrthümer und Launen ein wenig Nachſicht fordern. Ich entließ ihn alſo mit dem Verſprechen, mich, ſobald das Waſſer ſich ein wenig verlaufen, alsbald ſelber auf die Unglücksſtätte zu begeben und die Verwüſtung in Augenſchein zu nehmen; theils wußte ich, daß dies die beſte Art war, ihn auf andere Gedanken zu bringen, theils wünſchte ich auch noch über Nacht auf Mittel und Wege zu denken, wie dem Schaden in möglichſter Kürze abzuhelfen.

Der Abend dämmerte bereits, als ich kam, meinen Vorſatz auszuführen.

Und allerdings, das war ein kläglicher Anblick! Die wilden Wasser, von der Höhe des Berges niederstürzend, hatten die Umfassungsmauer an verschiedenen Stellen durchbrochen und meine zierlich eingefaßten Beete, meine schönen wohlgepflegten Rasenplätze mit Schlamm und Steinen überschüttet. Meine schlanken hochstämmigen Rosen, die ich mit eigener Hand gepflanzt, waren geknickt, die junge Kirschpflanzung, die wir erst im vorletzten Herbste angelegt, lag hingestreckt, reihenweise, wie die Soldaten in der Schlacht. Ach und was war aus meinem geliebten Rebengang geworden, dessen Schatten mich so oft gastlich empfangen hatte! Die Gewalt des Windes hatte die Spaliere niedergeschmettert, die schönen dichten Ranken mit den breiten grünen Blättern lagen zerknickt am Boden oder flatterten ängstlich in der Luft, wie das Nothsegel eines scheiternden Schiffes; die röthlichen Trauben, die nur noch weniger sonniger Tage bedurft hätten, uns mit ihrem Saft zu erquikken, waren vom Regen zerschlagen und zerdrückt. Von der Hollunderlaube, dem Lieblingsplatz meiner Helene, wo ich so manchen Abend mit ihr verdämmerte, war nichts geblieben als ein wüstes unansehnliches Gestrüppe. Selbst die Terrasse in der Mitte des Gartens, wo sich die Aussicht auf das gegenüberliegende

Gebirge öffnet, war kaum wieder zu erkennen; die Rasenbekleidung war hinweggespült, einzelne Quadern hatten dem Druck des feuchten Erdreichs nachgegeben, der Boden war hie und da gespalten und gähnte mich an, schwarz und finster, gleich einer offenen Gruft.

Es war wie gesagt ein trübseliger Anblick; eine Stadt vom Feinde geplündert, kann nicht wüster, nicht schauerlicher aussehen . . .

Soll ich meine Schwäche gestehen? Den alten ehrlichen Martin hatte ich trösten wollen und nun fühlte ich von der Größe dieser Zerstörung mich selbst aufs schmerzlichste ergriffen. So viel Jahre, dachte ich, hast Du diese Stätte gepflegt und gewartet, so viel ernste und schwere Stunden Deines Lebens, so viel Seufzer und Träume waren mit diesen Bäumen, diesen Blumen verwachsen — und nun haben wenige Stunden genügt, das Alles in Trümmer zu werfen?!

Eine unnennbar trübe Stimmung überkam mich, eine jener Stimmungen, unter deren ehernem Druck ich früher gezittert hatte, wo das Leben uns aschfarben erscheint und aller Muth, alle Hoffnung aus dem gepreßten Herzen entwichen sind. Dazu hing der Himmel noch dicht voll Wolken, einzelne große Tropfen, die Nachzügler des abschiednehmenden

Gewitters, ſchlugen mir ſchwer und kalt ins Geſicht, während ein eiſiger Hauch mich durchfröſtelte. Iſt dies, mußte ich mir ſelbſt ſagen, nicht vielleicht ein Bild Deines Lebens? Glaubteſt Du nicht auch, Deine ſtillen ſonnigen Herbſttage wären gekommen? Und lauert nicht vielleicht auch an Deinem Horizont ſchon das verſpätete Gewitter, das alle Deine Saaten vernichten, Deine Hoffnungen zerſtören wird? Iſt der Frieden der Natur ſolch gebrechlich Ding und Du Thörin wähnteſt, der mühſam errungene Friede Deines Herzens werde von feſterer Dauer ſein? Wo ſind nun die Blumen, die Du ſäeteſt, die Früchte, die Du pflanzteſt? Hat alle Deine Sorgfalt ſie vor einem ſchmählichen Untergange bewahren können? Und wer bürgt Dir, daß die Saat von Liebe und Wohlthun, die Du auszuſtreuen bemüht biſt, beſſer aufgehen und glücklicher gedeihen wird? —

Ich mußte an Dich denken, meine Helene — o Du, zwar nicht das Kind meines Leibes, aber darum nicht weniger das Kind meiner Liebe! Zarte Menſchenknospe, in deren jugendlichem Keime Alles zuſammengefaßt liegt, was ich vom Leben, ja über das Leben hinaus noch wünſche, hoffe, fordere! Mein Herz hält Dich umſchlungen mit hunderttauſend Fäden, wie der mütterliche Boden die Pflanze feſthält,

die er trägt; wenn ich das Leben noch dulde, wenn ich die Dämonen der Vergangenheit, die so oft mit tödtlichem Griff nach meinem Herzen krallten, gebändigt habe, wenn ich mich selbst zu überreden suche, ich könne noch wieder thätig, nützlich und also auch glücklich sein — um wen ist es Alles geschehen als um Dich? Und nun sehe ich es aus diesen zerknickten Zweigen und sehe es aus den zerblätterten Blumen und höre es aus dem Pfeifen dieses Abendwindes, daß auch Du nur eine Knospe bist wie andere und daß auch Dein Leben nur ein Leben sein wird wie Menschen es führen: das heißt ein Leben voll Sturm und Gewitter, voll Widerspruch und Täuschung, ein Leben unter dem Beil des Henkers, voll Kampf, Irrthum und Schuld! — —

Es muß ziemlich lange gewesen sein, daß ich so gestanden habe, in schmerzliche Gedanken versunken, als plötzlich ein leuchtender Strahl mein Auge berührte und ein leiser zärtlich girrender Laut an mein Ohr traf. Ich fuhr in die Höhe — der Wolkenschleier, der den Himmel verdüstert hatte, war zerrissen und hell und klar, ein goldener Feuerball, neigte die Sonne sich dem Untergange zu, während an der entgegengesetzten Seite die silberne Sichel des Mondes langsam in die Höhe stieg. Ich blickte seitwärts

zu meinen Füßen — und siehe da, ein Hänflingsnest schaukelte sich wohlbehalten zwischen den Zweigen eines umgestürzten Baumes; es war offenbar mit der Krone desselben heruntergeschleudert worden, aber so glücklich war der Sturz gewesen, daß weder der zarte Bau, noch seine lustigen Bewohner irgend einen Schaden dabei erlitten hatten. Die Jungen streckten die kleinen nackten Schnäbel piepsend über den Rand des Nestes; die Mutter saß daneben und theilte sorgfältig die Bissen aus, welche das eifrig hin- und herfliegende Männchen unter lustigem Gezwitscher herbeibrachte.

Der Anblick des unbeschädigten Nestes mitten in der allgemeinen Zerstörung ergriff mein Herz mit wundersam tröstender Gewalt; ich dachte noch einmal an Dich, e meine Helene, und fühlte wie der Krampf sich löste, der meine Seele umklammert hielt . . . .

Inzwischen war die Sonne tiefer und tiefer gesunken; ein rosiger Schein verklärte Himmel und Erde. Der Regen tropfte nur noch leise, langsam von den zerknickten Aesten, wie ein Auge, das sich ausgeweint hat und nun unter den letzten Thränen friedlich entschlummert. Die Wasser hatten sich verlaufen, der feste Grund trat wieder hervor; mein

Auge fiel auf ein Asternbeet, das mitten im Sturm unversehrt geblieben war und die Verwüstung kam mir nicht mehr halb so arg vor, als wenige Minuten vorher.

In diesem Augenblick kam auch der alte Martin; er hatte sich nach seiner Art den Aerger vom Leibe geredet und fand nun auch, daß der Schaden nicht gar so groß, wie er Anfangs gedacht hatte. Ich suchte ihn in dem guten Glauben zu bestärken und empfahl ihm, für das Hänflingsnest Sorge zu tragen. Indem ich durch die Gartenthür schritt, blickte ich noch einmal zum Himmel empor; die Sterne traten deutlich aus der Dämmerung und ein wundersamer Frieden, als müßten nun alle Stürme auf ewig vorüber sein, ergoß sich in meine Seele.

Zweites Capitel.

Helene.

Schon auf der Treppe kam mir Helene entgegen; mein langes Ausbleiben hatte sie ängstlich gemacht. Nach ihrer schmeichlerischen Weise zog sie mich in das Zimmer, in die trauliche Ecke zwischen

den Epheuwänden, wo man die doppelte Aussicht auf das Gebirge und in die Ebene hat; ich konnte von hier aus mit Einem Blicke die scheidende Sonne sehen, die nur noch wie ein rother Stern im Aether schwamm, und zugleich den Mond, der immer heller und siegreicher emporstieg. Sein lieblicher Schein stahl sich ins Fenster, lief an den Epheuranken in die Höhe und ruhte dann auf jenen Bildern aus, den Erinnerungszeichen vergangener Jahre, mit denen ich diese meine Lieblingsstätte geschmückt habe.

Helene hatte sich zu meinen Füßen gekauert; ihre großen klaren Augensterne schienen im Mondlicht noch einmal so hell; ohne sie anzublicken, mit halb geschlossenen Augen, fühlte ich doch deutlich, mit welcher Innigkeit, welcher treuen reinen Kindesliebe sie auf meinem Antlitz ruhten.

So saßen wir lange Zeit, ohne ein Wort zu sprechen; die Geister der Vergangenheit wurden wach und nahmen mich gefangen in ihren magischen Netz. Aber sie zeigten keine drohende Miene mehr, ihr Angesicht war klar und mild wie der Abendhimmel, ihre Häupter neigten sich, blaß, aber friedlich, wie der Mond dort oben, der so still, so lächelnd auf uns hernieder schien.

Endlich erinnerte ich mich an das Kind zu

meinen Füßen; die lange bange Stille mußte ihm unheimlich werden. Ich raffte mich also zusammen und fing an ihm allerhand schöne Geschichten und Märchen zu erzählen, wie es unsere Gewohnheit ist in der Dämmerstunde: vom Rothkäppchen, vom Einäuglein und Zweiäuglein, vom schönen Dornröschen und dem edlen Prinzen, der es erlöste.

Das Kind ist sonst unermüdlich im Anhören solcher Geschichten; nur heute zeigte sie keine rechte Aufmerksamkeit dafür, ihr Auge schweifte unruhig zu den Bildern, die in der ungewissen Beleuchtung fast aus ihren Rahmen zu steigen schienen, und dann wieder wandte sie es zu mir, so ernsthaft fragend, so andächtig bittend, als wollte sie auf dem Grunde meiner Seele lesen.

„Aber meine Helene ist müde?“ fragte ich endlich, „meine Geschichten gefallen ihr nicht mehr?“

Das Kind schüttelte das Köpfchen mit jener wunderlichen Bedächtigkeit, die uns schon so oft an ihm in Erstaunen setzte.

„Müde bin ich nicht,“ sagte sie, „sieh nur her, meine Augen sind noch ganz klar und wacker und auch Deine Geschichten sind so gut wie sie immer gewesen sind; Rothkäppchen war ein braves Kind und daß es von dem Kuchen nichts aß, den es

der Großmutter bringen sollte und begnügte sich mit seinem trockenen Brödchen, das hat mir immer sehr gefallen von ihm. Aber . . . ."

Das Kind verstummte und spielte mit großer Ernsthaftigkeit an den Fingern, wie sie alle Mal thut, wenn sie in eine gelinde Verlegenheit gerathen ist.

„Aber?" fragte ich —

Statt aller Antwort sprang das Kind in die Höhe, schlang die kleinen runden Arme fest um meinen Nacken und das glühende Gesichtchen dicht an meine Brust pressend:

„Aber es sind doch nur Märchen," flüsterte sie, „Geschichten von Menschen, die längst todt sind oder auch vielleicht niemals gelebt haben. Ich aber bin nicht mehr so kindisch wie Du denkst, ich möchte wissen" . . .

Sie stockte aufs neue und wühlte ihr Gesichtchen immer tiefer in meinen Schooß.

Die seltsame Aufregung des Kindes versetzte mich in Unruhe. Doch schien es mir das Gerathenste, dem Gange ihrer Empfindungen nachzufolgen.

„Und was möchtest Du wissen?" wiederholte ich, indem ich ihr das Köpfchen leise in die Höhe

richtete und ihr die süßen goldenen Löckchen aus der Stirn strich; der Mond fiel voll auf das runde frische Angesicht und ich war nun gewiß, daß wenigstens eines jener Gemälde allerdings lebendig geworden war.

Die Gedanken des Kindes schienen sich mit den meinigen zu begegnen; es entschlüpfte meiner Umarmung und auf die Bilder uns gegenüber deutend:

„Da," rief es, „sind meine Märchen! da sind die Geschichten, die ich hören will! Du bist mir Vater und Mutter, ich weiß es, und will nie andere Eltern haben. Aber ich weiß auch und Du selbst hast mir gesagt, daß ich einmal andere Eltern gehabt habe — dort, den Mann mit den braunen krausen Locken, und die bleiche Frau daneben mit den sanften stillen Augen — von ihnen erzähle mir! von meinen Aeltern erzähle und von dem fernen fremden Lande, wo ich geboren bin und von wo sie mich zu Dir gebracht haben, ein armes kleines Storchkind, das elendiglich hätte verschmachten müssen, wenn es nicht in Dir, o Du Gute, einen neuen Vater und eine neue Mutter gefunden hätte! Ich liebe Dich — aber ich liebe auch den alten Vater — ich mag keine Märchen und Geschichten mehr — vor meinem Vater will ich hören, von

meinem Vater!!“ rief die Kleine, indem ſie ſich ſchluchzend in meine Arme warf.

Und wäre jetzt wirklich eines der Bilder herabgeſtiegen und hätte mich angeweht mit Geiſterathem, es hätte mich nicht ſo erſchüttern können wie dieſer Auftritt. Wie war mir denn? Hatte die Zeit ſtille geſtanden ſeit vierzig Jahren? war alles Leid und Weh dieſer langen Jahre nur ein Traum geweſen? und war ich das nicht ſelbſt, die da vor mir ſtand, im Kinderröckchen, und drückte die Händchen gegen die Augen und rief: ich will von meinem Vater, von meiner Mutter hören?! Soll denn Alles im Leben ſich nur ewig wiederholen? Iſt mit meinem Namen und mit meiner Liebe auch mein Schickſal auf dieſe unſchuldigen Scheitel übergegangen? Und ſoll die Gegenwart mir nur ewig das ruheloſe, nimmerſatte Geſpenſt der Vergangenheit bleiben? Ja, wie dieſes Kind habe auch ich einſt gerufen, gleich ihm pochte ich, halb aus Zärtlichkeit, halb aus kindiſcher Neugier, an die verſchloſſenen Herzen — welche Antwort ward mir? Und da mir überhaupt eine Antwort ward, was machte ſie aus mir?!

Meine Beſtürzung war ſo groß, daß ſie der Kleinen unmöglich entgehen konnte. Den wahren Grund derſelben errieth ſie natürlich nicht: doch

ſuchte ſie mich nach ihrer gutmüthigen Weiſe zu beruhigen.

„Ich liebe Dich ja ganz gewiß,“ ſagte ſie, indem ſie vor mich hinkniete und die kleinen Arme ſchmeichelnd um meine Füße ſchlang: „Ich liebe Dich ja ganz gewiß und Dich allein; ich habe auch gar keine Sehnſucht mehr nach dem fremden Lande — es muß ein garſtiges Land ſein, weil ſie da meine ſchöne Mutter und meinen guten großmüthigen Vater in die dunkle Erde verſcharrt haben — Ich will bei Dir bleiben ewige Zeit, Du ſollſt meine Mutter ſein und mein Alles und ich Deine Helene und Dein Alles und nie ſoll ſich ein Dritter zwiſchen uns ſtellen. Aber eben deshalb, weil ich Dich liebe, ſollſt Du mir nicht immer blos von Rothkäppchen und Dornröschen erzählen, ſondern von Dir ſelbſt ſollſt Du mir erzählen, von vergangenen Tagen, wo Du noch jung und luſtig und dieſe Bilder noch lebendig waren . . . .“

Ich ſuchte das Geſpräch abzubrechen, indem ich die Kleine erinnerte, daß die Stunde gekommen, wo ſie ſich zur Ruhe zu begeben pflegt.

Aber vergebens! Haben wir Erwachſenen doch, die wir gehärtet ſind in der Schule des Lebens und deren ganzes Studium von früh an dahin gerichtet

iſt, zu ſchweigen, wenn wir ſprechen möchten, und zu lächeln, wenn uns die Thränen in die Augen ſteigen — haben wir doch unſere Stunden, wo das Herz ſich nicht länger meiſtern läßt und der langverhaltene Strom der Empfindung unwiderſtehlich durch alle Dämme bricht; ſollte ein Kind denn ſtärker ſein? So überraſchend mir der Vorgang war, ſo war er doch offenbar keine bloße Geburt des Augenblicks; meine kleine Helene hatte dieſe Gedanken offenbar ſchon unzählige Male im Köpfchen hin- und hergewälzt, unzählige Male waren ſie ihr auf die Lippe getreten; was jetzt losbrach, wie ein Bach, der ſeine Ufer überſteigt, dieſe ſtrömenden Thränen, dieſe Fluth von Fragen und Ausrufen, hatte offenbar ſchon ſeit Langem auf der Tiefe ihres kleinen Herzens gebraust und gegohren. Mit Schaudern erinnerte ich mich an die ſchlafloſen Nächte, die ich einſt in demſelben Alter über denſelben Geheimniſſen zugebracht; ich fühlte den erſtickenden Schmerz, mit dem ich damals gerungen, wenn die verbotene Frage mir auf der Zunge brannte und ich mußte ſie wieder hinunterſchlucken, ohne Antwort, ohne Troſt. Ein unendliches Mitleid ergriff mich und obwohl ich mir ſagen mußte, daß die kleine Helene ſehr viel glücklicher war als ich es dereinſt geweſen, indem hier nichts

von jenen Geheimnissen obwaltet, die meine Jugend verdüsterten und ihren finstern Schatten noch weit, weit bis in die Mitte meines Lebens warfen, so konnte ich doch nicht umhin meine Thränen mit den ihren zu vermischen.

Das Kind reckte sich in die Höhe, um sie mir vom Gesichte zu küssen.

„Siehst Du," sagte sie, „nun weinst Du schon wieder — denkst Du denn, ich habe nicht gesehen, wie oft Du vor diesen Bildern weinest? Meinst Du, ich habe Dich nicht belauscht, wie Du die Arme gegen sie breitest und Seufzer ausstößst, ach so schmerzliche Seufzer, daß ich weinen muß, so wie ich daran denke? Du bist so sanft, so gut, alle Leute segnen Dich — warum weinst Du denn? Was hast Du, daß Du zuweilen so traurig wirst und schickst Deine kleine Helene hinaus und ich sehe nur durch die Thürspalte, wie Du die Hände ringst und Dein liebes Gesicht in Thränen badest? Der finstere Mann dort mit dem schwarzen buschigen Haar, rechter Hand vom Vater — Du hast mir gesagt, es wäre Dein Mann gewesen und das bleiche blasse Kind war Dein Sohn — warum sieht Dein Mann so finster aus? Was soll die schwarze Schleife an dem Rahmen? Und warum ist Dein Sohn ebenfalls

müde geworden vor der Zeit und hat ſich zur Ruhe gelegt in die kühle Erde, lange bevor ich gekommen? Es wäre ſo hübſch geweſen, wenn ich einen Bruder gehabt hätte und wir hätten immer mit einander ſpielen wollen . . . .“

Herr des Himmels, welche zweiſchneidige Meſſer haſt Du auf die Lippe dieſes Kindes gelegt, daß es mich verwundet, indem es mich liebkoſen will?!

Doch bezwang ich meine Aufregung, ſo gut es eben gehen wollte und ſuchte die Kleine aufs Neue damit zu beruhigen, daß ich ſie auf ſpätere Zeiten vertröſtete, bis ſie älter und verſtändiger geworden.

Allein meine Worte fanden nur halben Eingang.

„Ich will ja gerne warten,“ ſagte ſie, indem ſie ſich dicht an meine Wange ſchmiegte, „theure Mutter; aber verſprich mir nur, daß Du nicht von mir gehen willſt und willſt mich nicht allein laſſen in der weiten Welt, ohne mir Alles geſagt und erzählt zu haben. O Mutter,“ rief das Kind, während ſeine Thränen aufs Neue unaufhaltſam floſſen, „ich habe ja Niemand auf der weiten Welt als Dich, weder Bruder noch Schweſter, noch irgend einen Menſchen, der von der kleinen Helene weiß und ihr Geſchichten erzählen kann und kann ſie tröſten, wenn ſie traurig iſt — o denke, denke, theuere

Mutter, wenn nun eines Tages die schwarzen Männer kämen und trügen auch Dich davon — wäre ich nicht auf der Welt wie ein Vöglein, das aus dem Nest gefallen? Und siehst Du, es ist nicht blos um meinet- und auch nicht blos um Deinetwillen — auch die armen Todten dauern mich in ihren Gräbern; es muß Jemand sein, der von ihnen weiß, sie müssen Jemand haben, die armen stummen Bilder da oben, der sich vor sie stellt in den langen stillen Abenden, wie Du es zuweilen thust, und nickt ihnen zu und spricht mit ihnen gleich Dir und erzählt ihnen alte schöne Geschichten von ehedem — nicht wahr, da freuen die Bilder sich? und die guten Todten schauen hoch von oben mit ihren Sternenaugen darein und flüstern uns leise Antwort zu? Ach, Mutter, es muß ja schrecklich sein, sterben und Niemand zurücklassen, der uns liebt und von uns weiß; auf solchen Gräbern, meine ich, könnte ja keine Blume blühen und kein Vogel könnte zu ihren Häuptern nisten . . . ."

Drittes Capitel.

Der Entschluß.

In diesem Tone sprach die Kleine noch lange fort; mit Erstaunen bemerkte ich — eine Bemerkung, die wir im Umgang mit Kindern freilich sehr häufig machen, und die nur immer aufs neue beweist, daß jeder Mensch sich nach eigenen Gesetzen entwickelt und daß, so wenig man den Halm kann wachsen sehen, ebenso auch kein Ohr fein, kein Auge scharf, ja selbst keine Liebe wachsam genug ist, in die stille Pflanzstatt des menschlichen Herzens zu dringen, sondern jeder Mensch ist noch heute ein Wunder: wie es erscheint, so ist es da . . .

Mit Erstaunen, sage ich, bemerkte ich, daß das Kind sich seit einiger Zeit viel rascher entwickelt und weit mehr an Gedanken und Empfindungen in sich verarbeitet hatte, als ich ihm zugetraut. Ist man einmal so weit, die beginnende Selbständigkeit des Kindes anzuerkennen, so ist auch das richtige Verhältniß bald gefunden. Ich zog die Kleine neben mich und erzählte ihm mit einfachen Worten und im Zusammenhang, nicht mehr nicht weniger, als ihrer

Faſſungskraft angemeſſen und als ſie ſchon früher durch einzelne gelegentliche Äußerungen erfahren hatte.

Nämlich daß ihr ſeliger Vater mein nächſter und liebſter Jugendfreund, der Geſpiele und Lehrer meiner Kindheit geweſen; daß er dann ſeiner Berufsgeſchäfte halber weitweg in fremde Länder gegangen und ſich endlich in England niedergelaſſen; daß wir im Zeitraum vieler Jahre wenig oder nichts von einander erfahren und daß ich ihn auch nie mit Augen wiedergeſehen; daß er ſich ſpäter in England eine Frau genommen, Helenens Mutter, und daß er nach dem frühzeitigen Tode derſelben, da er ſelbſt ſein Ende herannahen fühlte, das verwaiſte Kind, als ſein ſchönſtes und theuerſtes Beſitzthum, in meinen Schutz, den Schutz der alten treuen Jugendfreundin übergeben . . . .

Es war das, wie geſagt, keine Silbe mehr, als ſie ſchon früher gehört hatte. Aber der Umſtand, daß ich es ihr heute zum erſtenmal im Zuſammenhange vortrug und daß meine Erzählung ausdrücklich für ſie beſtimmt war, gab derſelben einen ganz neuen Werth und trug nicht wenig dazu bei, den Ungeſtüm der Kleinen zu beſchwichtigen. Sie lächelte unter Thränen, nannte mich ihr beſtes Mütterchen, warf den Bildern ihrer Eltern ein Kußhändchen zu

und ließ sich dann so sanft und ruhig in ihr Bettchen bringen, als wäre überhaupt nichts vorgefallen.

Ich aber habe noch lange einsam an ihrem Lager gesessen. Sie lag ruhig mit gefaltenen Händchen; kleine warme Schweißtropfen perlten auf der weißen Stirn, die Wangen waren rosig angehaucht und die kleine Brust wogte in regelmäßigen Zügen langsam auf und nieder.

Und doch konnte ich nicht Ruhe finden und noch immer war es mir, als fühlte ich ihr Aermchen ängstlich um meine Kniee geschlungen und ihr kleines feines Stimmchen wimmerte: „ich will von Vater und Mutter, ich will von Dir, ich will von der Vergangenheit wissen!"

Ich bin nicht abergläubisch, wenigstens nicht abergläubischer als es Frauen verstattet ist, und doch klang es mir unablässig vor den Ohren und immer aufs neue mußte ich es mir wiederholen: „wenn die schwarzen Männer nun kommen, Dich auch hinweg zu tragen, o denke, denke, daß ich dann ganz allein bin und Niemand habe, der mir erzählen kann von der alten Zeit!"

Nein, meine theure Helene, Du sollst nicht sein wie das Vögelchen, das aus dem Nest gefallen; warme Hände sollen Dich betten, der Athem der

Liebe soll Dich groß ziehen wie bisher, und kann meine Stimme Dich nicht mehr erreichen, wohlan, so soll es mein geschriebenes Wort noch thun und soll Dir in der Geschichte meines Lebens, die ja so eng mit dem Deinen verflochten ist, einen Spiegel vorhalten für Deine reifern Jahre. So Gott will, wirst Du desselben nie bedürfen; sollte der Himmel jedoch anders über Dich beschlossen haben und auch Dir sollte die Stunde des Irrthums und der Versuchung kommen, so mag sein Anblick Dir neue Kraft und Stärke geben. Unsere theuren Todten sollen nicht unbeklagt, nicht unverstanden bleiben; auch wenn das meine sich längst geschlossen, soll noch ein Auge sein, das ihnen zärtlich zunickt und ihrem Andenken den heiligen Zoll der Thränen nicht versagt. Meine Lippen werden in Staub und Asche zerfallen, vielleicht sehr bald; aber die Deinen, Du holde Knospe, gleich zwei blühenden Rosen, sollen den armen stummen Bildern zuflüstern und sollen ihnen sagen, daß das Schicksal versöhnt ist und daß keine Nacht so dunkel, die Sonne Gottes muß endlich doch die Welt durchleuchten! —

Werde ich die Kraft, ja werde ich nur immer den Muth haben, den finstern Spuren meiner Vergangenheit nachzugehen? Wie lange, wie ängstlich

hab' ich ſie geſloben! Wie oft war es mir bei Tag, bei Nacht, als ob ihre Geſpenſter mir über die Schulter grinſten, daß ich nicht um mich zu blicken wagte! Ja wie oft bin ich emporgeſprungen in nächtlicher Stunde vom ruheloſen Lager und habe mich an Dein Bett geſlüchtet, o Du mein theures Kind, Du reine zarte Blume, und habe meine Hände über Dein Haupt gebreitet und habe zu Gott gebetet, daß er mich ſchütze, ſchütze vor dem Wahnſinn um Deinetwillen! Und nun will ich ſelbſt an dieſen finſtern Geheimniſſen rühren? Wie mit einem: ‚Seſam öffne Dich,' will ich an den Zauberberg meiner Erinnerungen treten und weiß doch ſelbſt nicht, ob ich im Stande ſein werde, mich zurückzufinden?

Ich will es, ja ganz gewiß, ich will es! Wie ſagte die Kleine? Die Todten können nicht in Frieden ſchlafen, wenn Niemand iſt, der von ihnen weiß und ſpricht. Wohlan denn, meine Todten! Du mein armer finſtrer Mann, von dem ich viel Unrecht erlitten und an dem ich ſelbſt noch größeres begangen, und Du mein theurer, mein unvergeßlicher Freund — ſeht her, ich bringe Euch Euer Todtenopfer! Das ſoll meine eigentliche und letzte Buße ſein: ich will dem Labyrinth meiner Schickſale, meiner Irrthümer, meiner Verſchuldungen nachgehen, ich will

es aufzeichnen, wie ein Gewebe von kleinen unscheinbaren Zufälligkeiten, von Eitelkeit, Mißverständniß, Schwäche sich zu einem Netz ausspann, dem wir endlich Alle erliegen mußten. — Auch sind die Geister noch lange nicht so gebannt wie ich dachte, mein Herz ist noch voll von Furcht und Reue; der heutige Abend nach dem Gewitter hat es mir gezeigt. Gut denn, ich will ihnen Stand halten; ich will noch einmal den trüben Gang meines Lebens an mir vorüber gleiten lassen und will zu Gerichte sitzen über meine eigenen Irrthümer. Nicht um Andere anzuklagen, nicht um mich selbst rein zu waschen, beim Himmel nicht! Was wir Schicksal nennen, ist immer nur der Widerschein des eigenen Gemüthes; jeder Boden trägt nur den Samen, der in ihn gelegt ist; äußere Umstände können uns hindern glücklich zu sein, aber unglücklich werden wir nur durch Uns selbst. —

Wird das Schicksal mir Kraft und Zeit verleihen, das begonnene Werk zu vollenden? Wird ein Tag kommen, wo ich meine Helene herangeblüht sehe zur glücklichen Frau und Mutter und ihr — nicht ohne Scham um meinet-, aber doch ohne Scham um ihretwillen — diese Leidensgeschichte einer ihrer Mitschwestern übergeben kann?

Ich weiß es nicht, aber ich hoffe es; ich denke an das Hänflingsneſt im umgeſtürzten Baum und mein Herz fühlt ſich wie von Schwingen getragen. Seit dieſes Kind meiner Obhut übergeben ward, hat mein Leben wieder Werth und Würde, ich begreife nun, wozu der Himmel mich aufgeſpart und warum ich der Verzweiflung meiner frühern Jahre nicht erlegen bin! Sie zum reinen, tüchtigen Weibe heranzuziehen; die edle Knospe freien reinen Menſchenthums, die in ihre Bruſt gelegt ward, zu entfalten zur friſchen vollen Blüthe; ſie zu hüten vor jenen kleinen unſcheinbaren und doch ſo gefährlichen Wunden, den Wunden der Verbitterung, der Beſchämung, der Eitelkeit, die ſo oft ſchon in unſere jugendlichen Herzen geritzt worden, bevor nur ein Menſch daran denkt, daß wir überhaupt ein Herz haben, und die dann ſpäter ſo oft ſo furchtbar verhängnißvoll werden; ſie (mit einem Worte) dem Leben ſo rein zu übergeben, wie ich ſie vom Sterbebett ihres Vaters empfangen habe, und dabei ſo ſtark und in ſich befeſtigt, daß ſie keine Gefahren des Lebens zu ſcheuen braucht — das iſt es, wofür ich noch lebe, das iſt die Aufgabe, die ich zu erfüllen habe und der auch dieſe Blätter dienen ſollen. —

Und ich werde ſie erfüllen! Habe ich nicht

gesehen, wie die Sonne ihren purpurnen Schein über die sturmgepeitschten Fluren goß? Wandelt nicht der Mond nach Regen und Wetternacht seine ewig gemessenen Pfade? Ist das Leben eines Menschen weniger denn ein Herbsttag und sollte nicht auch für meinen Lebensabend noch irgend wo ein letztes mildes Sonnenleuchten aufgespart sein? Ich glaube an die ewige Gerechtigkeit des Schicksals und daß keine Schuld ohne Strafe bleibt: aber ich glaube auch an die Kraft einer aufrichtigen, werkthätigen Buße und daß Gott Dem seinen Frieden nicht weigert, der ihn ernstlich sucht. Schlaf' denn, theure Helene, schlaf' in Frieden! Ich aber wache und schreibe mit zitternder Feder die Geschichte meines Lebens, meiner Liebe und meiner Leiden . . .

Zweites Buch.

Eine Kindheit.

Erſtes Capitel.

Der weiße Pudel.

Es iſt etwas Wunderliches mit den Jugenderinnerungen; die wichtigſten und intereſſanteſten Ereigniſſe unſerer Kindheit, Züge geliebter Perſonen, Aeußerungen und Vorfälle, die für unſer ganzes Leben entſcheidend geworden ſind, vergeſſen wir zuweilen oder können uns doch nur aus den Erzählungen dritter Perſonen an ſie zurückerinnern, während andere ganz geringfügige, ja zufällige Umſtände von dem eigenſinnigen Gedächtniß mit einer faſt beängſtigenden Treue feſt gehalten werden.

So ergeht es auch mir. Indem ich die Bilder meiner früheſten Kindheit an mir vorüber ziehen laſſe, ſteht kaum ein zweites ſo lebendig vor mir und mit ſolcher Deutlichkeit als . . . .

Aber nein, es ist zum Lachen und ich schäme mich fast vor mir selbst, es hinzuschreiben. Doch muß es heraus: die früheste, deutlichste, und beinahe muß ich hinzusetzen, auch die liebste Erinnerung meiner Kindheit knüpft sich nicht an Vater oder Mutter, sondern an — einen weißen Pudel.

Und zwar war dieser Pudel gar kein wirklicher Pudel; wie wäre auch ein Hund, ein leibhaftiger wirklicher Hund wohl jemals geduldet worden in dem klösterlichen Hause, in welchem ich meine Kindheit verlebte? Sein Bellen hätte ja die feierliche Stille unterbrochen, die in diesen Räumen herrschte; er hätte ja vielleicht einmal zur Unzeit an die Thür kratzen oder springen können, wo er blos laufen, laufen, wo er still liegen sollte . . .

Nein, solche Extravaganzen wurden in unserm Hause nicht geduldet; da war Alles fein nach der Schnur geordnet, nicht blos Essen und Trinken, Schlafen und Aufstehen, auch Sprechen und Schweigen, Fragen und Antworten, die Augen Auf- oder Niederschlagen — es hatte Alles seine vorgeschriebene Stunde oder richtiger gesagt seine Minute; Menschen hatte man allenfalls so dressiren können, aber der gelehrigste Hund wäre für diese künstliche Hausordnung, in der wir lebten und erzogen wurden, noch

immer viel zu einfältig, viel zu widerſpenſtig geweſen . . . .

Und ſo war denn auch der Pudel, der mich als Kind dermaßen entzückte, daß ſein Bild noch heute vor mir ſteht, mit einer Deutlichkeit, daß ich ihn geradezu malen könnte — auch dieſer mehrerwähnte verhängnißvolle Pudel war nicht mehr noch weniger, als ein Stückchen Holz oder Pappe, beklebt, wie ich jetzt vermuthe, mit einem Stückchen Schaffell und prächtig ausſtaffirt mit einer kohlſchwarzen Schnauze, mit zwei langen zotteligen Ohren, die ihm bis weit auf den wohlgenährten Leib herunterhingen; ferner mit zwei großen ſchwarzen Glasaugen, von ſchmalen ſcharlachrothen Ringen eingefaßt, was freilich weniger naturgetreu als maleriſch war; endlich mit einem Streifen Goldpapier um den wolligen Hals, ſo breit und ſo ſtrahlend, wie das breiteſte Meſſingbalsband der wohlgepflegteſten Dogge nur jemals ſtrahlen kann.

Dieſer merkwürdige Pudel, gravitätiſch auf den Hinterbeinen ſitzend, die Vorderfüße vor ſich hinſtemmend, mit einer Zierlichkeit, als hätte der Tanzmeiſter ſie ihm zurecht gerückt — ſtand im Schaufenſter eines Spielwaarenladens. Ganz ohne Zweifel werden noch viele andere Herrlichkeiten deſſelben Schlages daneben geſtanden haben: doch iſt nichts davon in

meiner Erinnerung zurückgeblieben; so sehr nahm der Pudel mit dem krausen weißen Fell, den langen lappigen Ohren, der kohlschwarzen Nase, die ordentlich in die Luft zu schnopern schien, meine Aufmerksamkeit gefangen.

Woher dieser gewaltige Eindruck? Und wie es kam, daß von allen Schätzen, welche das Schaufenster eines Spielwaarenladens für die Begehrlichkeit eines Kindes zu enthalten pflegt, nur gerade dieser Pudel, sonst nichts, mich in eine solche Begeisterung versetzte, daß ich die Spuren davon noch heut im Gedächtniß trage?

Ich weiß es selbst nicht mehr zu sagen. Doch hat man mir in spätern Jahren erzählt, daß ich als Kind stets eine große Sehnsucht nach einem Hund, einer Katze, einem Lamm oder irgend einem andern Spielgefährten dieser Art, ja selbst nur nach einem Vögelchen gehabt habe, das ich mir hätte im Käfig halten, mit dem ich mein Morgenbrod hätte theilen, dessen Zwitschern ich hätte belauschen dürfen. Wie schon erwähnt, gestattete die Ordnung unseres Hauses die Erfüllung meines Wunsches nicht, selbst angenommen, daß es in diesem Hause überhaupt Sitte gewesen wäre, auf die Wünsche der Kinder Rücksicht zu nehmen:

und so bewunderte ich denn vermuthlich im Bilde, was mich in Wirklichkeit niemals beglücken sollte.

Und dann noch ein Grund, der eigentlich Alles erklärt: der schöne weiße Pudel, mit den rothen Ringen um die Augen und dem funkelnden Halsband, war ein Spielzeug. Spielzeug aber gehörte in dem Hause, wo ich erzogen ward, ebenfalls zu den verbotenen Dingen; es war, wie man uns sagte, nur eine Quelle des Müssiggangs für die Kinder und gab ihrer Phantasie, dieser verderblichsten aller Seelenkräfte, eine höchst gefährliche Nahrung. So weit ich zurückdenken kann, sind bunte Steinchen, die ich heimlich von der Erde las, dürre Blätter, abgefallene Zweige das einzige Spielwerk gewesen, mit welchem ich mich beschäftigen durfte; jene köstlich bunten Nußknacker mit den großen Glotzaugen und den spitzen Judenbärten, jene Puppen zum Aus- und Ankleiden, jene Bettchen mit Vorhängen, hinter denen die Puppen so behaglich schlummern, jene Häuser, Wagen, Pferdchen, die anderwärts das Entzücken der Kinderwelt bilden — über unsere Schwelle durften sie nicht kommen, das ‚System' des Hauses gestattete ihnen keinen Zutritt.

Alles mit Ausnahme jenes classischen Pudels. Ich soll dazumal als Kind ein sehr drolliges Ding

geweſen ſein. Die peinliche Stille, die in unſerm Hauſe herrſchte, wo nur gerade ſo viel geſprochen ward, wie unumgänglich nöthig, und auch dies nur in herkömmlichen Pauſen, ja ich möchte ſagen, in einem beſtimmten Tonfall und einer vorgeſchriebenen Zahl von Worten, widerſtand meinem unruhigen Geiſte. Da Niemand mit mir ſprach und ich auch Niemand hatte, mit dem ich ſprechen durfte, ſo verfiel ich auf den Ausweg mit mir allein zu ſprechen.

Auch dies mußte natürlich heimlich geſchehen oder doch ſo, daß es Niemand ſtörte. Es ſoll ſich wunderlich ausgenommen haben, wie ich als Kind zuweilen mutterſeelenallein in der Ecke geſtanden habe, das Geſicht gegen die Wand gekehrt, und habe mit leiſer flüſternder Stimme mir ſelbſt lange, lange Geſchichten erzählt, ordentlich in Frag' und Antwort, und habe Dienerchen dazu gemacht und mit dem Kopf genickt und habe in die Hände geſchlagen, als ob ich mich gar nicht zu laſſen wüßte vor Verwunderung über die ſeltſamen Neuigkeiten, die mir da erzählt würden.

Mein Vater freilich — oder vielmehr der Mann, der ſich meinen Vater nennen ließ, durfte nichts davon hören; jedesmal, daß er es bemerkte, züchtigte er mich heftig und ſchalt mich mit einem Namen,

den ich allerdings damals und auch noch lange Zeit später nicht verstand, aber der mir schon damals das Blut in die Wangen trieb — er nannte mich Schauspielerdirne . . .

Aber nein, ich sehe schon, daß ich auf diesem Wege nicht zum Ziele komme; ich muß meine Erzählung anders anzufangen suchen, selbst auf die Gefahr hin meine eigenen Erinnerungen mit Dingen zu vermischen, die ich erst viel später aus den Erzählungen Anderer erfahren oder auch mir selbst erst aus späteren Ereignissen zusammengesetzt habe. Ist doch das ganze menschliche Leben, bewußt und unbewußt, nur eine einzige große Täuschung; so wird dies jedenfalls noch eine der unschuldigsten sein.

Zweites Capitel.

Das Lied vom braven Mann.

Wer vor dreißig Jahren oder auch noch ein Stück länger in derselben Vorstadt wohnte, in welcher unsere Wohnung lag — und um die Wahrheit zu sagen, war es eine der entlegensten und ödesten Vorstädte, welche jemals einer größeren Provinzialstadt des

nördlichen Deutschland als Außenwerke gedient haben — der hat auch nothwendig den Herrn Nonnemann gekannt: oder wie er für gewöhnlich hieß, den Herrn Rechnungsrath. Er war zwar eigentlich nur Rendant einer öffentlichen Kasse und hat jenen Titel, so viel ich weiß, niemals mit officieller Bestätigung geführt Doch waren es höfliche Leute, unter denen wir lebten und darum versäumte auch Niemand, der mit Herrn Nonnemann geschäftlich oder außergeschäftlich zu verkehren hatte, ein möglichst emphatisches ‚Herr Rechnungsrath' so oft nur immer möglich, in seine Rede einzuflechten.

Der würdige Mann, der, wie in allen andern Stücken, so auch im Punkt der Bescheidenheit ein wahres Muster war, protestirte zwar jedesmal aufs lebhafteste gegen eine Ehre, die ihm nicht zukomme; er sei nichts als simpler Kassenrendant und werde auch wohl leben und sterben als Kassenrendant. Drückten die Leute dann ein gerechtes Erstaunen darüber aus, wie ein Mann von so glänzenden Talenten und so anerkannter Rechtschaffenheit es noch nicht weiter gebracht habe als zum Kassenrendanten, so gab Herr Nonnemann zwar mit halber Stimme zu: allerdings, er müsse es selbst sagen, Talente — nun, darauf mache er keinen Anspruch, das sei

freie Gabe des Himmels, ja wenn man so manches dieser berühmten Talente näher ins Auge fasse und ihren Schicksalen nachdenke, so könne man billig in Zweifel gerathen, ob dies sogenannte Talent nicht vielmehr eine Gabe des Teufels sei, dessen Existenz, sammt Klauen und Hörnern und Pferdeschweif, einen stehenden Artikel in dem Glaubensbekenntniß des Herrn Nonnemann bildete.

Wenn das Gespräch bis dahin gediehen war, pflegte Herr Nonnemann regelmäßig eine Pause zu machen, während deren er seine großen glasigen Augen gen Himmel richtete und da eine Weile umher schweifen ließ, als ob er erwartete, derselbe solle sich öffnen, um durch irgend ein Zeichen und Wunder sofort die Wahrheit seiner Bemerkung zu bestätigen. Da der Himmel indessen geschlossen blieb, so ließ er die Blicke ebenso regelmäßig wieder zur Erde gleiten, suchte auch da, ob nicht irgendwo höllisches Feuer empor schlüge, und da auch hier Alles in gewohnter Ordnung blieb, so entschloß er sich endlich fortzufahren, indem er die hohe weiße Halsbinde, in welcher sein breites feistes Kinn begraben lag wie (man verzeihe der Hausfrau das Bild) ein weiß geschmortes Spanferkel in dem Tellertuch, in welchem es servirt wird, noch höher zog.

Aber was Fleiß anbetreffe, Fleiß und Rechtschaffenheit, fuhr Herr Nonnemann fort, darin glaube er sich allerdings mit Jedem vergleichen zu dürfen. Fleiß und Rechtschaffenheit aber, nach seinen schlichten Gedanken, wären besser als große Talente; vielleicht nicht besser, aber jedenfalls sicherer und auch nützlicher für die Mitmenschen. Das sei ihm oft ein erhebender Gedanke und tröste ihn für so Manches, was er übrigens zu leiden habe, daß seiner Rechtschaffenheit der Schweiß seiner Mitbürger (er war nämlich Vorstand einer Sparkasse) anvertraut sei. Rechtschaffenheit sei die Krone des Mannes; und wenn er auf einer wüsten Insel wäre, allein und verlassen, und hätte nichts, sein verschmachtendes Leben zu fristen als ein Stück Brod, aber dies Stück Brod sei mit Unrecht erworben, wenn auch von einem Dritten — so werde er, sofern er darum wisse, lieber verschmachten, als mit der unrechtmäßig erworbenen Rinde Brod sein Leben retten.

Gewöhnlich schaltete bei dieser Stelle Derjenige, den Herr Nonnemann die Ehre seiner Unterhaltung würdigte (und er führte solche Unterhaltungen stets nur mit dritten Personen, im Kreise der Familie war er für gewöhnlich von einer wahrhaft ehernen Schweigsamkeit), die Versicherung ein, wie er vollkommen

des Herrn Rechnungsrathes Meinung sei und wie auch die ganze Stadt sehr wohl wisse, daß sie keinen rechtschaffeneren und redlicheren Bürger habe als den Herrn Rechnungsrath. Aber eben deshalb werde der Herr Rechnungsrath auch gewiß noch seine Carriére machen; solcher feiner Köpfe wie der Herr Rechnungsrath, gebe es nicht viele, und was das Rechnen anbetreffe, diese wichtige Kunst, in der so leicht ein Irrthum passire, und das Kassenwesen und die Buchführung, so sei es ja eine stadtbekannte Sache, daß Niemand weit und breit, der dem Herrn Rechnungsrath darin auch nur das Wasser reiche.

Auch dieses Anerkenntniß seiner Verdienste lehnte der bescheidene Herr Nonnemann regelmäßig ab und nur soviel gestand er zu, daß er allerdings, wenn das Glück ihm ein wenig geneigter gewesen wäre und wenn er sich nicht so frühzeitig mit fremder Leute Schicksal hätte belasten müssen — daß er es dann allerdings wohl etwas weiter gebracht haben würde . . .

Bei diesen Worten, die Herr Nonnemann mit einem eigenthümlichen halb verschämten, halb salbungsvollen Ausdruck sprach, pflegte regelmäßig (denn es war überhaupt Alles regelmäßig an diesem Manne,

was er that oder ſagte, und wer ihn einmal gehört oder geſehen, hatte ihn gehört und geſehen für ewige Zeiten) .....

Herr Nonnemann, ſage ich, pflegte bei dieſen Worten auf ſein ſauber gefälteres Jabot, das in Verbindung mit dem weißen Halstuch das Prachtſtück ſeiner übrigens ſehr beſcheidenen Toilette bildete, herniederzuſehen und mit leichtem Finger und einem halb unwilligen Kopfſchütteln die Staubkörnchen wegzuſchnippen, die etwa ſo verwegen geweſen waren ſich darauf niederzulaſſen. Die Kunſtpauſe, welche auf dieſe Weiſe entſtand, wurde dann von dem Partner des Geſprächs in der Regel benutzt, unter den lebhafteſten Verſicherungen der Theilnahme und indem er Stein und Bein ſchwor, daß nicht ungebührliche Neugier, ſondern allein das wärmſte, herzlichſte Intereſſe ihn ſo zudringlich mache, ſich des Näheren nach den Schickſalsſchlägen zu erkundigen, von denen der Herr Rechnungsrath betroffen worden und die er ſelbſt nur ſo geheimnißvoll andeutete. Es thaten dies, wie ich öfters zu bemerken Gelegenheit hatte, ſogar Perſonen, die Herrn Nonnemann zwanzig Jahre und länger kannten und die auch ſeine Familiengeſchichten im Lauf dieſer Zeit zwanzigmal und öfter aus ſeinem eigenen Munde

vernommen hatten: ein Beweis, ohne Zweifel, wie interessant Herr Nonnemann zu erzählen wußte, sobald er sich einmal entschlossen hatte das Stillschweigen zu brechen, in das er sich für gewöhnlich hüllte und das ihm, verbunden mit seiner großen mächtigen Gestalt, den großen blassen Augen und der hohen weißen Halsbinde, so etwas ungemein Ehrwürdiges, um nicht zu sagen Geheimnißvolles gab.

Drittes Capitel.

Ein Wohlthäter.

Ich würde dem Gang der Ereignisse zu weit vorgreifen, wollte ich hier schon erzählen, wie es mit den Familienschicksalen des Herrn Nonnemann eigentlich zusammenhing. Nur soviel darf ich für den Augenblick verrathen, daß ihm, dem Aeltesten von drei Geschwistern, nach dem frühzeitigen Tode der beiden Eltern, die allerdings nicht leichte Pflicht zugefallen war, sich ihrer Hinterbliebenen anzunehmen. Ein Bruder von ihm war Prediger auf dem Lande gewesen; damit er studiren könne, hatte Herr

Nonnemann (ſo wenigſtens pflegte dieſer ſelbſt die Sache darzuſtellen) dem Studium entſagt und ſich mit der ärmlichen und glanzloſen Laufbahn des niedern Beamten begnügt.

Aber kaum daß der Bruder das Ziel ſeiner Wünſche erreicht, kaum daß er die Kanzel als Pfarrer beſtiegen und ein gutes ſtilles Mädchen von braven, aber mittelloſen Eltern, das er ſeit ſeiner Schulzeit geliebt, als Ehegemahl heimgeführt und an zwei derben tüchtigen Knaben die Süßigkeit des Vaterglücks erprobt hatte — als ein Bruſtleiden, das in der Stille wohl ſchon längſt an ihm genagt hatte, ihn plötzlich dahin raffte.

Die Eltern der Frau waren inzwiſchen ebenfalls geſtorben, anderweitige Verwandte exiſtirten nicht, Vermögen war natürlich nicht vorhanden und ſo war Herr Nonnemann denn, wohl oder übel, der Einzige, auf deſſen Schutz und Beiſtand die hilfloſe Familie ſich angewieſen ſah.

Soll ich nach dem urtheilen, was ich ſpäterhin mit eigenen Augen geſehen und ach, nur zu oft mit eigenen Ohren gehört habe, ſo möchte ich faſt glauben, daß es Herrn Nonnemann doch nicht ſo ganz leicht geworden, den glänzenderen Ausſichten, welche ſeine Talente ihm eröffneten, zu entſagen und ſich,

ein Opfer der Bruderliebe, der Pflege der Witwen und Waisen zu widmen. Doch war auch dies vielleicht nur ein Zug jener großartigen Bescheidenheit, durch welche der vortreffliche Mann sich auszeichnete, daß er auch seine Wohlthaten mit einer Miene erwies, daß sie beinahe aufhörten Wohlthaten zu sein. Die beiden Knaben wurden auf seine Fürsprache in einem benachbarten Waisenhause untergebracht; die Witwe des Bruders aber nahm er zur Führung seiner kleinen Wirthschaft in sein Haus, wo wir sie demnächst als Tante Fränzchen werden kennen lernen.

Ob dies viel oder wenig war und ob ein Bruder für die Nachgelassenen des andern mehr oder weniger thun kann oder soll, wage ich nicht zu entscheiden; gerade in diesem Punkt, der dem natürlichen Gefühl so einfach und selbstverständlich erscheint, herrschen, Dank der Verwickelung unserer geselligen Einrichtungen, so viel Rücksichten, die Existenz des Menschen ist heut zu Tage solch ein schwieriges, viel verflochtenes Ding geworden, so abhängig von tausend kleinen Nebenumständen, daß man sich in Acht nehmen muß, das natürliche Gefühl, so richtig es auch an sich gewiß ist, in jedem einzelnen Fall sofort zum Richter zu machen. Genug, Herr

Nonnemann ſelbſt fand, daß es ganz außerordentlich viel ſei, was er leiſtete — ſo viel, daß er, um uns ſtets im richtigen Bewußtſein ſeines Edelmuths und unſerer Dankbarkeit zu erhalten, ſeinem zartfühlenden Herzen den Zwang anthun mußte, uns täglich, ja ſtündlich daran zu erinnern.

Es war dies faſt der einzige Gegenſtand, in Betreff deſſen Herr Nonnemann ſelbſt im Innern ſeines Hauſes eine gewiſſe Beredtſamkeit entwickeln konnte. War das pädagogiſche Thema abgethan (und auch über dies Thema konnte er nach Umſtänden, wie wir ſogleich noch hören werden, ſich ziemlich breit auslaſſen) oder gab es nicht hinlänglichen Stoff zu jener mäßigen Gallenerregung, welche Herr Nonnemann vermuthlich zur Erhaltung ſeiner Geſundheit und namentlich zur beſſern Verdauung für nothwendig hielt, ſo kam regelmäßig dies Capitel ſeiner Wohlthätigkeit an die Reihe und zwar mit einer Ausführlichkeit, die auch ein minder ungeduldiges Herz, als leider das meine damals war, in gelinde Verzweiflung hätte verſetzen können. Regelmäßig bei Tiſch, wie die Suppe auf den Tiſch kam und das Brod geſchnitten war, begann Herr Nonnemann dieſe ſeine Monologe. Denn antworten durfte ihm natürlich Niemand, außer wenn

er direct gefragt ward. Vielmehr mußten wir Kinder während dieser Predigten regungslos dasitzen, die Augen auf dem Teller, die Hände gefaltet, und wehe dem, der sich durch Hunger oder kindische Ungeduld verleiten ließ, den Löffel eher zum Munde zu führen, bevor Herr Nonnemann seine Selbstbetrachtungen geschlossen; es würde das ein ganz unzweifelhaftes Merkmal äußerster Verstocktheit und Undankbarkeit gewesen sein, das an dem Betreffenden natürlich nicht anders gesühnt werden konnte, als durch sofortige Verweisung vom Tisch, in die dunkle Kammer, ohne Wasser und Brod. Höchstens daß Tante Fränzchen, die überhaupt in dem Schwager Rechnungsrath das Ideal aller Sterblichen bewunderte, durch ein leises Kopfwiegen, das allmälig immer stärker ward, bis es zuletzt in ein halblautes Schluchzen überging, bei dem ihr die Thränen reichlich in die Suppe tropften, ihre vollkommenste Zustimmung kundgeben durfte.

Um so schwieriger war die Aufgabe für uns Kinder, die wir Tante Fränzchen's Meinung über die Vortrefflichkeit des Herrn Nonnemann keineswegs so vollständig theilten, wie Herr Nonnemann selbst es ohne Zweifel voraussetzte. Namentlich was mich selbst betrifft, kann ich nicht läugnen, daß ich

von der Zeit an, da ich überhaupt im Stande war, selbständige Gedanken zu fassen, mir ganz eigene Gedanken machte über die Großmuth meines Wohlthäters — ganz eigene und höchst ketzerische Gedanken. Dieselben zu verlautbaren, war ich schon viel zu eingeschüchtert; auch wäre es ein Frevel gewesen, in Folge dessen vermuthlich sofort die Erde sich geöffnet hätte, mich zu verschlingen. Aber nur um so tiefer gingen sie, um so gieriger nagten sie an meinem armen jungen Herzchen. Die natürliche Lust der Kinder an Trank und Speise war mir unbekannt, kein Bissen schmeckte mir, im Gegentheil, ich zitterte insgeheim, so wie es zwölf schlug und mit dem Glockenschlag zwölf, nach guter altbürgerlicher Sitte, kam Herr Nonnemann von seiner Kassenstube geschritten, hing mit stummem Kopfnicken den Hut an den Nagel, immer genau in derselben Höhe, mit derselben Schwenkung des Armes, nahm Tante Fränzchen, die schon unter der Thüre wartete, mit derselben stummen Miene den Hausrock ab, anderthalb Minuten später, keine Secunde mehr noch weniger, dampfte die Suppe auf dem Tische und nun ging diese Mahlzeit an, diese entsetzliche stumme Mahlzeit, bei der Einem der Bissen im Munde quoll, durch nichts unterbrochen

als durch das eintönige Zanken und Schmähen unseres Familienhauptes oder die sentimentalen Thränen der guten Tante Fränzchen. O mit welchem Neid stand ich nach unsern kurzen, trübseligen Mahlzeiten am Fenster und schaute quer über die Straße in die Nachbarhäuser, wo die Eltern mit den Kindern in fröhlichem Gespräch bei Tische saßen; ich sah, wie hier und da ein Kind auflachte, sah, wie der Vater bald diesen, bald jenen vertraulich zu sich winkte, sah, wie die Mutter für Jeden einen Blick der Liebe hatte oder wie das Nestbäckchen, das noch auf dem Arme getragen ward, nach beendeter Mahlzeit als lieblichstes Dessert die Runde um die Tafel machte und von Jedem geküßt und gehätschelt ward — und so klein ich selbst noch war, so mußte ich mich bei Seite schleichen und mußte weinen, ich wußte selbst nicht warum.

Ja noch jetzt zuweilen, nach so viel Jahren, und nachdem so viel Entsetzlicheres über mein Haupt dahin gegangen, wenn ich mit meiner kleinen Helene am einsamen Tische sitze und meine Freude habe an der gesunden Eßlust des Kindes — ist es mir zuweilen, als sähe ich Herrn Nonnemann's blasses feistes Angesicht mir gegenüber, die großen leeren und doch so beängstigenden Augen auf mich gerichtet —

und höre, wie er mit seiner klanglosen flüsternden Stimme in mich hineinredet und mich fragt, welch' Glück das sei, die Füße unter fremder Leute Tisch stecken zu dürfen, und was wohl aus mir geworden wäre und wovon ich heut satt zu werden gedächte, wenn er sich nicht meiner erbarmt hätte, und hätte mir diese warme kräftige Suppe vorgesetzt und dies schöne weiße Brod, das wohl für einen Prinzen zu gut, geschweige denn für mich Undankbare, unartige Dirne . . . . .

Und ich sehe Tante Fränzchen, wie sie mit dem Kopfe nickt, erst langsam, dann immer heftiger, wie ein Klöppel in der Glocke . . .

Und Herr Nonnemann spricht immer lauter in mich hinein und seine Augen werden immer größer und gläserner . . .

Und mich faßt ein Entsetzen, daß ich laut aufschreien muß und muß mein Goldkind, meine Helene, an mich ziehen und muß in ihren klaren, klugen Augen lesen, daß Alles nur ein Traum gewesen und daß ich wenigstens von diesem Nachtstück meines Lebens keine Rückkehr zu fürchten habe.

Viertes Capitel.

Florine.

Erst jetzt merke ich selbst, daß ich im Obigen fortwährend von ‚mir' und von ‚uns Kindern' gesprochen habe, während der Leser doch nur erst von den beiden Knaben weiß, welche Herrn Nonnemann's Bruder, der Landprediger, der Mann der Tante Fränzchen, nachgelassen und die sich für den Augenblick noch in dem Waisenhause befinden, in welchem die Fürsorge ihres Oheims sie untergebracht hat. Allein so geht es, wenn Frauenzimmer die Feder führen, welche nicht daran gewöhnt sind; der Kopf summt mir, während ich dies schreibe, von tausend längst verklungenen Gedanken, tausend längst begrabene Empfindungen stehen wieder auf und pochen mit ungeduldigen Schlägen gegen das alternde Herz, und die ungewandte Feder weiß nicht, wie sie es anfangen soll, diese Flurh von Erinnerungen und Bildern vergangener Zeiten zu bewältigen. Doch will ich mir Mühe geben, möglichst von vorn an und im Zusammenhang zu erzählen; gelingt es mir bei alledem nicht, so verzeihe meiner Ungeschicktheit, o Du, deren Auge einst nachsichtsvoll auf diesen Blättern ruhen wird! verzeihe mir und bedenke, daß es nicht

leicht iſt, das verworrene Geſpinnſt eines Lebens, gleich dem meinen, zu glatten hiſtoriſchen Fäden abzuwickeln!

Ich habe bisher erſt der beiden Brüder, des Herrn Nonnemann und des verſtorbenen Landpredigers, gedacht. Aber dieſe beiden Brüder hatten noch eine Schweſter; ſie war die jüngſte von den Dreien und jedenfalls die Unglücklichſte.

Worin ihr Unglück beſtand oder vielmehr beſtanden hatte — denn nach meinen Gedanken war auch ſie längſt nicht mehr unter den Lebenden — das wußte ich freilich nicht. Aber daß ſie unglücklich geweſen ſein mußte, ſehr unglücklich, davon hatte ich ein ſehr deutliches Gefühl, von da an, wo ich zuerſt empfinden und Schmerz und Freude, Glück und Unglück unterſcheiden lernte. So häufig Herr Nonnemann des Bruders gedachte, ſo viel er ſich wußte mit der Großherzigkeit, welche ihn bewogen hatte, ſich und ſeine Zukunft der Zukunft des Bruders zum Opfer zu bringen, mit ſo ſchüchternen Lobeserhebungen (ſchüchtern: weil natürlich in Gegenwart des Herrn Nonnemann kein anderer Sterblicher werth war gelobt zu werden) Tante Fränzchen des verſtorbenen Gatten gedachte —: der Schweſter und Schwägerin wurde nie gedacht, von dem Einen ſo wenig wie von der Andern. Auf ihrem Andenken ruhte

ein Schweigen, schwarz und schwer, wie der Schleier des Grabes; selbst ihr Name war verpönt in diesem Hause. —

Sehr natürlich, wie ich meinte; hatte sie doch einen Namen geführt, der allein schon hinreichend war, meine ganze kindische Phantasie, diese, wie Herr Nonnemann zu bemerken pflegte, gefährlichste Schlinge, welche der Teufel dem Menschen lege, zu entzünden — einen Namen, der meinem Ohre wie Musik ertönte, bei dem eine ungewisse Ahnung von Waldesrauschen und Vogelsang und murmelnden Quellen und tausend andern ähnlichen Dingen, die ich alle nur vom Hörensagen kannte, mein kindisches Herz beschlich und in Betreff dessen es denn allerdings ganz in der Ordnung war, daß er hinter diesen öden finstern Mauern nicht ausgesprochen ward. —

Sie hatte Florine geheißen — Florine! welch' entzückender Name! War es nicht, als ob der Frühling selbst geschritten kam, leuchtend und wärmend, mit einer Blüthenkrone ums Haupt, und wo er hintrat, sproßten Veilchen und duftige Rosen unter seinem Fuß?! Ich konnte nicht müde werden, den Namen nachzusprechen, er war, glaube ich, das Erste, woran ich überhaupt sprechen lernte. Florine nannte ich in der Stille meines Herzens alles Gute und Schöne;

Florine flüsterte ich, wenn die Abendsonne ihr strahlendes Haupt in die enge finstere Straße neigte und mit purpurnem Schein die alten rußigen Nachbargiebel und den wüsten feuchten Fleck, den wir unsern Garten nannten, vergoldete; Florine jauchzte ich, wenn nach langer trauriger Winterhaft das erste linde Frühlingslüftchen über die einförmige Fläche, in der wir lebten, daher gewebt kam; Florine war der Morgengruß, mit dem ich mich selbst zu meinem kindischen Tagewerk ermunterte, Florine das Gebet, das mir auf der Lippe schwebte, indem ich entschlummerte . . . .

Nämlich diese Florine war meine Mutter gewesen; ich selbst war das einzige nachgelassene Kind dieser Unglücklichen, deren Name allein schon hinreichend war, mich mit ihrem Andenken zu versöhnen und eine heiße, ungestüme Sehnsucht nach der Verlorenen in meiner jugendlichen Brust zu erwecken. — Von meinem Vater war niemals die Rede. Herrn Nonnemann wußte ich Vater nennen; daß er es nicht wirklich sei, wußte ich oder ahnte es doch mit jenem instinctartigen Vermögen, das bei den meisten Kindern so stark ist und das doch von den meisten Erwachsenen so regelmäßig übersehen oder gar mißbraucht wird.

Allein die Wahrheit zu gesteben, hatte ich auch gar keine Sehnsucht nach meinem Vater; vermuthlich dachte ich mir alle Väter wie Herrn Nonnemann, meinen Oheim, und da war es denn freilich sehr natürlich, daß ich kein besonderes Verlangen trug, noch einen zweiten Vater kennen zu lernen, einen Vater der mir ganz besonders angehörend, mich also wie ich dachte, auch ganz besonders züchtigen und ausschmählen, bei den Haaren zupfen und mit väterlichen Rückenpüffen zu Tugend und Gottseligkeit anhalten würde.

Um so leidenschaftlicher war die Verehrung, die ich dem Andenken meiner Mutter, der unglücklichen Florine, widmete. Ganze Tage und Nächte konnte ich damit zubringen, mir ihre Gestalt auszumalen; wenn plötzlich ein Wagen die lange öde Straße daher gepoltert kam oder es riß zur ungewohnten Stunde an der Hausklingel — jedesmal dachte ich, es müßte Florine, es müßte meine schöne unglückliche Mutter sein, welche käme, ihr verlassenes Töchterchen mit sich zu nehmen.

Im nächsten Augenblick dann schalt ich wieder mit mir selbst: ich wußte ja, daß sie todt war, die schöne strahlende Florine, todt und dahin, wie die Rose, die vor meinen Augen entblätterte, todt wie

die Erde, wenn der Winter sein schneeiges Gewand darüber gebreitet hat. Ach und dieses Gewand zerriß einmal; so jung ich war, so wußte ich doch schon, daß der Winter nicht ewig anhielt und daß nach diesen kalten finstern Tagen andere kommen müßten, wo der Himmel wieder blau, die Wiese grün, die Luft wieder warm und labend sein würde. Florine aber kehrte nicht wieder, sie war fern, fern auf ewig, gleich jenen Sternen, zu denen ich meine kleinen Hände auch vergeblich emporstreckte und die keine Bitten und keine Thräne herabzogen aus ihren ewig gemessenen Bahnen!

Hätte es noch irgend eines Sporns bedurft, diese Leidenschaft für meine arme schöne, von mir nie gekannte Mutter wach zu erhalten, so hatte Herr Nonnemann dafür gesorgt, daß sie niemals einschlafen konnte. Ich habe vorhin gesagt, daß Florinens Name in dem Hause meiner Kindheit niemals genannt worden. Das ist nicht ganz richtig. Für gewöhnlich war er allerdings verpönt: mitunter jedoch kamen Momente, wo selbst der höchst fromme und rechtschaffene Herr Nonnemann sich das Laster des Jähzorns über den Kopf wachsen ließ und dann, im höchsten Ausbruch seiner Leidenschaft, kam auch regelmäßig der Name meiner unglücklichen Mutter

über seine Lippen und zwar in einem Zusammenhang und verbunden mit Ausdrücken, die mir noch jetzt das Blut in den Adern erstarren machen, so oft ich daran denke.

Fünftes Capitel.

Eine Erziehung nach Grundsätzen.

Solche Momente kamen mitunter sehr leicht und sehr plötzlich. So maßvoll und würdig Herr Nonnemann sich für gewöhnlich hielt, so ungleich war doch zuweilen seine Stimmung und so geringfügige Ursachen reichten alsdann hin, ihn in den wildesten Jähzorn zu versetzen. Sein dickes bleiches Antlitz nahm dann eine fast grünliche Färbung an, die für gewöhnlich so starren ausdruckslosen Augen leuchteten von unheimlichem Feuer, der flache festgepreßte Mund mit den schmalen farblosen Lippen wölbte sich, während die spärlichen, bereits stark mit Grau untermischten Haare sich fast sichtbar in die Höhe richteten.

Die Veranlassung zu diesen Wuthausbrüchen

war, wie gesagt, in der Regel außerordentlich unbedeutend; ein Buch oder ein Blatt Papier, das nicht auf seinem gewohnten Flecke lag, ein Stuhl, der schräg statt gerade stand, am häufigsten (denn bei aller Demuth und Weltentsagung und so lebhaft er die Verdammniß aller sinnlichen Lüste predigte, war Herr Nonnemann doch ein arger Schlecker, wenn auch nur für seine Person) eine Schüssel, die seinem Geschmacke nicht entsprach, genügten vollkommen die wilde Flamme seines Zorns zum Ausbruch zu bringen.

Und da war es denn, wie ich mit meiner kindischen Pfiffigkeit bald bemerkte, eine Art stillschweigenden Abkommens zwischen Tante Fränzchen und dem Oheim, daß regelmäßig ich als Ableiter seines Grimmes benutzt ward. Tante Fränzchen war übrigens eine herzensgute Seele, so gut, wie man bei beschränktem Verstand und einer natürlichen Abneigung gegen alles Denken, sowie überhaupt gegen jede geistige Anstrengung nur immer sein kann. Aber sich dem Zorn des allverehrten Schwagers, des gefeierten Herrn Rechnungsraths, ihres Wohlthäters und Beschützers, bloszustellen, selbst wenn sie ihn verschuldet hatte, dazu reichte ihre Gutmüthigkeit doch lange nicht aus. Auch mich hatte sie gewiß recht lieb, die Tante Fränzchen, und that von Herzen

gern, was sie wußte und konnte, mir das Leben erträglich zu machen, wenn das freilich auch nicht viel oder sogar recht wenig war, nämlich nichts. Aber mich zum Blitzableiter zu gebrauchen gegen die Zornausbrüche des Hausherrn, meine arme kleine schwächliche Person als Wall und Mauer aufzustellen zwischen sich und den Grimm ihres Wohlthäters, daran verhinderte sie ihre Liebe zu mir keineswegs . . . .

Nun weiß man ja, wie es mit Kindern geht, zumal mit solchen, um die sich eigentlich Niemand kümmert, die keine Brust haben, an die sie sich flüchten, kein Ohr, in das sie ihre kleinen thörichten Einfälle niederlegen können — Kinder, mit einem Wort, die selbst nicht wissen, wohin mit sich, und die daher ganz folgerecht auch Jedermann im Wege sind. Solche Kinder, innerlich gelangweilt, ohne Gespielen, ohne die gerade dem heranwachsenden Kinde so unentbehrliche Freiheit, von den Großen gehofmeistert ohne Ende und bald in diese, bald in jene Ecke gestoßen — gerathen zuletzt, sie wissen selbst nicht wie, in eine Reizbarkeit, die sich dem oberflächlichen Blick als eine Kette von Ungezogenheiten, ja wohl gar als sittliche Verdorbenheit darstellt. Auch ich theilte

das Schicksal so vieler Kinder, welche unleidlich werden, weniger durch ihre eigenen als durch die Fehler ihrer Umgebung. Ich wurde träumerisch, empfindlich, eigenwillig; gewöhnt den ganzen Tag über an Einsamkeit und Schweigen, fuhr ich plötzlich angeredet empor, stotterte und wußte vor Scham und Verlegenheit nicht, was antworten. Ja der bloße Gedanke, ich könnte jetzt angeredet werden und könnte wieder nichts zu antworten wissen, vermochte mich in solche tödtliche Angst zu versetzen, daß ich in den entlegensten Winkel des Hauses kroch und mich taub stellte gegen alles Rufen und Suchen, ja selbst das Mittagessen versäumte ich lieber und riskirte dafür nachher die allergrausamsten Züchtigungen, Alles um nur nicht einer Frage Rede stehen zu müssen, deren Inhalt ich noch gar nicht kannte und von der ich noch gar nicht wußte, ob sie überhaupt würde an mich gerichtet werden.

Mit Tante Fränzchen fand ich mich leichter zurecht; sie selbst war, wie schon erwähnt, nicht besonders scharfen Geistes und ließ gern fünf gerade sein. Desto schwieriger fiel es mir, meinem Pflegevater Herrn Nonnemann Stand zu halten. Unter andern bemerkenswerthen Eigenschaften besaß derselbe auch die Gabe der Allwissenheit — oder vielmehr

er behauptete sie zu besitzen und die Sicherheit, mit welcher er diese Behauptung aufstellte und durchführte, verlieh ihm in der That ein Etwas, das ziemlich nahe an Allwissenheit grenzte.

Wenigstens im Umgang mit einem armen kleinen hilflosen Wesen, wie ich es war. Zwar für gewöhnlich that er, als ob ich gar nicht vorhanden. Mein demüthiger Gruß, mein regelmäßiger Gutemorgen- und Gutenacht-Kuß — und Herrgott, wie schaudert mich noch jetzt, wenn ich an den Kuß denke auf diese kalten glatten gedunsenen Wangen! — wurde zwar mit großer Genauigkeit von mir eingefordert und wehe mir, wenn ich, in meine gewöhnlichen Träumereien versunken, ihn einmal vergaß oder — was, ich muß es bekennen, wohl auch vorkam — ihn aus heimlicher Abneigung absichtlich unterließ. Aber erwiedert wurden diese Liebkosungen bei alledem selten oder nie; höchstens daß Herr Nonnemann mir mit den plumpen kalten feuchten Fingern über das Gesicht fuhr, mir den Kopf mit derbem Ruck in die Höhe schob, mich lange anstarrte mit seinen großen gläsernen Augen und dann, mit geringschätzigem Lächeln, indem er mit einem leisen Puff, der aber bei der colossalen Beschaffenheit seiner Gliedmaßen

für mich armes ſchwaches Ding ſchon immer derb genug ausfiel, mich von ſich ließ:

„Gerade ſolch Lärvchen,“ ſagte er, indem er bedeutungsvoll zu Tante Fränzchen hinüber nickte, „wie —“

Damit verſtummte er; Tante Fränzchen aber, indem ſie die Hände rang und eine Thräne aus den kleinen gutmüthigen Augen hervorpreßte, vollendete gleichſam den Satz und auch ich lernte allmälig verſtehen, was er meinte — es war eine Anſpielung auf meine arme unglückliche Mutter, die von ihm ſo tief gehaßte und ſelbſt im Grabe noch verfolgte Schweſter.

Doch waren das immer nur einzelne zufällige Begegnungen. Anders und ſchlimmer geſtaltete es ſich bei den ſchon geſchilderten Mahlzeiten, die eben dadurch für mich zu wahren Höllenmartern wurden. Da ſaß Herr Nonnemann mir alſo gegenüber — und war es nun dieſer Umſtand, oder geſchah es, weil dies im Grunde die einzige Zeit war, wo ich ihm nicht entwiſchen konnte und wo er alſo die bequemſte Gelegenheit hatte, ſeine väterlichen Pflichten an mir zu üben, oder endlich bedurfte er dieſer Aufregung, um ſich die Mahlzeit deſto ſchmackhafter zu machen und ſie deſto beſſer zu verdauen — genug, ſowie die

Löffel klapperten, fing Herr Nonnemann auch an, mit mir armem kleinem Schelm ins Gericht zu gehen. Da gab es nichts, was ich den Morgen über gethan oder gelassen, gedacht oder gesprochen, oder auch nicht gedacht und nicht gesprochen, wonach er nicht gefragt hätte — und zwar gefragt mit einem solchen Ausdruck geistiger Ueberlegenheit und einer so entsetzlichen siegesgewissen inquisitorischen Manier, daß selbst wohl ein Erwachsener Mühe gehabt hätte, seine fünf Sinne bei einander zu halten.

Meine waren regelmäßig hin, bevor das furchtbare Examen nur anfing; in Todeshast durchlief ich mit meinen kleinen dummen Gedanken die ganze Vergangenheit des Tages, rief mir jedes Wort ins Gedächtniß, das ich gesprochen, jede Miene, die ich gemacht, jeden Schritt, den ich gethan und suchte auf diese Weise im voraus zu ergründen, wohin die Allwissenheit meines Oheims ihre nie fehlenden Geschosse richten würde.

Vergebens! Je mehr ich meinen kleinen Kopf anstrengte nachzudenken, je mehr verfinsterte er sich; meine Gedanken, in wilder Angst von einem Gegenstande zum andern gejagt, verwirrten sich, bald wußte ich selbst nicht mehr, was ich dachte, geschweige denn was ich gedacht oder gethan hatte und nur das

Eine stand vor mir mit entsetzlicher Deutlichkeit, daß der Vater (wie ich ihn nennen mußte) mich nun gleich wieder fragen würde und ich würde stammeln und würde nicht zu antworten wissen und wiederum würden Schmäh- und Scheltworte und vielleicht gar Züchtigung meine Zukost sein . . . .

Im Errathen dieses Gemüthszustandes, das muß ich Herrn Nonnemann und seiner vielbelobten Allwissenheit lassen, hatte er in der That eine wundersame Fertigkeit. Freilich mochte derselbe auch deutlich genug auf meinem dummen Gesichtchen ausgeprägt liegen, und so war es denn gerade kein großes Kunststück von ihm, daß er jedesmal, wenn meine innere Verlegenheit eben zum höchsten gestiegen war, den Fanghaken seiner Fragen in meine arme zitternde Seele schlug — recht wie der Holzfäller sein Beil in den Baum schlägt, den er fällen will.

„Du denkst jetzt etwas," schrie er mich an, „was denkst Du jetzt? Kinder sollen nichts denken, was sie ihren Eltern verheimlichen; gute Menschen tragen ihre Gedanken immer klar auf der Stirn, daß Jederman sie lesen kann, und nur die schlechten Menschen, die verstockten, die undankbaren, die nicht werth sind der vielen Güte, die an ihnen geschieht,

die verbergen sie oder suchen sie doch zu verbergen . . . ."

Man sieht, mein Pflegevater hatte den sehr gewöhnlichen Fehler der meisten Eltern und Erzieher, nämlich jeden Fall, der ihnen in der Erziehung des Kindes aufstößt, sofort zu verallgemeinern und auf das einzelne bestimmte Factum, den besondern, ganz persönlichen Zustand mit einer allgemeinen Sentenz zu antworten. So verbreitet dies Verfahren aber ist, ebenso gefährlich ist es; Lehre und Warnung verlieren dadurch, je nach der Persönlichkeit des Kindes, entweder ihre Bedeutung oder aber sie erhalten auch, bei etwas tiefer angelegten Naturen, ein Gewicht, welches die junge Seele zu erdrücken droht. Bei mir war das Letztere der Fall; diese fortwährende Benutzung meiner kleinen Fehler, Schwächen und Unarten, allgemeine Wahrheiten daran zu knüpfen und mich gleichsam zu einem lebendigen Exempel aller möglichen Schlechtigkeiten zu machen, die jemals in der Welt begangen worden und künftighin noch zur Ausführung kommen werden — dies sehr übliche und doch höchst verkehrte und unpädagogische Verfahren brachte mich dahin, daß ich endlich wirklich glaubte, ich sei so verworfen, wie man mich darstellte, und erzeugte auf diese Weise in mir

eine Muthlosigkeit und Niedergeschlagenheit, die mich auf lange hinaus zu aller sittlichen Erhebung und also auch zu aller Besserung unfähig machte.

Sechstes Capitel.

Tafelfreuden.

Kam es nun, wie ich vorausgesehen, und wußte ich wirklich nichts zu antworten oder doch wenigstens nicht das, was mein Oheim eben hören wollte (und dies Letztere war mir jederzeit gewiß), so brach das Ungewitter nun vollständig über mich herein. Immer fester bohrten die großen fahlen Augen sich in mich hinein, immer heiserer wurde seine Stimme, immer heftiger focht er mit den langen plumpen Armen . . .

„Ja ja," rief er, „roth werden, stammeln, nicht antworten können — so ist es recht, so machen es Alle, die das Gewissen drückt und die Grund haben, sich vor dem Auge des Vaters, des Richters zu verbergen! O freilich, roth werden und Gesichterchen ziehen, das kann sie — wie sollte sie es

auch nicht? Das ist ja ihr Erbtheil — ihr einziges, meine ich, und wenn ich nicht wäre, der ich mich für fremder Leute Schuld und Thorheit opfere, ich wäre neugierig zu wissen, was wohl aus der Bettelprinzeß geworden wäre! Aber es ist ein altes Sprichwort, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, gewisse Leute konnten auch die Augen niederschlagen und roth werden — oh," indem er ein häßliches Lachen ausstieß, „was sie roth werden konnten! Roth werden ist die Farbe des Teufels, es ist die Gluth des höllischen Feuers, die aus den Seelen der Verdammten heraufleuchtet und ihr Angesicht mit der Farbe der Schmach und Schande überzieht. Wie? was?" rief er, indem er sich weit im Kreise umherschaute und den erstaunten Blick zuletzt auf Tante Fränzchen haften ließ, die bei alledem da saß, lautlos und zitternd wie ein Espenlaub: „Habe ich Recht oder Unrecht? Tante Fränzchen, Sie sind eine erfahrene Frau, Sie vertreten Mutterstelle an dem undankbaren Dinge — antworten Sie statt seiner: wird ein ordentlicher Mensch, ein Mensch mit reinem, unbeflecktem, sozusagen weißem Gewissen" (trotz meiner Angst konnte ich hier nicht umhin, einen verstohlenen Blick auf die berühmte weiße Halsbinde meines Oheims zu

werfen: der Gedanke, daß ein Gewiſſen auch weiß ſein könne, ebenſo weiß natürlich und vermutlich auch ebenſo geſteift und ſo wohl gebügelt, wie die Halsbinden des Herrn Nonnemann, die der guten Tante Fränzchen ſo viele Mühe machten, kam mir auf einmal ſo wunderbar vor, daß ich, nach Kinderart, Noth hatte, mir das Lachen zu verbeißen) . . . . .

„Wird,“ fuhr mein Oheim fort, indem er ſich an Tante Fränzchen wandte, „ein ordentlicher Menſch, ein Menſch mit reinem weißen Gewiſſen, wohl jemals roth? Und iſt nicht roth werden jedesmal ein ſicheres Zeichen, daß die hölliſchen Geiſter ihren Einzug gehalten haben? Sie ſind eine erfahrene Frau, Tante Fränzchen, die Kleine da könnte denken, ich redete in Zorn — ſagen Sie es ihr in meinem Namen! Sagen Sie, daß wer roth wird, auch Grund haben muß zu erröthen, und wer Grund hat zu erröthen, der muß ein ſchlechter Menſch ſein, der ſein Herz zur Mördergrube macht und nicht werth iſt, daß das Auge eines Vaters auf ihm ruht!“

Tante Fränzchen, die während deſſen gewiß zehnmal lieber bis an den Hals in geſchmolzenem Blei geſeſſen hätte als hinter der Suppenterrine,

die ſie ſelbſt eben erſt vom Feuer geholt, konnte ſich einer ſo directen Aufforderung natürlich nicht entziehen. Gewiß mußte ſie ſich ſelbſt ebenfalls allen erdenklichen Zwang anthun, nicht zu ſtammeln noch roth zu werden. Indeſſen Uebung macht den Meiſter, und ſo gelang es ihr, auch einige mehr oder minder zuſammenhangloſe Phraſen herauszuſtoßen, deren Sinn denn gewöhnlich dahin ging, daß ſie mich ermahnte, den gütigen Vater um Verzeihung zu bitten und Beſſerung für ähnliche Fälle zu geloben.

Nun war meine Furcht, nicht Ehrfurcht, vor Herrn Nonnemann viel zu aufrichtig, als daß ich ihren Rath nicht ſtehenden Fußes hätte befolgen ſollen — und ſo wäre der Friede vielleicht für diesmal glücklich hergeſtellt geweſen, hätte mich nicht ein ganz gewöhnlicher Kindertrotz verführt, ſchließlich, nachdem Abbitte und Vergebung und Alles zu Ende war und abgeſpielt hatte, in halb bittendem, halb ſchmollendem Tone hinzuzuſetzen:

„Aber ich bin auch wirklich gar nicht roth geweſen oder wenn ich es geweſen bin, ſo iſt es nur von der Hitze geweſen . . . . .“

Man ſchelte dieſen Kindertrotz nicht; in jedem menſchlichen Weſen, mag es auch erſt halb erwach-

ſen, erſt halb zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt gekommen ſein, lebt ein gewiſſes inſtinctmäßiges Gefühl der Wahrheit, das ſich nicht ungerächt beugen und niederdrücken läßt. Das Kind, das wegen eines leichten Fehlers über Gebühr geſcholten wird, weiß freilich nicht die Grenze anzugeben, wo die Zurechtweiſung das ihr zukommende Maß überſchreitet. Aber davon, daß dies Maß überſchritten, daß ihm mit Gewalt ein Vergehen aufgeredet wird, welches es doch kaum halb begangen — davon hat es allerdings ein ſehr deutliches Gefühl und dies Gefühl iſt es, was das Kind verleitet, nun auch den kleinen Fehler in Abrede zu ſtellen, den es wirklich begangen hat. Mit Milde, nach dem Maß ſeines Irrthums zurechtgewieſen, würde es denſelben ohne Zweifel nicht blos empfinden, ſondern auch zugeſtehen; jetzt, da man ſein kleines Unrecht benützt, ihm ein viel größeres anzuthun, von dem es ſich frei fühlt, ſucht es in ſeinem kindiſchen Verſtande gewißermaßen das Gleichgewicht wieder herzuſtellen, indem es nun auch das leuguet, was es wirklich begangen hat; Uebertreibung gegen Uebertreibung, Unrecht gegen Unrecht. Eltern und Erzieher werden wohl thun auf dieſen Punkt zu achten; er kommt

weit häufiger vor und trägt viel bedenklichere Früchte, als man für gewöhnlich ahnt.

Siebentes Capitel.

Im Garten.

Allein solchen Erwägungen Raum zu geben, war mein Pflegevater, der ja von sich selbst fest überzeugt war, alle Weisheit der Erde allein zu besitzen, nicht der Mann; hätte man ihm damit kommen wollen, so würde er sie für Spitzfindigkeiten (ein Ausdruck, den er ganz besonders liebte, obgleich, wie ich späterhin zu bemerken glaubte, Niemand mehr zu Spitzfindigkeiten neigte, als er selbst) erklärt haben und damit wäre die Sache dann erledigt gewesen.

Sowie ich mich also durch meinen kindischen Unverstand verleiten ließ, ihm eine Antwort zu geben, gleich der oben mitgetheilten, so war das nicht anders, als wenn Schießpulver auf einen verglimmenden Docht geschüttet wird — so fuhr er in die Höhe und so entbrannte aufs neue die kaum gedämpfte Flamme seines Zornes.

„Ei ja, ei ſo," rief er, indem er das Tellertuch entrüſtet aus dem Knopfloch riß, zunächſt unter dem fetten dicken Halſe, wo es während der Mahlzeit für gewöhnlich befeſtigt war: „Die junge Mamſell iſt ja ſehr gewandt im Unterſcheiden, ſehr ſpitzfindig, ich muß es ſagen! Alſo zar nicht roth geweſen oder wenn roth geweſen, doch blos von der Hitze? Und wovon Hitze, wenn ich fragen darf?!" wobei er mit den breiten großen Naſenlöchern in der Luft ſchnoperte, als ob es ſich darum handelte, die Spur irgend eines Verbrechens zu entdecken: „Ich ſpüre nichts von Hitze, es iſt eine ganz milde behagliche Luft, eine Luft, wie der allgütige Gott ſie ſeiner Creatur eben für zuträglich hält, und das können wieder nur undankbare und ſchlechte Creaturen ſein, welche die Weisheit Gottes meiſtern und Wind und Wetter anders haben wollen, als er es in ſeiner Allmacht beſtimmt hat . . . . "

Natürlich war ich von dieſem und jedem ähnlichen Frevel ſo weit entfernt, daß ich bis zur Stunde noch gar nicht darüber nachgedacht hatte, woher das Wetter eigentlich ſtamme und ob der liebe Gott oder wer ſonſt daſſelbe mache. Der Eifer des Herrn Nonnemann jedoch nahm keine derartigen Entſchuldigungen an und daher, ſtatt

meine Sache zu verbessern, verschlimmerte ich sie nur noch, indem ich mit mühsam verhaltenen Thränen stammelte:

„Ich habe im Garten gespielt . . . . .“

Hier entfielen dem Würdigen vor Ueberraschung Messer und Gabel; erst starrte er einige Augenblicke an die Decke, dann an die Erde, und da die eine nicht wankte und die andere sich nicht aufthat, mich zu verschlingen, und da auch Tante Fränzchen den Blick, den er demnächst auf sie warf, nicht zu erwiedern wagte, so brach er endlich los:

„Also gespielt,“ rief er, „ja nun freilich, da ist mir Alles klar. Wer spielt, ist ein Müssiggänger und Müssiggang ist aller Laster Anfang. Es ist doch,“ rief er, indem er, wie völlig erschöpft, den Teller von sich schob und sich tief in den alten schmierigen Großvaterstuhl zurücklehnte, der ihm für gewöhnlich als Herrschersitz diente — „es ist doch rein zum Verzweifeln, was ich mit diesem Kinde für Noth habe! Wie ruhig könnte ich leben ohne diese Last und welch' ein armer thörichter Sclave bin ich, daß ich sie mir aufgeladen habe! Spielen! Spielen im Garten, daß sie roth und erhitzt zu Tische kommt und durch ihr widerwärtiges Antlitz mir das arme bischen Appetit verdirbt! Wer heißt

Dich ſpielen? Wo haſt Du je von mir eins jener Fallſtricke des Teufels bekommen, welche die thörichte Einfalt ſchwachherziger Menſchen Spielzeug nennt? Aber es liegt im Blut, ganz gewiß, es liegt im Blut," ſetzte er erſchöpft hinzu und doch zugleich mit einer gewiſſen Beruhigung darüber, daß er nun den Schlüſſel gefunden, wober einem ſechs- oder achtjährigen Kinde, einem Kinde, das er erzog, die verbrecheriſche Neigung kommen konnte zu ſpielen: „Und was hat man geſpielt, wenn ich fragen darf?"

„Steinchen geſucht," erwiederte ich trotzig.

„So? Steinchen geſucht? Nun das wird ja immer hübſcher," fuhr der Hausſyrann fort, der jetzt im beſten Zuge war und ein wahres diaboliſches Vergnügen daran fand, mich armes zitterndes Kind immer tiefer in die Todesangſt zu hetzen: „Steinchen geſucht, mir die Erde zerwühlt, meine Beete zertreten — o ja, das ſind die Früchte des Spiels, das kommt davon, wenn man dem Herrgott den Tag abſtiehlt, ſtatt ſich von früh auf an eine nützliche Beſchäftigung zu gewöhnen . . . . ."

Um die volle Schwere dieſes Vorwurfs zu begreifen, muß man ſich ins Gedächtniß zurückrufen, was ich ſchon vorhin andeutete: nämlich daß dieſer soge-

nannte Garten, über deſſen Verwüſtung Herr Nonnemann jammerte, in Wahrheit nicht mehr noch weniger war als ein ödes wüſtes Stück Land, zunächſt an unſerem Hauſe gelegen und von ihm und den Nachbarhäuſern dermaßen eingeſchloſſen, daß Luft und Sonne Mühe hatten, nur den Weg dahin zu finden. Ich habe mich ſeitdem ſelbſt etwas in der Gartenzucht verſucht und zweifle, ob ſelbſt der beharrlichſte Fleiß und die größte Sorgfalt im Stande geweſen ſein würden, auf dieſem öden, feuchten, ungeſunden Fleck etwas Anderes zu ziehen als höchſtens Schierling und Neſſeln — nun, und die wuchſen ſchon von ſelbſt. Herrn Nonnemann in ſeiner Allwiſſenheit entging natürlich auch dieſer Umſtand nicht, und ſo machte er auch niemals den geringſten Verſuch, der natürlichen Unfruchtbarkeit und Verwilderung dieſes Fleckchens Erde durch die Kunſt entgegen zu arbeiten. — Ein alter knorriger Birnbaum, der dicht am Seitengebäude unſeres Hauſes ſtand, war noch das Einzige, was ihm einen gewiſſen gartenähnlichen Anſtrich verlieh. Der Baum war uralt, und wenn er ſich auch durch die Frühlingsſonne zuweilen verleiten ließ, hier und da ein Blüthchen anzuſetzen, ſo war er doch ſchon viel zu hoch in Jahren, und auch der Platz,

wo er ſtand, war viel zu ungünſtig, um je eine dieſer Blüthen zur wirklichen Frucht zu entwickeln.

Genäſchigkeit alſo war es nicht, was mich an den alten Birnbaum feſſelte — und doch war es mir unter ſeinem Schatten ein unendlich lieber Platz, ein Platz, wo ich manchen halben Tag verträumte und zu dem ich regelmäßig von jedem frohen und traurigen Ereigniß meines Kinderlebens (nämlich wenn von den erſteren überhaupt die Rede geweſen wäre) zurückkehrte. Man vergegenwärtige ſich nur die troſtloſe Verlaſſenheit, in der ich lebte, um dieſe ſeltſame Liebhaberei zu einem alten halb verrotteten Birnbaum zu begreifen. Es war doch wenigſtens etwas Anderes, als dieſe ſtarren, feuchten Mauern, von denen ich übrigens auf allen Seiten umgeben war; es war doch etwas Lebendiges, etwas, woran ich eine Veränderung, ein Fortſchreiten, ein Wachsthum verſpürte, mitten in der entſetzlichen Einförmigkeit und Regelmäßigkeit meiner Jugendtage. Da hing doch im Winter der Schnee auf den Aeſten und bildete zierliche demantfunkelnde Sternchen, an denen meine jugendliche Bewunderung ſich nicht ſatt ſehen konnte; da trat im Frühjahr der Saft in die Zweige und dicke braune Knospen, verwunderſam anzufühlen, von eigenthümlich würzigem Geruch,

quollen mir entgegen; da brachen die Knospen endlich auf und kleine zarte grüne Blätter, so weich, so würzig, daß ich sie oft im Spiel zwischen den Zähnen zermalmte, lachten mich an, durchwirkt mit prächtigen weißen Blüthen, die mir den Schnee des Winters noch einmal und in wie viel lieblicherer Gestalt vor Augen führten; da verirrte sich, von dem süßen Duft der Blüthen angelockt, wohl gar ein Bienchen in diesen einsamen Winkel und mit Staunen und andachtsvoller Freude sah ich, wie das kleine emsige Thierchen den goldgestreiften haarigen Leib in den Kelch der Blüthe vergrub, um bald darauf mit süßem Staub beschwert, langsamen Flugs, leise summend mit den kleinen goldenen Flügelchen, davon zu schweben — wohin? ich wußte es nicht: aber für mein Leben gern wäre ich mit ihm davon geeilt und wäre ihm gefolgt in andere, wärmere, freundlichere Gegenden.

Und wenn nun im Lauf des Sommers der alte knorrige Stamm sich endlich völlig belaubt hatte, o welche Lust war das, auf dem feuchten Rasen zu seinen Füßen im Schatten zu liegen und die goldgrünen Ringelchen der Blätter sich auf Hals und Angesicht spielen zu lassen! Ich lag und starrte in das Blättermeer über mir und je länger ich lag und je tiefer ich starrte, je unergründlicher ward das Meer,

je dichter quollen seine grünen Wogen, je mächtiger wölbten sie sich über mir. Ja gewiß, in solchem grünen Blättermeer mußte meine Mutter wohnen, die schöne unglückliche Florine; wenn die Blätter säuselten, so war es mir, als vernähme ich ihre Stimme; jedes herabgewehte Blättchen las ich begierig auf und drückte es an mein Herz und küßte es — es wäre eine Botschaft, dachte ich, die sie mir gesendet. Ja zuweilen, besonders wenn ich durch irgend etwas im Hause so recht betrübt war (und an Gelegenheit dazu fehlte es mir wahrlich nicht), erwartete ich geradezu, die grüne Blätterhülle müßte sich theilen und heraus müßte Florine treten, mit dem Strahlenkranz auf dem Haupte, just wie die Sonne, wenn sie den Wipfel meines geliebten Baumes vergoldete, und müßte mich an sich ziehen und mich mit sich nehmen, zu den kleinen fleißigen Bienen, in ein Land, wo ewig die Sonne schien — und wo es ganz besonders auch keinen Herrn Nonnemann gab mit weißem gesteiften Halstuch und den großen gläsernen Augen, die mich immer bis auf den Grund meiner Seele zu durchforschen schienen.

Ach und wenn nun gar, wie es zuweilen geschah, ein verirrtes Vögelchen sich auf dem Birnbaum niederließ und piepsend und die Federn sträubend und das

Schnäbelchen gegen die braunen knorrigen Aeste wetzend, lief es hin und her und hüpfte von Ast zu Ast und sah mich an mit den klugen goldbraunen Aeugelchen — o in der That, das war ja eine Freude, gegen die alle Trübsal und aller Kummer meines sonstigen Lebens in Vergessenheit sank! Selbst die kleinen flinken Käferchen, die zur Sommerzeit den alten morschen Stamm auf- und niederkrochen, alle so eifrig und mit solcher Sicherheit des Wegs, als hätten sie die allerwichtigsten Besorgungen, waren meine Freunde; Stundenlang konnte ich ihnen zusehen und konnte Gespräche mit ihnen führen in meiner Art und ihnen Aufträge geben an meine Mutter, von der ich wähnte, sie wäre eingeschlossen im Innern des Baumes und es brauchte nur einmal eines rechten warmen goldigen Sonnenscheins, so müßte der Stamm sich ja aufthun und meine holde Mutter trete hervor!

Achtes Capitel.

Das Opfer der Pflicht.

Ganz in Abrede stellen also konnte ich es dem Herrn Nonnemann nicht: ich verträumte und ver-

tändelte allerdings viel Zeit in dem ſogenannten Garten, wennſchon ich an der Verwüſtung deſſelben, deren er mich anklagte, ſehr unſchuldig war — aus dem einfachen Grunde, weil es hier überhaupt nichts zu verwüſten gab. Nun aber, iſt denn das wirklich wohl ſolch ein Verbrechen, wenn ein armes thörichtes Kind, ein Kind, um das ſich Niemand ſo recht bekümmerte und das auch (aus Gründen, die ich ſpäter noch erörtern werde) noch gar keinen regelmäßigen Unterricht genoß — wenn, ſage ich, ein ſolches Kind ſeine Zeit damit verbringt, bunte Steinchen zu ſammeln und den Vögeln und Käferchen zuzuſehen, die durch das Laub ſchlüpfen? Ach die meiſten Kinder ſind in ihrer Einſamkeit viel glücklicher als man es ahnt; nicht die Einſamkeit und auch nicht einmal der ſcheinbare Müſſiggang iſt es, der ſie verdirbt, ſondern umgekehrt, die unpaſſende Geſellſchaft, in die man ſie bringt und die noch unpaſſenderen Arbeiten, die man den Aermſten aufnöthigt, lange bevor es Zeit dazu iſt.

Allein auch dieſe Betrachtungen waren meinem Pflegevater (— iſt es nicht ſeltſam, daß ich noch jetzt, nach ſo vielen Jahren, mich nicht überwinden kann, ihn Vater zu nennen?) ein verſchloſſenes Buch; er fuhr fort zu toben und zu zanken und über einen

Schaden zu jammern, den ſelbſt ein Elephant, wenn er in unſer Gärtchen gerathen wäre, ihm nicht hätte anrichten können.

Eine Weile ertrug ich das mit möglichſter Gelaſſenheit. Mit der Zeit indeſſen, da er gar nicht aufhörte zu toben und zu zürnen, regte ſich mein Widerſpruchsgeiſt denn doch auch und mit jener Keckheit, zu der ſelbſt ſchüchterne Kinder ſich auf Augenblicke emporſchwingen, ſobald ſie den Erwachſenen eine Schwäche abgemerkt zu haben glauben, warf ich ihm im ſchmollenden Tone ein:

„Aber lieber Vater, warum ſchelten Sie mich ſo ſehr? Andere Kinder ſpielen ja auch . . . . .“

Und wenn jetzt der Leibhaftige, mit Hörnern und Klauen, wie Herr Nonnemann ihn zu ſchildern liebte, in das Zimmer getreten wäre und hätte ſich zu uns an den Tiſch geſetzt — Herr Nonnemann hätte nicht mehr erſtaunen können, als er es über meine Frechheit that. Eine ganze Weile ſchnappte er links und rechts nach Luft, wie ein breitmäuliger Karpfen, der auf das Trockene geſchleudert iſt; endlich fand er ſich zurecht und nun fielen die Streiche ſeiner Rede hageldicht.

„Wie doch?“ rief er, „höre ich recht? Andere Kinder? Wer ſind andere Kinder? und wer biſt

Du, daß Du Dich unterfängſt, von andern Kindern zu ſprechen? Weißt Du denn, wer Du biſt? Weißt Du es wirklich?“

Wobei er mit gewaltiger Fauſt quer über den Tiſch griff und mich ſchüttelte, daß mir die aufgelöſten Locken wirr in die Augen flogen.

Aber das war gerade die richtige Art, mich immer trotziger und verſtockter zu machen.

„Ich dächte doch,“ ſagte ich, die kleinen Zähne auf einander beißend: „Ihrer Schweſter Kind, Ihre Nichte, Herr Vater . . . . .“

In ſeiner Aufregung hatte Herr Nonnemann natürlich keine Zeit, den komiſchen Widerſpruch zu bemerken, der in dieſer Zuſammenſtellung lag. Wie er denn überhaupt nicht der Mann war, der für das Komiſche Sinn und Verſtändniß hatte oder ſeine Freude daran fand. Im Gegentheil, in ſeiner Umgebung mußte Alles ernſt und feierlich zugehen, jedes Gelächter war ihm verhaßt, er nannte es das Triumphgeſchrei der böſen Geiſter, welche in der Bruſt des Menſchen verſchloſſen wohnten und nur auf die Gelegenheit lauerten, loszubrechen.

Darum vermochte alſo auch mein kindiſcher Widerſpruch ihm kein Lächeln abzugewinnen. Vielmehr mit dem ernſthafteſten Geſicht von der Welt

und einem Augenverdrehen, wie ein Märtyrer auf dem Rade, wandte er ſich zu Tante Fränzchen, ſtierte ſie lange an und ſagte dann im Tone völligſter Reſignation:

„Alſo dahin ſind wir gekommen — ſehen Sie wohl, Tante Fränzchen, wie Recht ich hatte, wenn ich behauptete, dies Kind ſei eine Schlange, die wir am Buſen nährten? Rückt ſie mir ihre Herkunft vor — ſie — mir — ihre Herkunft!!“

Und dabei verfiel er jetzt allerdings in ein Gelächter, das aber, der Himmel weiß es, nichts Fröhliches oder Komiſches an ſich hatte. Und dann mich dicht an ſeinen Stuhl zerrend:

„Ich will Dir ſagen,“ fuhr er fort, „wer Du biſt: das Kind einer Verworfenen, von der ich leider nicht läugnen kann, daß ſie meine Schweſter geweſen — aber ſie iſt es geweſen? Hörſt Du? Geweſen: und wenn Du fortfährſt auf dem Wege, den Du beſchritten haſt, nur zwei Schritte, einen einzigen, einen halben, ja ein einziges Fußaufheben noch, — ſo werde auch ich Dein Vater und Du wirſt mein Kind geweſen ſein. Dann geh' doch zu den ‚andern‘ Kindern, nach denen Dich ſo ſehr verlangt, die Du beneideſt in Deinem frechen unverſchämten Sinne — geh' zu den Bettelkindern, denen

Bayeriſche Staatsbibliothek

Du angehörst! Hungre mit ihnen, friere mit ihnen, denk' zurück, wenn Du Nachts auf faulem Stroh liegst, an das warme Bettchen, das meine Güte Dir verschafft hat — o, o," rief er, indem er mit langen dröhnenden Schritten die kleine niedrige Stube auf- und abstieg: „welch ein Thor ich bin, welch ein verwerflicher Thor, daß ich mich mit diesem Pack befaßt habe! Ich mußte es ja voraussehen, ich mußte ja wissen, was für ein Blut das ist — rückt mir ihre Herkunft vor! spricht von ihrer Mutter, ihrer verabscheuungswürdigen Mutter, deren Name nicht genannt werden soll unter meinem armen bürgerlichen, aber reinen, keuschen und friedlichen Dache! Ja in der That," (indem er ganz erschöpft in seinen Lehnstuhl zurücksank) „ich bin ein unglücklicher Mann, unglücklich durch fremde Schuld!"

Tante Fränzchen zerfloß in Thränen.

„Sie sind ein edler, großmüthiger Mann," schluchzte sie, „und mein sehr verehrter Herr Schwager, für den ich jeden Augenblick bereit bin, mein armes nutzloses Leben zu lassen; Menschen können Sie nicht belohnen für das, was Sie an uns Aermsten gethan haben und noch jeden Augenblick thun, aber der Himmel wird es. Auf die Kniee, auf die Kniee," rief sie, mit so viel Eifer, als ihre phleg-

matiſche und gutmüthige Natur erlaubte, indem ſie mich mit ſanfter Gewalt niederzudrücken ſuchte: „Auf die Kniee und bitte Deinem gütigen, Deinem allzugütigen Herrn Vater ab, was Du an ihm verbrochen! Ach Gott, der arme Wurm iſt ja noch ſo jung, er weiß wohl eigentlich noch gar nicht, was er thut, er hat ja noch keine Ahnung —“

Ein Zornblitz aus den Augen des geſtrengen Herrn Schwagers ſchloß dem gutmüthigen Weibe den Mund; dann, in Nachdenken verſunken, wiederholte er:

„Aber der Himmel wird mich belohnen — nun ja, der Himmel! Er iſt auch der Einzige, der Himmel, der meine Sorgen kennt und weiß, unter welcher Laſt ich keuche. O, ich könnte wohl auch ein anderer Mann ſein als ich bin, ich könnte wohl auch einen wohlklingendern Titel haben und ein reichlicheres Einkommen und könnte mit vornehmen Leuten Bekanntſchaft pflegen und brauchte nicht in dieſem alten dumpfigen Vorſtadtwinkel zu ſtecken; ja ich könnte auch eine liebe Frau haben und liebe kleine wohlgezogene Kinder, die mich nicht zu Tode ärgern würden, wie dies ungerathene Weſen — —“

Der Gedanke, daß Herr Nonnemann noch mehr Kinder haben wollte, das hieß alſo nach meinen

Begriffen, noch mehr arme Weſen, die er martern und plagen könnte zu ſeiner Beluſtigung, kam mir in meiner Unſchuld wiederum ſo überaus wunderbar vor, daß ich eine Bemerkung nicht unterdrücken konnte.

„Aber ich bin ja ſchon Ihr Kind,“ ſagte ich — freilich im trockenſten Ton und ohne den mindeſten Anflug von Zärtlichkeit.

Auch hatte der erzürnte Mann keine Luſt, auf meine kindiſche Einrede zu hören. Mit aufgeblaſenen Backen, den Kopf tief hinten übergeneigt, fuhr er, zu Tante Fränzchen gewendet, fort:

„Denken Sie denn, Frau Schwägerin“ (wenn er das gewöhnliche familiäre ‚Tante Fränzchen‘ mit dieſem feierlichen ‚Frau Schwägerin‘ vertauſchte, ſo war das allemal ein ſicheres Zeichen der gewaltigſten Aufregung und Erbitterung) . . . . .

„Denken Sie denn,“ fuhr er fort, „Frau Schwägerin, daß ich nicht auch Blut habe wie andere Menſchen? Denken Sie, daß ich nicht auch weiß, daß ein hoher luftiger Saal angenehmer iſt als dieſes niedrige dumpfe Zimmer oder daß es ſich auf einem weichen ſchwellenden Canapé weicher ſitzt als auf dieſem alten zerriſſenen Großvaterſtuhl? Halten Sie mich für ſo blind, daß ich nicht wiſſen ſollte,

meine Gestalt — und Gottlob, ich habe eine Gestalt, die sich kann sehen lassen trotz der von Kummer und Sorge ergrauten Haare, ich bin ein Mann, der in seiner Jugend streng gewesen ist gegen sich selbst und darum, so Gott will, einem langen, gesunden und gesegneten Alter entgegengeht — um nicht zu wissen, sage ich, daß meine Gestalt sich in einem feinen modischen Kleide besser ausnehmen würde als in diesem alten abgetragenen Büreaurock? O ganz gewiß, ich weiß das Alles, der Herr — sein Name sei gepriesen! — hat es mir an Verstand nicht fehlen lassen, ich kenne die Welt und weiß, wie es darin zugeht. Aber ich kenne auch meine Pflicht und weiß, daß es nichts Gottgefälligeres gibt und nichts, was uns mehr erhebt in unserm eigenen Bewußtsein, als wenn wir uns darbringen zum Opfer unserer Pflicht. Ich bin," rief er mit Emphase, „ein Opfer meiner Pflicht, ich thue nichts, denke nichts, treibe nichts als immer nur, wie ich meine Pflicht erfülle. Sie sind nun bald zehn Jahre in meinem Hause, Frau Schwägerin — sprechen Sie, reden Sie, bekennen Sie die Wahrheit vor Gott und den Menschen: haben Sie mich in dieser Zeit jemals meinen Pflichten untreu gesehen? Bin ich ein Trinker? Ein Spieler?

Besuche ich verbotene Häuser und treibe mich umher in der Gesellschaft der Leichtfertigen? Nein," bestätigte er sich selbst mit unnachahmlicher Würde, „ich trinke nicht, ich spiele nicht, die paar Wochen Urlaub abgerechnet, die ich alljährlich auf Geheiß meines Arztes im Bade verbringe, bin ich in meinem Hause festgewachsen wie die Schildkröte in ihrem Schild — keinen Menschen, behaupte ich, gibt es in der ganzen Stadt, der pünktlicher ist in seinen Geschäften und mehr Sorge darauf verwendet, auch seine Umgebung an Fleiß und Pünktlichkeit zu gewöhnen, ja ganz besonders an Pünktlichkeit....."

Neuntes Capitel.

Der Mann nach der Uhr.

Letzteres war ein Stich, der eigentlich vornämlich gegen die arme Tante Fränzchen gerichtet war. Herr Nonnemann war nämlich zu seinen übrigen mehr löblichen als angenehmen Eigenschaften, ganz besonders auch, was man einen Mann nach der Uhr nennt. Er war überhaupt ein arithmetisches Genie; wie er selbst dahin gepflanzt war

gleich einer runden großen fettbäuchigen Null, so waren auch, glaube ich, (oder habe es wenigstens längere Zeit geglaubt) Zahlen das Einzige, was seine trockene dürre Seele erfüllte. — Von seiner ungewöhnlichen Fertigkeit im Rechnen sowie überhaupt von seiner geschäftlichen Accurateſſe haben wir bereits gehört. Im Kaſſenzimmer mochte das recht gut sein — nämlich wenn es überhaupt so war.....

Allein Herr Nonnemann übertrug jene Fertigkeit und dieſe Accurateſſe auch in den Schoß der Familie, in das gewöhnliche häusliche Leben, wo er denn allerdings einigermaßen unbequem damit wurde. Alles in dieſem Hauſe war geregelt nach dem Schnürchen. Nicht blos, daß jedem Stuhl und jedem Tiſch ſein beſtimmter Platz angewieſen war, von dem er nicht gerückt werden durfte bei Leibesſtrafe: auch den Menſchen war vorgeſchrieben, wie und wann und wie lange ſie ſich bewegen ſollten und niederſitzen und wieder aufſtehen, kurz, das ganze Haus war oder ſollte doch nach der Abſicht meines Oheims ein Rechenexempel ſein, in welchem jede Ziffer ſtets glatt und rund auf ihrem Platze ſtand und wo daher auch das Facit jeden Augenblick klar dargelegt werden konnte. Dies, wenn ich ihn recht verſtehe, war der Schlüſſel zu dieſem ſeltſamen

Charakter, alles Andere war Beiwerk, Manches vielleicht bloße trotzige Widersetzlichkeit der gemißhandelten Natur, hier dagegen lag der eigentliche Kern seines Wesens: nämlich in dem Fanatismus der Regelmäßigkeit, in der wahrhaft blinden Wuth, mit der er lebendige Menschen in bloße todte Ziffern, die unermeßliche Mannichfaltigkeit des Lebens in ein kaltes abstractes Rechenexempel zu verwandeln strebte. Daher diese Nüchternheit der Empfindungen, daher dieses nie rastende unheimliche Späherauge — sehr natürlich: er mußte ja fortwährend auf der Hut sein, ob die Maschine noch hübsch in Gang, ob kein Stiftchen sich verbogen, kein Rad falsch eingegriffen hatte. Daher aber auch dieser Haß gegen Alles, was nur irgend wie Freiheit oder Selbständigkeit der Entwickelung aussah; daher dieser eherne Ernst, der unwandelbar auf seinen Zügen lag — er selbst ein kalter fühlloser Mechanismus, der sich ewig nur nach hergebrachten Gesetzen bewegte; daher endlich der Ingrimm, mit dem er alle, auch die unschuldigsten Spiele der Phantasie verfolgte — wie hätte auch das freie luftige Kind des Himmels, die Schwester der Poesie, hineingepaßt in dies trübe, prosaisch abgezirkelte Werkeltagsleben?!

Tante Fränzchen, die, wie wir uns erinnern, selbst nur eine leidlich prosaische Natur war, stimmte in diesem letztern Punkt mit dem gestrengen Herrn Schwager vollkommen zusammen. Desto schwieriger fiel es ihr dagegen, sich an die Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit zu gewöhnen, die Herr Nonnemann in seinem kleinen Haushalt verlangte und die allerdings noch über das Soldatische hinausging. Daß regelmäßig mit dem Glockenschlag das Essen auf dem Tische stehen mußte, davon will ich gar nicht erst sprechen; das ist ein häusliches Staatsgrundgesetz, das auch in andern, minder militärisch geregelten Haushaltungen besteht und bei dem sie sich wohlbefinden. Aber auch jede andere häusliche Verrichtung, selbst die kleinste, die unbedeutendste nicht ausgenommen, mußte bei uns auf die Minute, ja auf die Secunde vollzogen werden; wie jeder Tisch und Stuhl, so hatte auch jeder Teller, jedes Messer, jeder Löffel, jeder Topf in der Küche seinen vorgeschriebenen Platz und mit unerbittlicher Genauigkeit wachte Herr Nonnemann darüber, daß die vorgezeichnete mathematische Linie nirgend verletzt, die vorausbestimmte Secunde nirgend versäumt ward.

Nun war Tante Fränzchen gewiß eine musterhafte Hausfrau, — immer in ihrer Art, versteht sich —

die sich alle erdenkliche Mühe gab, das Hauswesen zusammen zu halten und Alles zum besten zu kehren. Allein einen Fehler hatte sie bei alledem, die gute Tante Fränzchen — einen sehr verzeihlichen, einen angeborenen Fehler, den sie mit aller Anstrengung nicht ganz überwinden konnte und dessen leiseste Aeußerung doch mehr als hinreichend war, ihr die härtesten Vorwürfe von unserm Haustyrannen zuzuziehen — : sie war ein wenig vergeßlich, die gute Tante; bei dem Eifer, mit dem sie alle Stücke des Haushaltes umfaßte, hatte sie so Vielerlei [illegible] den Kopf zu nehmen, daß sie regelmäßig die Hälfte davon wieder vergaß. Es war nicht Flüchtigkeit noch Theilnahmlosigkeit, im Gegentheil: Tante Fränzchen war, wie ich ihr schon nachgerühmt habe, eine der fleißigsten, sorgsamsten, gewissenhaftesten Hausfrauen, die sich finden ließen weit und breit. Ja sie war vielleicht zu gewissenhaft; hätte sie die Dinge etwas leichter genommen, hätte sie einen Unterschied gemacht zwischen Großem und Kleinem, Wesentlichem und Unwesentlichem, so würde sie vermuthlich im Stande gewesen sein, dem Ganzen, das auf diese Art einen gewissen inerlichen Plan, eine innerliche natürliche Ordnung bekommen hätte, noch weit besser vorzustehen, als sie ohnehin schon that. Jetzt dagegen, für das

Chaos von Geschäften und Vorsätzen und Einrichtungen, das sie jederzeit gleichmäßig im Kopf zu tragen suchte, mußten die Kammern ihres Gehirns nothwendig zu klein ausfallen, so daß die Hälfte davon bei der ersten Gelegenheit wieder herauspurzelte.

Aber freilich hätte dann auch der Herr und Gebieter unseres Hauses ein Anderer sein müssen als er war. Herr Nonnemann kannte ebenfalls keinen Unterschied zwischen wichtigen und unwichtigen, Haupt- und Nebengeschäften. Vielmehr war es ein Lieblingssatz von ihm, daß der Mensch Alles, was er thue, Großes wie Kleines, Nöthiges wie Ueberflüssiges, stets mit demselben Eifer thun müsse. Alle seine Gesetze waren sozusagen in Erz gegraben, Alles waren für ihn Ziffern, deren jede ihren bestimmten Werth hatte und von denen daher auch keine überhüpft oder sonst vernachlässigt werden durfte — die Summe des Tages wäre ja gleich eine andere geworden, es hätte ja nicht die vorschriftsmäßige Anzahl von Thürenauf- und Zumachen, von Stuhlrücken und Fensteröffnen, von Athemholen und Nasenschneuzen stattgefunden . . . .

Inzwischen erfordert die Gerechtigkeit anzuerkennen, daß vielbemeldeter Herr Nonnemann seine ehernen Gesetze nicht blos für Andere gab, sondern

er selbst war der Erste, der sie befolgte. Ja gerade in seinen eigenen Geschäften und Verrichtungen trieb er die Regelmäßigkeit zur alleräußersten Karrikatur. Es war ganz richtig, wessen er sich gegen Tante Fränzchen berühmte: er kam wirklich, seine alljährliche Ferienreise abgerechnet, nie aus dem Hause und auch im Hause selbst konnte kein Uhrwerk regelmäßiger gehen und pünktlicher die Stunde halten, als er es that. Täglich, genau zur selben Stunde, war er aus dem Bette; täglich, genau dieselbe Anzahl von Minuten, den Zipfel der hohen weißen Nachtmütze stets nach derselben Seite gedreht, steckte er den Kopf zum Fenster hinaus, stets erst nach dieser, dann nach jener Himmelsgegend, um sich von der Beschaffenheit des Wetters zu überzeugen; täglich brauchte er zu dieser Beobachtung dieselbe Zahl von Minuten, zog sich täglich mit demselben Räuspern aus dem Fenster zurück, schloß den klirrenden Flügel täglich mit demselben eigenthümlichen Kraftaufwand. Den Nachbarn ersetzte er auf diese Art wirklich eine Stadtuhr, die wir in unserer entlegenen Vorstadt nicht hatten; sie konnten sich fest darauf verlassen, sowie der weiße Nachtmützenzipfel des Herrn Rechnungsraths zum Fenster heraussah oder sowie die Scheibe unter seinem mächtigen Faustschlag klirrte, so

war es um die und die Zeit, und zwar unabänderlich jeden Tag und bei jeder Witterung.

Und wie er seinen Tag begonnen, so setzte er ihn fort; es war, wie ein Faden sich abspinnt oder wie eine gut geregelte Maschine sich um ihre Walze dreht. Das Merkwürdigste dabei und was mir als Kind immer das meiste Kopfbrechen machte, war die seltsam pedantische Art, mit welcher mein Pflegevater sein Kassenlokal besuchte. Dasselbe befand sich in einem Seitenflügel des von uns bewohnten Gebäudes, das mein Pflegevater überhaupt als Amtswohnung inne hatte. Doch hatte das Kassenlokal einen eigenen Eingang von der Straße her, durch welchen auch der Geschäftsverkehr stattfand. Ein zweiter Eingang führte unmittelbar aus unserer Wohnung quer durch den sogenannten Garten, ohne daß man dabei nötig hatte, erst die Straße zu passiren. Allein wiewohl nun dieser Weg weit kürzer und bequemer war, so wurde er von Herrn Nonnemann doch niemals benutzt; er behauptete sogar, zu der Nebenthür, die im Uebrigen mit Schlössern und Riegeln wohl verwahrt war, gar keinen Schlüssel zu besitzen und ging Tag für Tag, Vor- wie Nachmittag, vollständig angekleidet, den Hut auf dem Kopfe, mit Stock und Handschuhen, zur Hausthür hinaus, in

einem weiten Bogen quer über die Straße, um zwanzig Schritte davon im Seitenflügel wieder hinein zu gehen.

Auch dieser Gang wurde täglich auf die Secunde vorgenommen, sowohl hin wie zurück, und diente den Nachbaren, die niemals unterließen, ihm aus allen Thüren und Fenstern ihr ‚Ergebenster Diener, Herr Rechnungsrath‘ zuzurufen, ebenfalls als ein untrüglicher Chronometer. — Mir als Kind machte diese wunderliche Gewissenhaftigkeit, den weiteren und unbequemeren, aber öffentlichen Weg, statt des näheren und bequemeren, aber minder sichtbaren zu wählen, ein ganz unbeschreibliches Vergnügen; ich mußte dabei, wie er in seiner ganzen großen riesigen Gestalt so aus einer Hausthür heraus- und gleich darauf in die andere hineinhuschte, immer an die Wettermännchen denken, die Versteck mit einander spielen und von denen auch wir ein Exemplar, sorgfältig von Herrn Nonnemann unter Controlle gehalten, am Fenster unserer Wohnstube hängen hatten. Der Gedanke, daß der große dicke Herr Nonnemann solch ein kleines putziges Wettermännchen agiren müsse, hatte etwas außerordentlich Beinstigendes für mich und unzählige Male, trotz seines Verbotes, schlich ich ihm nach, um zu sehen, wie er hier hinaus und

dort hinein schlüpfte; ja nicht selten stachelte mich der Muthwille so, daß ich in die Hände schlug und ihm halblaut hinterdrein rief:

„Nonnemännchen, Wettermännchen! Wettermännchen, Nonnemännchen!“

O ihr seligen Thorheiten der Kindheit!!

Zehntes Capitel.

Tante Fränzchen.

Mit dieser Regelmäßigkeit Schritt zu halten, fiel der guten Tante Fränzchen, aus oben gemeldeten Gründen, nun freilich nicht leicht. Unter andern kleinen Schwächen hatte sie auch diese, daß sie niemals eine Uhr im Gang erhalten konnte; sondern theils aus Geschäftigkeit, damit die Uhr ja nicht stehen bliebe, theils um kleine Sünden im Punkt der Zeitversäumniß wenigstens scheinbar zu verdecken, öffnete sie das Gehäuse bald von rechts, bald von links, stellte die Zeiger bald vor- bald rückwärts und kurz und gut, bastelte so lange daran herum, bis das Räderwerk glücklich in Unordnung gebracht war.

Nach dem bisher Mitgetheilten kann man sich

leicht vorstellen, wie schwer mein Pflegevater gerade diesen Frevel gegen seine Hausordnung empfand; seine Uhren, äußerte er oft, (und er hatte ihrer in der That in jedem Zimmer zwei oder drei, wenn auch nur lauter altmodische, werthlose Gehäuse) wären ihm wie seine Augen, wer ihm an seine Uhren greife, das sei ihm gerade, als wenn ihm Einer das Auge im Kopfe verletzte . . .

Nun hatte Tante Fränzchen, nach einem in der menschlichen Natur sehr tief begründeten Widerspruch, wohl den Muth diesen Haupt- und Generalfrevel zu begehen, aber nicht, den begangenen einzugestehen. Wer weiß sich von jeder kleinen Unwahrheit rein? Es ist wahrlich meine Absicht nicht, Dornen zu häufen auf den Grabhügel, unter welchem Tante Fränzchen ausruht von ihrem mühseligen, arbeitsamen Leben, ich berichte nur eine Thatsache —: ohne daß sie es eigentlich direct mit Worten sagte, nur indem sie ihren eigenen Frevel hartnäckig verläugnete und in Abrede stellte, brachte sie es dahin, daß ich armseliger kleiner Narr für den allgemeinen Störenfried aller Uhren im Hause und damit auch der ganzen so künstlich geregelten Hausordnung selber galt.

Nun will ich nicht in den eben gerügten Fehler der guten drolligen Tante verfallen und will daher

nicht läugnen, daß das Räderwerk im Uhrkaſten mit ſeiner geheimnißvollen raſtloſen Bewegung allerdings einen gewiſſen mit Grauſen gemiſchten Reiz für mich hatte; auch wird es ſchwerlich ein Kind geben, das dieſen Reiz nicht empfände. Doch überwog bei mir das Grauſen das Vergnügen; der grüne lebendige Baum, mit den ſäuſelnden Blättern, den duftigen, bienenumflogenen Blüthen, war mir unausſprechlich lieber als das todte Uhrwerk, und darum gerieth ich auch nur höchſt ſelten in die Verſuchung, Herrn Nonnemann die Augen im Kopf zu verletzen.'

Dennoch mußte ich häufig dafür büßen — dafür, ſowie für andere kleine Verſehen, welche Tante Fränzchen ſich zu Schulden kommen ließ. Es beſtand, wie ich ſchon einmal ſagte, zwiſchen ihr und meinem Pflegevater eine Art ſtillſchweigenden Vertrags, wonach bei Allem, was im Hauſe Regelwidriges oder Verbotenes paſſirte, jederzeit ich als der ſchuldige Theil betrachtet und demgemäß in Anſpruch genommen ward. Daß dieſe Wahrnehmung, die meinem jugendlichen Scharfſinn unmöglich entgehen konnte, nicht dazu beitrug, mich artiger und folgſamer zu machen, brauche ich nicht erſt zu verſichern. Erfreulich dagegen würde es mir ſein, wenn Andere ſich

durch mein Beispiel wollten warnen lassen und ihre Kinder und Zöglinge, sowie überhaupt ihre Untergebenen stets nur für Das in Anspruch nehmen, was sie wirklich begangen haben; auch davon ist das Gegentheil weit häufiger als man denkt und namentlich, als man sich selber zugestehen will.

Uebrigens hatte Tante Fränzchen tausenderlei Mittel und Wege, mich für das kleine Unrecht, das mir auf diese Weise zuweilen widerfuhr, zu entschädigen. Sie war mein treuer Verfechter, soweit es nämlich ihre natürliche Schüchternheit sowie der unbedingte Respect zuließ, welchen sie ihrem Schwager, dem Herrn Rechnungsrath, zollte; wo sie mich nicht zu vertheidigen wagte, suchte sie das Gespräch wenigstens anders zu lenken oder mich sonst auf irgend eine Weise aus der Schußlinie zu bringen. —

So auch bei jener Tafelscene, von der ich vorhin berichtete. Herr Nonnemann hatte so eben die emphatische Frage an sie gerichtet, ob sie denn etwa glaube, daß er nicht auch seine Wünsche und Leidenschaften habe und ob irgend auf Erden ein Mensch gefunden werden könne, der sich mit größerem Heroismus seiner Pflicht zum Opfer bringe als er. Das waren die Momente, in denen Tante Fränzchens Einmischung von bewundernswerther Wirkung zu sein

pflegte; da vereinigten sich bei ihr weibliche Schlauigkeit, mütterliche Sorgfalt und aufrichtige, herzliche Empfindung, um ihr regelmäßig den Sieg zu verschaffen. Noch bevor Herr Nonnemann seine Frage ganz vollendet, hatte sie sich, unter fortwährendem heftigen Kopfnicken, langsam von ihrem Stuhl in die Höhe gerichtet; auch so reichte die kleine hagere Frau dem großen wohlbeleibten Herrn Schwager kaum bis unter die Schulter. Aber das erhöhte nur das Demüthige ihrer Stellung; mit gefaltenen Händen, unter strömenden Thränen, fast unverständlich vor häufigen Schluchzen:

„Nie, nie," rief sie, „hat ein Mensch auf Erden gelebt, der edler und gütiger und großmüthiger gewesen, als der Herr Schwager! Kein Fürst, kein König hätte mehr thun können an den Seinigen, als der Herr Schwager an uns, den unwürdigen Nachgelassenen seiner Geschwister, gethan hat! Aber dafür wollen wir auch sein Lob singen und unser Auge soll offen stehen in seinem Dienste Tag und Nacht; meine Söhne — Gott segne die braven Jungen! — sobald sie nur erst etwas gelernt haben und im Stande sind ihr Brod zu verdienen, sollen für ihn arbeiten, bis ihnen die Hände blutrünstig werden. Ich aber und dieses unglückliche Kind hier" —

indem ſie mich mit unwiderſtehlichem Ruck neben ſich niederzog — „dem der erleuchtete und großmüthige Herr Schwager die Sünde ſeiner Geburt nicht nachtragen wird — ich und dieſes Kind — ach ſehen Sie doch, liebſter Herr Schwager, ſie kniet ja ſchon und weint, daß ihr das kleine unartige Herzchen faſt zum Munde hinaushüpft — Tag und Nacht wollen wir vor dem gütigen Herrn Schwager auf den Knieen liegen und jeder Wink von ihm ſoll uns wie ein Befehl von Gott ſein — von Gott, dem der Herr Schwager gleich an Wohlthun und Erbarmen und Langmüthigkeit!“

Das waren nun ohne Zweifel ſehr dick aufgetragene Farben. Allein der derbe, hausbackene Geſchmack meines Pflegevaters liebte dieſes etwas grelle Colorit; er ließ uns erſt noch ein Weilchen vor ſich auf den Knieen rutſchen, dann reichte er uns ſeine plumpen feuchten Hände, eine nach der andern, zum Küſſen und endlich mit der Gewißheit, heut an keinen Verdauungsbeſchwerden zu leiden, erhob er ſich, um ſeinen alltäglichen Mittagſchlaf zu halten, der regelmäßig jedesmal fünfundzwanzig und eine Viertelminute dauerte; höchſtens daß mir noch im Abgehen ein halb ernſthafter, halb ſcherzhaft gemeinter

Klaps auf den Kopf zu Theil ward, nebst einen halblaut durch die Zähne gemurmelten:

„Sie ist und bleibt doch eine Schauspielerinne . . . .“

Eilftes Capitel.

Weise Rathschläge.

Das Beste bei diesen leidenschaftlichen Auftritten war noch immer dies, daß danach regelmäßig eine längere Pause entstand, während welcher Herr Nonnemann sich durch nichts aus seiner gewöhnlichen Schweigsamkeit herausbringen ließ; gleichsam als müßte er die Worte wieder einbringen, mit denen er bei solchen Gelegenheiten in der That etwas freigebig gewesen, wurde er danach jedesmal doppelt still und in sich gekehrt und gab seine Willensmeinung nur durch einzelne abgebrochene Laute oder gar nur durch Winke und Zeichen kund.

Für mich war das immer eine sehr erbauliche Zeit. Es war zwar, bei Licht besehen, noch immer ein bedauernswerthes Loos für ein armes sechs- oder achtjähriges Kind, zwischen einem so unerschütterlich

ernſten ſchweigſamen Manne, wie mein Pflegevater, und einer Frau dahin zu leben, die, wie Tante Fränzchen, zwar herzensgut war, aber in Gegenwart des Hausherrn vor unbegrenztem Reſpect ebenfalls kein Wort über die Lippen zu bringen wagte. Aber theils kannte ich es nicht beſſer, theils war auch dieſe drückende ſchwüle Stille noch immer eine Wohlthat gegen die Zornausbrüche des Herrn Nonnemann und die unaufhörlichen Fragen und Quälereien und Zurechtweiſungen, mit denen er mich zu andern Zeiten heimſuchte.

Auch auf Tante Fränzchen machten jene heftigen Scenen lange nicht den Eindruck, wie man nach der Zerknirſchung, die ſie dabei zeigte, hätte erwarten ſollen. Im Gegentheil, zu meiner Bewunderung bemerkte ich, daß ſie regelmäßig, ſowie der Oheim das Zimmer verlaſſen hatte, ſich die Thränen aus den Augen wiſchte, vor den Spiegel trat (ſie war trotz ihrer vorgerückten Jahre und trotz ihres wenig gefälligen Aeußern in ihrem Anzug immer noch von großer Sauberkeit und Gefälligkeit,) ſich die in Unordnung gerathene Haube zurechtrückte, vielleicht noch hier und da ein Rindchen Brod zuſammenſuchte und dann der Magd rief und ſie beim Abräumen unterſtützte, ſo heiteren

Angesichts und mit solcher Unbefangenheit, als wäre nicht das Mindeste passirt.

Anfangs machte diese Wahrnehmung einen ganz außerordentlich peinlichen Eindruck auf mich; ich hatte die Tante wirklich aufrichtig lieb und konnte es mir mit der Vorstellung, die ich von ihrer Treue und Wahrhaftigkeit hegte, nicht zusammenreimen, daß sie Weinen und Lachen, wie man es in jener Gegend mit einem etwas plebejen, aber nicht unrichtigen Ausdruck bezeichnet, so völlig in einem Sacke führte. Als ich ihr eines Tags meine Verwunderung darüber mehr andeutete als eigentlich aussprach (denn zu Letzterem war ich mir ja selbst noch lange nicht klar genug), so ging sie sogleich bereitwillig auf den Gegenstand ein und ließ sich, mit jener Redseligkeit, die ihr wohl eigentlich natürlich war und in die sie sehr leicht verfiel, sobald sie Herrn Nonnemann im Weiten wußte, folgendermaßen darüber vernehmen:

„Du wunderst Dich, mein Kind," sagte sie, „daß ich meine Angst und meinen Schrecken so leicht verwinde und mir den Unwillen Deines theuren Vaters scheinbar so wenig zu Herzen nehme. Dies Letztere ist keineswegs der Fall; ich achte, ehre und fürchte ihn aufrichtig, und will mich ihm dankbar

und treu beweisen, solange mir die Augen offen stehen; er selbst, wenn ich sie einmal geschlossen habe, wird schon noch dahinter kommen, was er eigentlich an mir besessen hat."

„Was aber," fuhr sie fort indem sie sich behaglich auf den kleinen niedrigen Schemel kauerte, der ihr gewöhnlich zum Ruheplatz diente — „was das Andere betrifft, daß ich mir seines Spectakels halber nicht gleich die Haare ausraufe, so wirst Du, mein Kind, mit den Jahren ebenfalls noch erfahren, was das eigentlich zu bedeuten hat, und daß keine verständige Frau, mag das nun Gattin oder Schwester oder Dienerin sein, es anders macht. Siehst Du, mein Kind, ich kenne die Männer und weiß, wie sie es halten. Mein Seliger war ein wahres Lamm von Menschen, es ist mir noch immer unbegreiflich, wie zwei Brüder so verschieden ausfallen können — aber siehst Du, seinen Spectakel wollte er mitunter auch machen, und jemehr ich ihm darin nachgab und je verzweifelter ich mich geberdete, je wohler war es ihm und je eher hörte er wieder auf. - Glaube doch nur nicht, daß die Männer selbst es so ernsthaft damit meinen; es ist ihnen, denk' ich mir, damit, wie uns Frauen mit dem Scheuern und Waschen: da muß auch ein bischen Spectakel dabei sein, wenn es uns

freuen soll, auch wenn es gar nicht nöthig wäre; es ist dem Menschen eine Erleichterung, er arbeitet sich damit, sozusagen, aus sich heraus, er probirt, wessen er noch fähig ist, und was er wohl zu thun im Stande wäre, wenn er einmal in die Nothwendigkeit käme, wirklich und ernsthaft wüthend zu werden."

„Ueberhaupt, Schatz," fuhr sie in ihren weisen Rathschlägen fort, „merke Dir das für die Zukunft, es ist ein gewichtiges Wort, was ich Dir jetzt sagen will, und wenn Du es recht beachtest und Dich darnach richtest in Zukunft, so wirst Du wunderbare Früchte davon verspüren: — der klügste Mann ist noch immer ein Schwachkopf gegen die einfältigste Frau. Ich bin eine von den Einfältigsten, ich weiß das recht gut — woher sollte ich auch den Verstand haben? woher und wozu? Ich bin kleiner Leute Kind, mein guter seliger Mann, außer wenn er auf der Kanzel stand, war auch kein besonderes Licht, meine Jungen sind im Waisenhaus und ich werde es mir als ein großes Glück schätzen, wenn sie einmal so etwas werden wie Registrator oder Calculator, oder auch nur ein tüchtiger Handwerker. Handwerk, mein Kind, hat goldenen Boden — also wozu sollte mir der Verstand? Aber so einfältig ich bin, einen solchen großen Herrn, wie den Herrn

Schwager, mit all seiner Weisheit, dennoch heimlich am Fädchen zu führen, dazu bin ich noch immer klug genug.“

„Das ganze Geheimniß, mein Kind,“ lehrte sie weiter, indem sie mit großer Ernsthaftigkeit die Falten ihrer Schürze zurecht strich — „das ganze Geheimniß besteht darin, daß wir Frauen zwar wissen, was die Männer wollen, aber daß wir niemals die Männer errathen lassen, was wir selbst so eigentlich im Schilde führen. Und dazu ist Unterwürfigkeit und Demuth, am rechten Flecke und mit dem richtigen Nachdruck angebracht, das allersicherste Mittel; das schmeichelt den Männern, und Eitelkeit ist ein Kraut, das glaube mir, dem vielleicht wenig Frauen widerstehen, aber ganz gewiß kein einziger Mann. Sie wollen die Herren der Schöpfung sein — nun ja doch, seid es: aber so sind wir wenigstens eure ersten Minister, und ein Minister, habe ich mir sagen lassen, ist heut zu Tage ein wichtiger Mann im Staate, und hat soviel zu entscheiden als der König selbst. Die Hauptsache bleibt immer, daß sie an ihre Herrschaft glauben; Glauben macht selig, das ist ein alter Spruch, über den mein seliger Mann gar erbaulich zu predigen wußte. . . .“

Und in dieser Art setzte sie ihre eigene Predigt

noch lange fort. Ich hörte das mit an, wie Kinder zu hören pflegen: nämlich so, daß es in das eine Ohr hinein ging und zum andern wieder heraus. Will Jemand dagegen erinnern, daß diese natürliche Flüchtigkeit des Kindes niemals so groß, daß nicht doch hie und da ein Korn im Boden der Seele haften bleibt, das sich dann mitunter gar wunderlich entwickelt und Früchte bringt, vielleicht nach langen Jahren, an welche weder die Erwachsenen noch das Kind gedacht haben, so muß ich mir auch das gefallen lassen. Ja ich thue noch mehr: ich räume selbst ein, daß mein eigenes Leben ein verhängnißvolles Beispiel dafür bietet. So unschuldig diese und ähnliche Rathschläge meiner guten Tante ohne Zweifel auch gemeint waren — man bedenke nur immer, daß sie dieselben einem Kinde ertheilte, für das Mann und Frau und Ehe noch völlig leere, bedeutungslose Namen waren — so kann ich doch nicht in Abrede stellen, daß sie allerdings auf mich gewirkt haben, wenn auch in anderer Weise als meine Tante beabsichtigte. Sie wollte mich unterwürfig und fügsam machen — aber gerade diese Unterwürfigkeit und Fügsamkeit, dies Schmeicheln und Heucheln, wie ich es in meinem kindischen Sinne nannte, widerte mich an, ich prägte

mir nur den einen Satz ein, daß die Männer ohne Ausnahme schwache Geschöpfe, und daß eine leidlich gescheidte Frau mit ihnen machen könnte was sie wolle. Der Weg dagegen, auf dem ich dies Ziel zu verfolgen beschloß, war gerade der entgegengesetzte: immer, wo es vielleicht ganz am richtigen Ort gewesen wäre, sich zu fügen und nachzugeben, stand mir das Bild meiner Tante vor Augen, wie sie vor meinem Oheim auf den Knieen rutschte und schier in Thränen zerfloß — und kaum daß er den Rücken gewandt, so stand sie höchst harmlos auf, rückte sich die Haube vor dem Spiegel zurecht, und konnte mit der behaglichsten Miene das gleichgiltigste Gespräch anknüpfen. Das, wie gesagt, schien mir eine Erniedrigung; mein Stolz, dies verhängnißvolle Erbtheil meines Blutes, empörte sich bei dem Gedanken an die unwürdige, heuchlerische Rolle, welche ich spielen sollte; absichtlich verhärtete ich mein Herz, ich wurde schroff und heftig und suchte durch Eigensinn und falsche Beharrlichkeit zu erreichen, was ich mich schämte, durch Sanftmuth zu erlisten — warum auch nicht? die Männer waren ja alle so lenksam und wir Frauen hatten ja soviel Gewalt über sie!

Ja, gute Tante Fränzchen, ich kann Dir und Deinem Gedächtniß das Geständniß nicht ersparen,

daß Du mir mit Deinen wohlgemeinten Rathſchlägen vielen Schaden gethan haſt und daß wohl Manches in meinem unglücklichen Lebensgange anders gekommen wäre, hätteſt Du mich nicht zu frühzeitig und mit allzugroßer Selbſtgewißheit von der Unwiderſtehlichkeit der Frauen überreden wollen. Ich glaubte Deinen Worten — glaubte ihnen zu einer Zeit, da ich Alles hatte, was mich mit Recht darin zu beſtärken ſchien: Jugend, Leidenſchaft und vielleicht auch ein wenig Schönheit — und habe es gebüßt mit dem Glück und der Ruhe meines Lebens.

Aber darum ſoll mir Dein Andenken doch heilig bleiben, gute Tante Fränzchen; ich weiß ja wie Du es gemeint haſt und daß, indem Du mein Herz mit unbedachten Rathſchlägen vergifteteſt, es Dir weit weniger darum zu thun war, daß ich Dich hörte, als daß Du endlich, endlich einmal in einem unbefangenen Geplauder Deine gepreßte Seele ausſchütten konnteſt, und ſollte es auch nur in das Ohr eines Kindes ſein!

Zwölftes Capitel.

Ein Troſt.

Bei alledem war und blieb ich in einer traurigen Verlaſſenheit, und auch die offene und verſteckte Theilnahme der guten Tante vermochte mich nur wenig zu tröſten.

Weit mehr des Troſtes dagegen fand ich bei einer dritten Perſon, die ich bisher abſichtlich mit Stillſchweigen übergangen habe und die auch in dem Haushalt meines Oheims in der That nur eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielte: eine Perſon, von der ich unliterariſches Frauenzimmer nicht einmal weiß, ob es geſtattet iſt, ſie in dieſe Bekenntniſſe mit einzuführen, und die ich doch nicht übergehen darf, weil ſie in meinem Jugendleben eine der wichtigſten und — daß ich es nur gleich hinzuſetze — der verhängnißvollſten Rollen geſpielt hat.

Das war unſere alte Köchin, die alte Dörte, wie ſie genannt ward: ein altes Erbſtück des Nonnemann'ſchen Hauſes, das in mir ſchon die dritte Generation heranwachſen ſah und das an allen Leiden und Freuden der Familie treulichen Antheil genommen hatte. — Heutzutage, bei der ſchnellen,

unsteten Art, in der das gegenwärtige Geschlecht lebt, sind diese alten Hausmöbel (wie man sie zu meiner Zeit scherzweise nannte) wohl längst ausgestorben; die junge flatterhafte Welt, die heute hier, morgen da ist, kann diesen Schatz von Ergebenheit und Treue nicht mehr gebrauchen, die Anhänglichkeit solcher alter Wesen würde ihr zur Last sein — und vielleicht hätte sie auch Grund, die Erinnerungen zu scheuen, die Einen aus solchem alten runzlichen Gesicht anblicken, auch ohne daß sich der Mund öffnet...

An Runzeln fehlte es der alten Dörte nun nicht und auch nicht an Erinnerungen; sie war ein richtiger ‚Küchendrache', bärbeißig, launenhaft und nur gegen mich armes Nestbäckchen von unerschöpflicher Geduld und Güte. Vater und Mutter hatte ich nicht: aber wenn es irgend etwas gab, was mir die Hand der Eltern ersetzen konnte, so war es die harte, schwielige Faust dieser alten Köchin.

Sie war, wie solche Leute zu sein pflegen, schweigsam und mürrisch; um die Gegenwart kümmerte sie sich wenig mehr und auch von der Vergangenheit sprach sie nur selten und in besonders guten Stunden. Aber wie ich es verstand, diese guten Stunden herbei zu führen! Wie ich sie umschmeichelte und ihr die alten gebräunten Wangen

mit meinen kleinen rosigen Händen klopfte, bis sie anfing zu lächeln und der alte zahnlose Mund floß über von köstlichen Geschichten!

Nicht von Märchen und alten Liedern, wie dergleichen Personen sonst wohl der Jugend mitzutheilen lieben; dazu war unsere alte Dörte viel zu ernst und viel zu finster, vielleicht auch schon zu abgestumpft. Aber sie wußte, was besser war als Lieder und Märchen — sie wußte von meiner Mutter!

Ich habe bereits gesagt, daß die alte Dörte von Geschlecht zu Geschlecht in der Familie fortgeerbt war. Auch die drei Geschwister, als deren einziger Ueberrest Herr Nonnemann in der Fülle seines wohlgepflegten Leibes unter den Sterblichen wandelte, hatte sie nicht blos gekannt, sondern sie hatte sie auch geboren werden, aufwachsen und ins Leben treten sehen.

Auf den gegenwärtigen Herrn Kassenrendanten — oder damit wir die Dehors ebenfalls gehörig inne halten, Herrn Rechnungsrath Nonnemann war sie am wenigsten gut zu sprechen. Im Gegentheil, obschon sie treulich in seinem Dienst ausharrte hatte sie doch eine stille Abneigung gegen ihn, die

dann mitunter nach Umſtänden wohl auch zu einer ſehr lauten wurde. Ja ſie hatte darin eine gewiſſe Aehnlichkeit mit ihrem Dienſtherrn ſelbſt, daß ſie für gewöhnlich ſehr ſtill und wortkarg war, in gewiſſen Fällen jedoch, wo irgend etwas ihre Leidenſchaft erregte, entwickelte ſie plötzlich eine ungeahnte Beredtſamkeit und der Mund ging ihr dann, nach ihrem eigenen Ausdruck, ‚wie ein Schlachtſchwert.‘

Am häufigſten wurde dies ‚Schlachtſchwert‘ geſchwungen, wo ſie es für nöthig hielt, mich gegen die Strenge meines Oheims und Pflegevaters in Schutz zu nehmen. In der That war ſie die Einzige, die ſich ihm gewachſen zeigte; nicht etwa durch Demuth und Liſt, wie Tante Fränzchen, ſondern durch kühnes Wort und muthige That. Es war ein einziger Anblick, dies alte kleine knöcherne Weibchen, mit den hohen Schultern und dem ſpitz vorſtehenden hagern Kinn, wie ſie ſich, die Arme in die Seite geſtemmt, dem baumlangen ſtattlichen Herrn Nonnemann gegenüber ſtellte und ihn mit der Kraft ihrer Zunge und den Geſticulationen ihrer hagern ſpitzigen Ellenbogen regelmäßig aus dem Felde ſchlug. Er ſolle, pflegte ſie zu ſagen, ſeinen großen Mund nur gar nicht ſo weit aufthun, ſie Beide kennten ſich, ſeit er auf der Welt wäre, und wüßten

was sie von einander zu halten. Er möge ein grundgescheidter Mann sein und möge vortrefflich umgeben können mit den Zahlen oder wie die Kratzfüße genannt würden, die er da in seine großen Bücher einschreibe — in Gottes Namen, er möge doch schreiben was er wolle, es ginge sie nichts an und wenn der Eine todt wäre, würde ein Anderer geboren. Aber das möge er nur ja nicht denken, daß sie besondern Respect haben solle vor seiner Weisheit und solle ruhig zusehen, wie er das arme Kind der schönen lieben Mamsell Florine mißhandle. Warum er es denn nicht auch lieber ins Waisenhaus gebe, wenn es ihm denn doch so verhaßt sei? Oder er möge es ihr geben, der alten Dörte; sie wolle nichts von ihm, nicht einmal mehr den Fleck hinter dem Küchenherd; jeden Augenblick sei sie bereit zu gehen, noch habe sie Mark in den Knochen und wolle schon dafür sorgen, daß sie selbst nicht verhungere und noch weniger das arme zarte Püppchen.

Wollte Herr Nonnemann dagegen nun mit seiner gewöhnlichen Würde auftreten (denn mit der Heftigkeit versuchte er es gar nicht erst, in dem Punkt wußte er sie von vornherein als seine Meisterin anerkennen), so pflegte sie ihm zu entgegnen: das

sei ihre Rechenkunst, daß sie nicht fünf gerade sein lasse; wolle er das Kind — nämlich mich — behandeln, wie es dem Blut seiner Schwester zukomme, so sei Alles gut zwischen ihnen beiden, sie werde ihre Arbeit thun nach wie vor und wenn einmal unversehens ihr letztes Stündlein gekommen sein sollte, so werde sie ihm auch damit keine Beschwerde machen; so viel, um sich ein christliches Begräbniß zu verschaffen, habe sie sich schon vor dreißig Jahren zusammengespart, sie werde aber nicht dumm sein und sagen wo sie es liegen habe, wenn der Tod auf der Zungenspitze sitze, sei dazu noch immer Zeit genug . . .

Und seltsam, so ingrimmig der Herr Nonnemann sonst auch war und so ungern er Jemand das letzte Wort abtrat, so trat er nach diesen Expectorationen doch regelmäßig seinen Rückzug an, indem er nur so etwas zwischen den Zähnen brummte, was ungefähr wie ‚verrücktes Weib' und ‚thörichte alte Hexe' klang, von der alten Dörte jedoch, obwohl sie trotz ihres hohen Alters noch Ohren hatte wie ein Luchs, ebenso regelmäßig überhört ward.

Dreizehntes Capitel.

Alte Geschichten.

Auch von dem jüngeren Bruder, dem verstorbenen Landprediger, schien die alte Dörte nur wenig zu halten und ebenso — ich kann es nicht verschweigen, obwohl, wie ich selbst fühle, das Bild des ‚Küchendrachen' damit vollständig wird — auch von Tante Fränzchen. Von dem Einen meinte sie, es sei eben auch weiter nichts an ihm gestorben als ein Landpastor, die Andere aber, flüsterte sie mir in die Ohren, sei gerade einfältig genug, um sich von einem solchen leeren Großthuer wie der Herr Nonnemann, ins Mausloch jagen zu lassen. Das stimmte nun freilich mit dem, was Tante Fränzchen selbst in Betreff ihrer Ueberlegenheit behauptete, sehr wenig überein. Doch weiß man schon, daß ich mit der häuslichen Politik meiner Tante überhaupt nicht recht einverstanden war und so wird es mir Niemand verargen, daß ich in der Stille der alten Dörte mehr glaubte als Tante Fränzchen.

Dagegen hing sie an der Schwester dieses Bruderpaares, an Florine, oder vielmehr an ihrem Andenken, mit einer Zärtlichkeit, die selbst jeden

Dritten hätte rühren und erschüttern müssen, geschweige denn mich, den einzigen Nachlaß der schönen, unglücklichen Frau. Ihren Erzählungen und Schilderungen hauptsächlich verdankte ich jene Eindrücke, deren ich vorhin erwähnte und die einen so wesentlichen Bestandtheil meines Jugendlebens bildeten; sowie sie von Florine zu sprechen anhub, glänzte ihr Auge, die kleine zusammengeschrumpfte Gestalt wuchs ordentlich in die Höhe und aus dem unfreundlichen zahnlosen Munde kamen Worte und Bilder, so sanft und so einschmeichelnd, so glänzend und prächtig, daß es mir war, als hörte ich die Musik der Engel.

Freilich entschloß sie sich zu diesen Erzählungen nicht oft; ich mußte sie lange bitten und umschmeicheln oder mußte mich auch wohl gerade sehr unglücklich fühlen und sehr hart ausgezankt sein von dem bösen Oheim (und dies Letztere kam allerdings oft genug vor), bevor sie das Siegel ihrer Lippen löste und mir mit leiser flüsternder Stimme von den glänzenden Tagen der Vergangenheit und meiner unglücklichen Mutter erzählte. Auch mußte es jedesmal sehr heimlich und mit großer Vorsicht geschehen; weder der Oheim noch Tante Fränzchen durften davon merken, da beide in diesem Punkt

unerbittlich wären, und wenn sie nur eine Ahnung gehabt hätten von unserm stillen Verkehr, gewiß Mittel und Wege gefunden haben würden, denselben gänzlich zu verhindern. — Es waren einzige Stunden, die ich in dieser Art mit der Alten verlebte, Stunden, an die ich noch jetzt mit Sehnsucht und Wehmuth zurückdenke, voll der lautersten Poesie, gemischt aus Wonne und Grausen, aus Schmerz und Entzücken. Spät Abends, wenn die Andern mich längst in meinem Bettchen glaubten, schlich ich mich auf nackten Füßchen, den langen öden Gang hinunter, an den öden rabenschwarzen Fenstern vorbei, aus denen die Nacht mich unheimlich anstierte, bis wo durch die halb geöffnete Küchenthür der willkommene Schein des Herdes mir entgegenleuchtete. O wie lange ich mitunter an der Thüre stand und ängstlich hineinlauschte, ob die Luft auch rein und weder Oheim noch Tante in der Nähe! Wie ich sie begierig mit den Augen verschlang, die kleine phantastische Gestalt, wie sie vor der Ofenglut hockte und der Widerschein der rothen Flamme warf ihr Bild in grotesker Verzerrung an die gegenüberstehende schwarz geräucherte Wand! Zuweilen hörte ich sie dabei leise Worte vor sich hinmurmeln, Worte, die ich nur halb verstand und die

mir doch einen tief bedeutungsvollen Sinn zu haben schienen; dann lauschte ich weit vornübergebeugt, bis endlich die Diele unter meinem Fuße knisterte, oder mir schlugen auch die Zähne vor Frost und Grausen gegeneinander, und die Alte trippelte herbei und schalt mich aus, warum ich nicht ruhig in meinem Bettchen bleibe, und während sie mich schalt, hatte sie mich schon sacht in die Höhe genommen und wickelte mich in ihre Schürze, indessen ich mit meinen kleinen nackten Armen ihren knochigen Hals umklammert hielt, und trug mich hinter den Ofen, an den allerwärmsten Fleck, und wickelte mich noch einmal sorgsam ein und liebkoste mich, so weich, so weich — so hatte mich noch nie eine Hand geliebkost — und dann wieder zankte sie mit mir — und so, zwischen Liebkosen und Zanken, erzählte sie mir — alte, wundersame Geschichten!

O wie sich das herrlich zuhörte in der warmen Ofenecke, während das Feuer auf dem Herde knisterte und einzelne neugierige Funken sprangen bis zu uns herüber, als wollten sie auch dabei sein und wollten sich mitfreuen an unserer Freude! Der Sturmwind heulte im Schlot oder das Heimchen auf dem Herde zirpte, ich aber, in seliger Ruhe,

ſchloß die Augen und träumte von meiner Mutter, von der ſchönen ſtrahlenden Florine. Nein, es iſt doch nicht wahr, worüber ich in ſpäterer Zeit ſo oft mit meinem Schickſal gerechtet habe: meine Jugend iſt doch nicht ganz freudlos geweſen — und wenn ich nichts weiter gehabt hätte als dieſe nächtlichen Stunden hinter dem Herd, und Niemand hätte ſich meiner angenommen als die alte treue Dörte, ich wäre doch kein verlaſſenes, ich wäre ein reiches, glückliches Kind geweſen!

Freilich hatte auch dieſe Roſe ihren Dorn. Noch hatte ich nicht lange meine nächtlichen Wanderungen zur alten Dörte angetreten, als ich auch merkte, daß ſie mehr wußte, mehr und Größeres, als ſie mir zu ſagen für gut befand. Vergebens drang ich in ſie, vergebens verſchwendete ich den ganzen Schatz meiner Liebkoſungen, vergebens drohte ich ſogar — eine Drohung, deren Ausführung natürlich mich ſelbſt am allerbitterſten betroffen hätte — nicht wiederzukommen: in allem Uebrigen gegen mich die Nachgiebigkeit und Güte ſelbſt, blieb ſie doch in dieſem Punkte unerbittlich und das Aeußerſte, was ich von ihr erlangte, war das Zugeſtändniß: ja, allerdings, ſie habe noch etwas, etwas ſehr Wichtiges, was ſie mir indeſſen verſchweige, ich

sei jetzt noch zu jung dafür: aber später solle ich es gewiß erfahren und namentlich (darauf gab sie mir ihre harte schwielige Hand) wolle sie nicht sterben, ohne auch den letzten Schleier von dem Schicksal meiner theuren, unglücklichen Mutter gelüftet zu haben.

Einstweilen war auch das, was sie mir davon enthüllte, vollständig genügend, meine Phantasie in die lebhafteste Thätigkeit zu versetzen; stelle ich mir die einzelnen Bruchstücke zusammen, so war es ungefähr Folgendes.

Meine Mutter war eins der schönsten und geistvollsten Mädchen der Stadt gewesen. Nach dem frühzeitigen Tode ihrer Eltern war ihre Erziehung ihren Brüdern, namentlich dem gegenwärtigen Rechnungsrath, der um ein Bedeutendes älter war als sie, anheimgefallen.

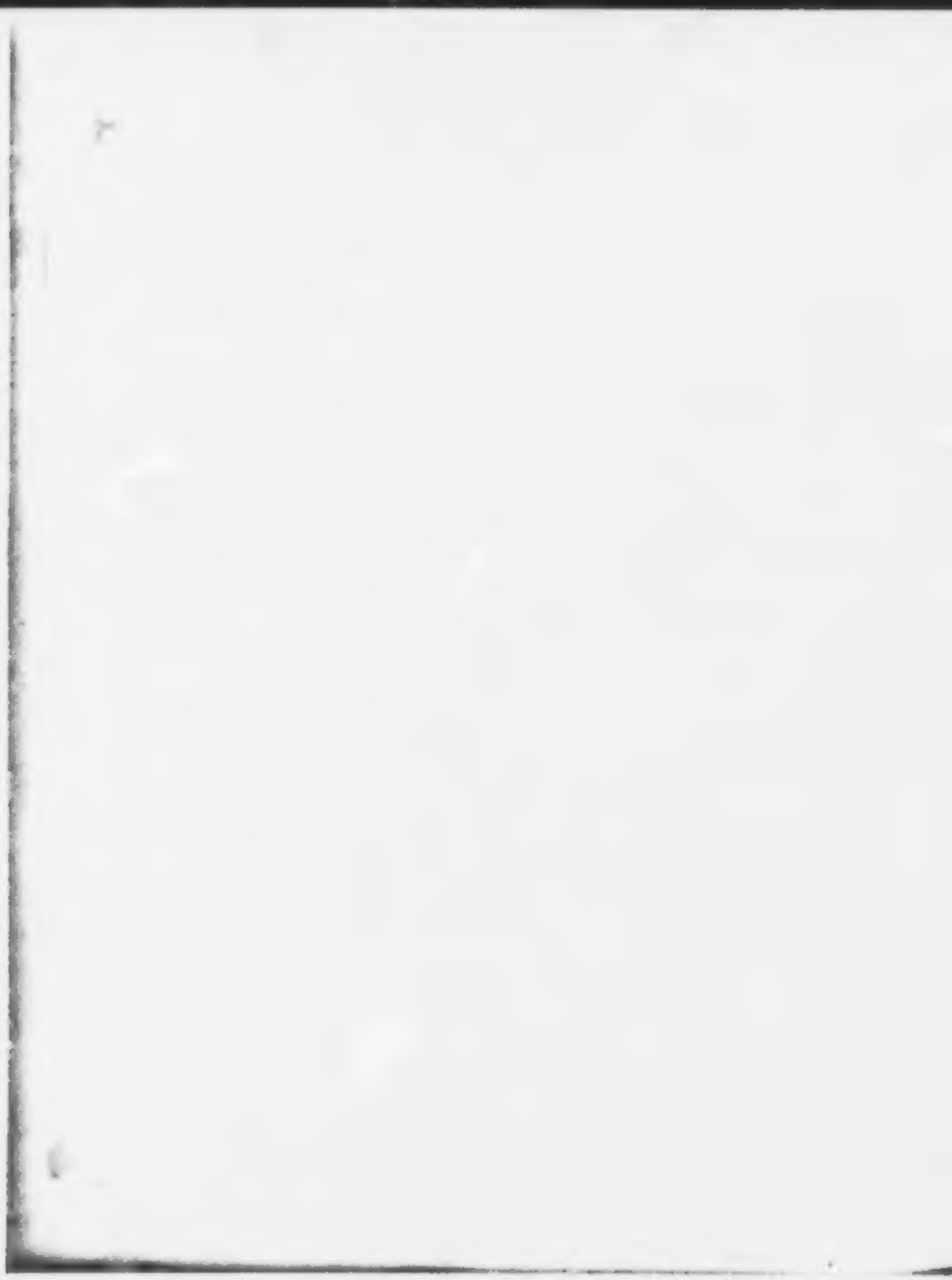
Doch hatte er schon mit dieser ersten Probe seiner Erziehungskunst keine besondere Ehre eingelegt. Der ungestüme, lebhafte Geist des jungen schönen Mädchens hatte sich mit der nüchternen Regelmäßigkeit des Bruders so wenig vertragen können, wie ich, ihr Kind, es vermochte. Allein zu ihrer Lebhaftigkeit und Heftigkeit besaß sie auch, was mir abging: eine große Energie und Entschiedenheit des

Geistes, sowie eine Thatkraft, die aller Hindernisse spottete; nach wiederholten heftigen Auftritten hatte sie das Haus des Bruders verlassen. —

Und da trat nun gleich eine jener Lücken ein, welche ich die alte Dörte vergebens beschwor mir auszufüllen. Nur soviel konnte ich mir allenfalls zusammenstellen, daß Florine auf gut Glück in die Welt gegangen war und irgendwie eine glänzende und ungewöhnliche Laufbahn gemacht hatte. Dieser Laufbahn schien sie dann wieder durch eine Ehe entrückt worden zu sein, die in irgend einer Art etwas Anstößiges oder Auffallendes gehabt haben mußte oder doch wenigstens der Zustimmung des Bruders (der zweite Bruder, der Landprediger, war inzwischen verstorben) entbehrt hatte. Das einzige Kind dieser Ehe war ich. Wie ich in das Haus meines Oheims gekommen, darüber gab meine vorsichtige Quelle mir nicht die mindeste Andeutung. Aber vielleicht habe ich auch gar nicht danach gefragt, da ich mich nicht erinnern konnte, jemals wo anders gewesen zu sein und mich also an diesen Aufenthalt, wie an etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches, vollkommen gewöhnt hatte. — Auch meines Vaters erwähnte die alte Dörte so wenig, wie die Tante und der Oheim es thaten. Und ebenso wenig konnte ich

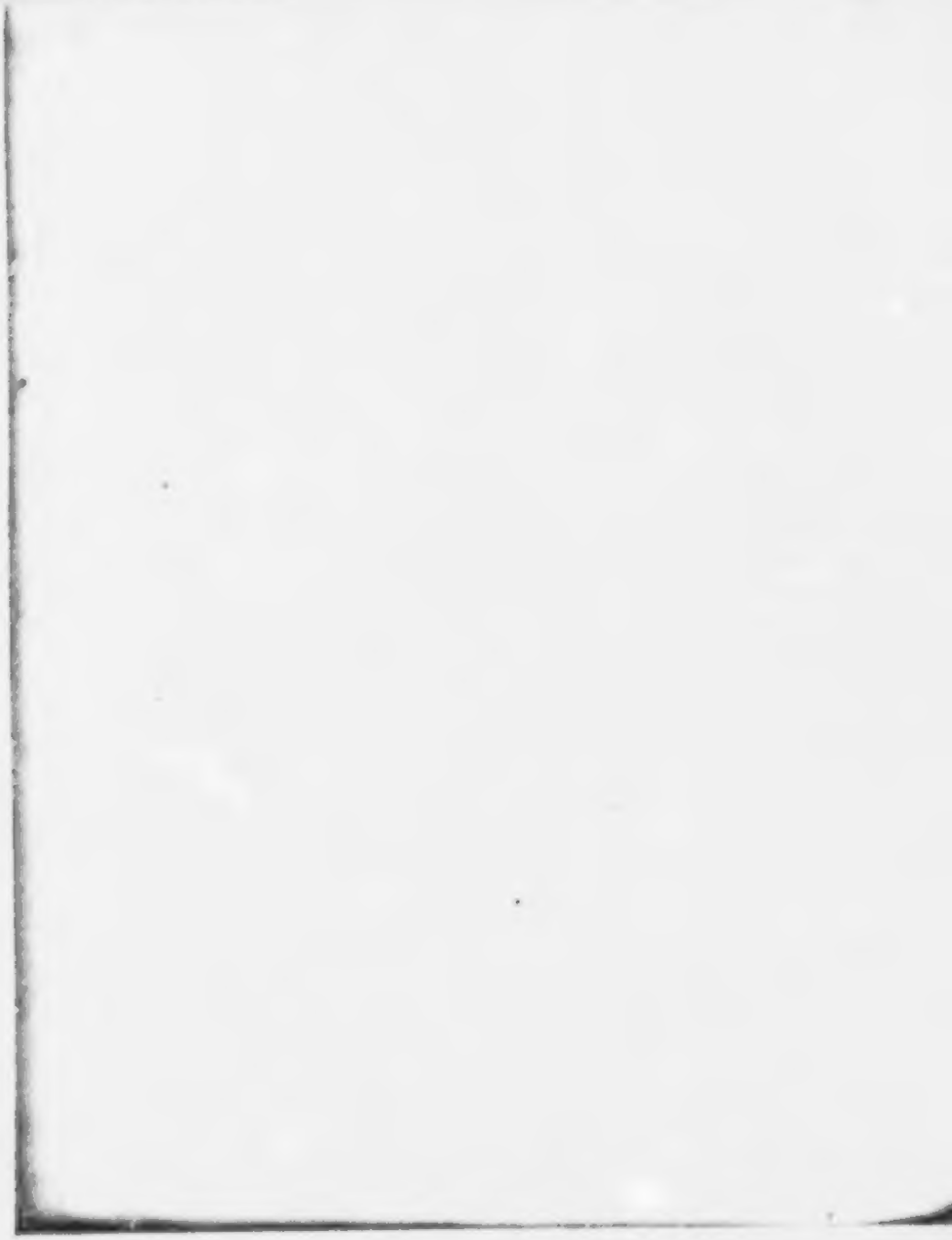
auch etwas Gewisses über das endliche Schicksal meiner Mutter erfahren. Sie war wohl todt, wenigstens sagte die alte Dörte mir nie das Gegentheil — aber wann, wie, wo sie gestorben, darüber verweigerte sie mir jede Auskunft

Das war nun, wie man will, sehr wenig oder sehr viel. Für jeden Fall inzwischen war es mehr, als der Kopf eines achtjährigen Kindes vertragen konnte und so wird man denn nun, besonders wenn man die übrigen verschrobenen Verhältnisse berücksichtigt, in denen ich aufwuchs, auch begreifen, warum ich solch possirliches seltsames Ding war und so ganz anders wie die übrigen Kinder meines Alters.



Drittes Buch.

Der alte Herr.



Erſtes Capitel.

Der weiße Pudel noch einmal.

Und auch das wird man nun wohl begreifen, wie ich dazu kam, Geſpräche zu führen mit mir ſelbſt und auf freier Straße in Entzücken zu gerathen über einen hölzernen weißen Pudel, der in dem Schaufenſter eines Spielwaarenlagers ſtand.

Damit kehre ich alſo zurück zu dieſem treuen Thiere, das ich bis dahin auf faſt unbillige Weiſe aus dem Auge verloren habe. Vorher aber muß ich erſt noch erklären, wie ich überhaupt ſo weitweg vom Hauſe meines Oheims kam, bis in die Mitte der Stadt, wo die glänzenden Läden und die rollenden Wagen und die wiehernden Pferde davor mich in ein nie gekanntes Erſtaunen verſetzten. Denn daß

ich für gewöhnlich sehr eingezogen lebte und durchaus keine Art Verkehr mit gleichalterigen Gespielen oder mit sonstigen Leuten in der Stadt unterhielt, das wird der Leser nach dem, was er übrigens von meiner Jugendgeschichte erfahren hat, schon selbst nicht anders erwarten.

Es war wiederum die alte Dörte, der ich diese Verbesserung meiner Lage (nämlich sofern es eine war) zu verdanken hatte. Ich war ziemlich acht Jahre alt geworden und der ganze Unterricht, dessen ich bis dahin genossen, hatte sich auf ein bischen Lesen und Schreiben beschränkt, das meine Tante, die Predigerswitwe, mir beizubringen suchte. Waren es nun die Fortschritte, die ich in diesem Unterricht machte und die Tante Fränzchen allerdings immer sehr rühmte, ich vermuthe jedoch, fast mehr zur Ehre der Lehrerin als der Schülerin — oder war es die Langeweile, deren bei der Einförmigkeit unseres Lebens sich mitunter denn auch wohl ein so gelehrter und geistreicher Mann wie Herr Nonnemann nicht völlig erwehren konnte: genug, eines guten Tages beschloß Herr Nonnemann meinen Unterricht in höchst eigener Person zu übernehmen. Eine Menge Hefte, alle genau von derselben Höhe, Breite, Dicke, wurden sogleich gefertigt, Lineale, Federn, Vielfüße herbei-

geschafft, als ob wenigstens eine ganze junge Bevölkerung in die Vorhallen der Wissenschaft eingeführt werden sollte, und eine Reihe künstlicher Tabellen und Lehrpläne entworfen, in denen bis aufs I-Pünktchen vorausbestimmt war, was, wie, wann und besonders auch in wie viel Minuten und Secunden ich Dies oder Jenes erlernen sollte.

Allein so glänzend die Zurüstungen, so kläglich war das Resultat. Herr Nonnemann hatte, wie wir wissen, schon sonst nicht viel Glück als Pädagog gehabt: aber mit diesem neuesten Experiment, nun gar noch persönlich als Lehrer, und zwar als Lehrer eines kleinen achtjährigen Mädchens aufzutreten, scheiterte er völlig. Weiß der Himmel, wer von uns Beiden den härtesten Kopf hatte: aber nur so viel war gewiß, daß wir als Lehrer und Schülerin noch weniger zusammenpaßten, denn als Vater und Kind. Herr Nonnemann begriff nicht, wie ein Mensch, der doch nicht geradezu als Cretin geboren, so dumm sein könne und ich begriff überhaupt gar nichts von Allem, was er sagte; er behauptete, mir Alles höchst deutlich und klar gemacht zu haben, nach den regelrechtesten mathematischen Anschauungen, die bekanntlich von allen Anschauungen der Welt die einfachsten und leichtesten wären und ich fand mich, nachdem er

eine halbe Stunde in mich hineingeredet und Himmel und Hölle zu Zeugen meiner Dummheit beschworen hatte, nicht einmal so klug, sondern noch ein gut Stück dümmer als zuvor; er behauptete, ich sei zu einfältig je etwas zu lernen, ich dachte in der Stille, er möchte wohl zu klug sein, mich armes thörichtes Mädchen etwas zu lehren und lehnte mich zurück nach dem unsystematischen, aber bei weitem faßlichern Unterricht meiner guten Tante. Das Ende dieser durchgängigen Abweichung unserer Ansichten aber bestand dann regelmäßig darin, daß Herr Nonnemann mit einem der vielen Lineale, die er, wie ich mir denke, wohl vorzugsweise zu diesem Behufe angeschafft hatte, höchst gartige Experimente auf meinen Schultern und Händen anstellte, was dann wieder meinerseits eine Fluth von Thränen und Jammertönen zum Ausbruch brachte.

Da Tante Fränzchen, ihrer früher entwickelten Politik gemäß, den gedrungen Herrn Schwager auch diesmal nur dadurch zu besänftigen suchte, daß sie ihn immer mehr in seinem Zorn bestärkte, so weiß ich wirklich nicht, wohin es zuletzt mit meinen armen Schultern gekommen sein möchte, hätte nicht die alte Dörte sich meiner mit gewohnter Mannhaftigkeit

angenommen. Sie setzte meinem Oheim so gründlich auseinander, daß er zum Mädchenlehrer nicht berufen sei, ja sie drohte zuletzt, wenn diese unausgesetzten Mißhandlungen nicht aufhörten (und allerdings waren es mehr gymnastische als wissenschaftliche Uebungen, nur Schade, daß ich dabei regelmäßig den leidenden Theil zu spielen hatte), so würde sie ihm die Polizei über den Hals schicken . . .

Solch ein Mann der Ordnung und Gesetzmäßigkeit mein Pflegevater nun auch übrigens war, so gehörte doch die Polizei zu den Dingen, die er grundsätzlich möglichst weit von sich entfernt hielt. Ueberhaupt, wenn die alte Dörte erst einmal auf etwas ihren Kopf gesetzt hatte — einen eisernen Kopf, ohne Zweifel — so mußte es auch geschehen, im Guten oder Bösen: und so blieb denn auch meinem Oheim nichts übrig, als ihr den Willen zu thun und mich zum Unterricht außer dem Hause zu geben.

In eine öffentliche Schule mochte er mich natürlich nicht thun; er kannte keine, die ihm streng und regelmäßig genug gewesen wäre und auch der Gedanke, daß es da, in Mitten zahlreicher Genossen, ohne Spiel und Scherz gar nicht abgehen könne, trieb ihm die Haare zu Berge.

So fiel seine Wahl denn also auf einen alten

verhutzelten Magiſter, Denſelben, glaube ich, bei dem er ſelbſt vor vierzig oder mehr Jahren ſeinen erſten Unterricht genoſſen. Es war ein Mann, in vielen Stücken meinem Oheim ähnlich: alſo namentlich ebenſo ernſthaft, ebenſo pedantiſch, eben ſolch erbitterter Feind aller ‚Allotrien‘ und ‚Weitläuftigkeiten‘, worunter er gewiſſe allgemein verbreitete Untugenden der Jugend verſtand, als Ballſchlagen, durch den Reifen ſpringen, den Schmetterlingen nachjagen und dergleichen mehr — was Alles er, auch hierin das getreue Ebenbild ſeines Gönners, emſig bemüht war, mit gelegentlichen Ohrenzupfen und Handſchmitzchen auszutreiben. Nur in zwei Punkten unterſchied er ſich doch weſentlich von ihm: das war erſtlich in der Geſtalt, die nämlich ebenſo klein und vertrocknet war, wie Herr Nonnemann groß und breit — und zweitens darin, daß er, trotz ſeiner pedantiſchen Strenge, doch wirkliche Liebe zu ſeinen Zöglingen hatte und das Unterrichten nicht blos, wie mein Oheim, zur Ausfüllung ſeiner müſſigen Stunden oder gar zur Ableitung der überflüſſigen Galle, ſondern aus wirklicher Neigung zur Sache betrieb.

Mein Oheim, der, wie wir wiſſen, in allen Stücken einen möglichſt ſyſtematiſchen, am liebſten aber den mathematiſchen Weg einſchlug, geleitete

mich das erſte Mal in höchſt eigener Perſon zu meinem neuen Lehrer. Unterwegs ſprach er viel und mancherlei von geraden und krummen Linien, von Straßen, die ſich durchſchnitten, und von andern, die parallel mit einander liefen, von Winkeln und Scheitel- und Nebenwinkeln, und vielen andern ähnlichen guten Dingen, von denen ich ſo viel verſtand und behielt als wenn Einer ebräiſch mit mir geſprochen hätte — und dann verlangte er von mir, ich ſolle dieſen Weg (es war von einem Ende der Stadt bis zum andern) inskünftige allein zurücklegen, ohne zu bedenken, daß ich noch niemals ſo weit vom Hauſe gekommen war und vom Innern der Stadt, in der wir lebten, gerade ſo viel kannte und wußte, wie etwa heutigen Tags vom Innern von Afrika.

Das ging denn wie es gehen mußte: ich verlief mich eines guten Tages gründlichſt. Vor jedem Schaufenſter blieb ich ſtehen, jedem Wagen rannte ich nach, jedes Kind, das ebenfalls aus der Schule kam wie ich, glotzte ich an, als wäre es ein blaues Meerwunder, und kam ſo von meinem Wege immer weiter und weiter ab. Doch beunruhigte mich das einſtweilen nicht im mindeſten; an allen Ecken und Enden gab es für mich ſo viel zu ſehen,

daß ich gern bis auf den Abend geblieben wäre und nicht die geringste Sehnsucht nach Hause verspürte.

Auf dieser Irrfahrt also war es, meinem ersten Ausfluge in die Welt, daß ich die Bekanntschaft jenes bezaubernden Pudels machte, von dem früher die Rede gewesen. Ich hatte nie dergleichen gesehen und war also ganz hingerissen davon; dieses krause weiße Fell streicheln zu dürfen, diese rosenrothe Schnauze an meine Lippen zu drücken, ja diese langen lappigen Ohren zu zupfen, wenn auch natürlich etwas zierlicher als Herr Nonnemann und der alte Magister mich zu zupfen pflegten — schien mir der höchste Inbegriff menschlicher Glückseligkeit.

Doch war ich ja schon daran gewöhnt, meinen Wünschen Schranken zu setzen, wenigstens was Spiel und Spielzeug anbetraf, und so begnügte ich mich auch diesmal, dem unvergleichlichen Geschöpf hinter der Glasscheibe meine stumme Liebeserklärung zu machen und ihm meine ganze Zufriedenheit mit seiner ausgesuchten tanzmeisterlichen Haltung, dem schönen goldenen Halsband und den runden schwarzen Glasaugen, eingefaßt mit scharlachrothen Ringen, zu erkennen zu geben.

Aus der stummen Bewunderung mochte wohl, meiner seltsamen Angewohnheit gemäß, eine laute

geworden sein, ohne daß ich selbst etwas davon ahnte oder wußte; mich in der Mitte fremder Menschen zu bewegen war mir etwas so Neues, daß ich nicht die mindeste Rücksicht darauf nahm und mich mitten im Lärm der Straße eben so unbefangen geben ließ, als wäre ich zu Hause in süßer Einsamkeit und plauderte mit meinem alten geliebten Birnbaum.

Wie lange ich so geschwatzt und was es eigentlich gewesen, was ich dem geliebten Pudelhund vertraut, weiß ich noch heutigen Tages nicht. Aber genug, während ich noch so dastehe, ganz in das Anschauen des Wunderthieres versunken, fühle ich plötzlich eine warme weiche Hand, die sich sanft und leise auf meine Locken legt, und eine milde, freundliche Stimme fragt mich:

„Aber wenn der kleinen Dame der Pudel so sehr gefällt, warum kauft sie ihn sich nicht? Er wird sich gewiß nicht weigern, einer so angenehmen Herrin zu folgen . . . . .“

Zweites Capitel.

Eine neue Bekanntschaft.

Erschrocken wandte ich mich um — da stand hinter mir ein alter hoher stattlicher Herr, mit so ehrwürdigem weißem Haar, so sanften klugen Augen und einer so feinen Röthe auf den leise gefurchten Wangen, daß ich sofort unwillkürlich das lebhafteste Vertrauen zu ihm faßte.

Für den Augenblick freilich war ich noch zu bestürzt über die unerwartete Anrede, um ihm sogleich etwas Passendes erwiedern zu können — nämlich wenn passende Erwiederungen überhaupt meine starke Seite gewesen wären, was, wie der Leser sich erinnert, keineswegs der Fall. — Der alte würdige Herr schien sich einen Augenblick an meiner Verlegenheit zu weiden; dann, indem er sich freundlich zu mir herniederneigte und meine langen krausen Locken langsam durch seine Finger gleiten ließ, mit einer wo möglich noch sanftern und mildern Stimme, wiederholte er seine Frage.

Allmälig fing ich an zu verstehen, was er meinte.

„Ei ja," sagte ich, indem ich die großen verwunderten Augen bald auf den alten freundlichen Herrn,

bald auf den Pudel hinter der Glasscheibe richtete: „locken wollte ich ihn schon — aber er folgt mir ja nicht und nach Hause bringen darf ich ihn auch nicht . . . . .“

Der alte Herr, der den letzten Theil meiner Rede wohl überhört hatte, hub von Neuem an:

„So mußt Du ihn Dir kaufen —“

„Kaufen?“ entgegnete ich: „ist das nicht so, wo man Geld giebt und nachher geht man fort und der Eine behält das Geld und der Andere den Pudel?“

Der alte Herr lachte über diese neue Erklärung von Handel und Wandel hell auf.

„Du bist eine vortreffliche Nationalökonomin,“ sagte er, „und verstehst die Sache aus dem Grunde; der Eine nimmt das Geld, der Andere nimmt den Pudel und dann gehen sie beide fort. Ah mein Kind, es wäre gut, wenn es niemals verwickeltere Geschäfte gäbe! Aber da Du ja die Sache so gründlich verstehst, warum wendest Du sie denn nicht an und kaufst Dir den Pudel, dem Du eben erst so viel Schönes gesagt hast? „„Liebes Pudelchen,““ wiederholte er neckend, „„schönes Thierchen, wenn Du mein wärst, wollte ich Dir ein Bettchen machen dicht

neben dem meinen und wollte Dir die reizende rosenrothe Schnauze küssen . . . . .““

„Ah was, garstiger Mann,“ erwiederte ich schmollend — denn es verdroß mich, daß er mich belauscht hatte und mir nun meine eigenen Worte zum Spott wiederholte —: „das ist doch einfach: zum Kaufen muß man Geld haben und ich — —“

„Du hast kein Geld, kleine Dame?“ unterbrach mich der alte Herr, der an meinen kindischen Antworten offenbar das größte Behagen fand: „Nun so will ich Dir eine neue Art einzukaufen zeigen: Du wirst den Pudel mit Dir nehmen und wirst das Geld behalten — nämlich das Geld, das Du nicht hast.....“

So schäkernd, faßte er mich bei der Hand und trat mit mir in das Innere des Spielwaarenladens. Vergebens würde ich suchen den Eindruck zu schildern, den der Anblick so vieler Herrlichkeiten auf mich machte: diese Puppen, diese Wagen, diese Körbchen, diese Küchen mit ordentlichen kleinen Herden und einem kleinen traulichen Winkel dahinter, gleich jenem, wo die alte Dörte mir von meiner Mutter erzählte — nicht im Traum hatte ich es für möglich gehalten, daß überhaupt dergleichen existiren könnte! Meine Verwirrung war so groß, daß ich nichts von Allem merkte, was um mich vorging, und erst wieder zu

mir selbst kam, da der alte Herr den köstlichen weißen Pudel mir sanft in die Arme legte; ich sah blos noch, wie der Inhaber des Ladens und seine Gehilfen tiefe Bücklinge vor meinem unbekannten alten Freunde machten und fühlte, wie er mich wiederum mit sorgsamer Hand die Stufen der Ladenthür hinunterführte.

Hier, wie gesagt, kehrte meine Besinnung erst zurück: aber es war kein angenehmes Erwachen. Wie ich den Pudel, soeben noch den Gegenstand meiner heißesten, tollkühnsten Wünsche, nun wirklich in meinen Armen sah, wiederholte sich mir auch sogleich mit Blitzesschnelle der Gedanke, daß ich ihn ja doch nicht mit nach Hause bringen durfte, er war ja doch kein mathematisches Exempel, nur ein Spielzeug, und wie hätte jemals ein Spielzeug über die Schwelle meines Oheims sich wagen dürfen?!

Die Thränen stürzten mir aus den Augen.

„Nein, nein," rief ich, „alter Herr," indem ich den Pudel zwischen uns auf das Straßenpflaster setzte und ihm in aller Eile einen ersten und letzten Kuß auf die rosenrothe Schnauze drückte: „ich danke Ihnen tausendmal, alter Herr, aber ich darf das reizende Thierchen doch nicht mit nach Hause bringen...."

„Und wo bist Du zu Hause?“ fragte der alte Herr mit derselben ruhigen milden Stimme, indem er sich bückte und das Pudelchen sorgsam in die Höhe nahm.

Drittes Capitel.

Das Abenteuer.

Wer meinen Lebenslauf bis dahin mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird schon darauf gefaßt sein, mitunter auf seltsame, ja unbegreifliche Scenen zu stoßen. So unbefangen ich bisher in den mir fremden Gassen umhergeschlendert war, unbekümmert um diejenigen, welche mich zu Hause erwarteten, eine so furchtbare Angst befiel mich auf einmal, als der alte Herr diese ganz einfache, ganz natürliche Frage an mich richtete, wo ich denn eigentlich zu Hause; das ganze Verbrechen, das ich begangen, indem ich von meinem Schulweg abgewichen, das ganze entsetzliche Strafgericht, das meiner dafür harrte, stand auf einmal mit entsetzlicher Deutlichkeit vor mir, und so groß war meine Bestürzung, daß alle meine Sinne sich verwirrten und ich keines Gedankens mehr mächtig war.

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht," schrie ich, „wo ich zu Hause bin — o Gott, ich habe mich verirrt, ich sollte vom Herrn Magister nach Hause gehen und nun weiß ich nicht, wo ich zu Hause bin!"

Ueber das Gesicht meines unbekannten Freundes flog ein leiser Schatten. Einen Augenblick sah er mich prüfend an; dann mit derselben milden, väterlichen Weise, wie bisher, fragte er mich:

„Aber wo der Herr Magister wohnt, das wirst Du doch wissen, kleine Dame?"

Aber nein, auch das wußte ich nicht, ich war in jenem Zustand fieberhafter Aufregung, der mich zuweilen befiel, und wo mir dann im eigentlichsten Wortverstand die Sinne schwanden.

Der alte Herr suchte eine geraume Zeit mit ruhigem Zuspruch und klaren, oft wiederholten Fragen in mich zu dringen. Aber Alles war vergeblich, mein Paroxysmus — so muß ich es selber nennen — hatte mich erfaßt und wenn nun der Henker mit dem blanken Beil hinter mir gestanden hätte, so war ich nicht mehr im Stande, mich auf irgend etwas zu besinnen, weder wie ich hieß, noch wo ich wohnte, noch woher ich kam, oder sonst irgend eine verständige Antwort zu geben.

Diese Wendung des Abenteuers war meinem

unbekannten Gönner offenbar sehr unerwartet, aber auch sehr wenig angenehm. Zum zweiten Male flog ein Schatten über sein edles echt vornehmes Angesicht: aber auch zum zweiten Male verschwand er wieder und mit einer Zärtlichkeit und Zuthulichkeit, wie nur eine Mutter hätte zeigen können, zog der alte Herr mich an sich, streichelte mir die Locken, küßte mir die Stirn und suchte mich auf jede Weise zu beruhigen. Sogar den weißen Pudel ließ er vor mir tanzen und Männerchen machen und es mochte seltsam anzusehen sein, wie der bejahrte vornehme Herr sich so auf freier Straße herabließ, mit einem unartigen weinenden Kinde zu spielen.

Da inzwischen alle seine Bemühungen fruchtlos blieben, und die Gruppe allmählig anfing, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen, so entschloß er sich kurz, nahm mich bei der einen, den weißen Pudel in die andere Hand und schritt so bis zur nächsten Straßenecke, wo sein Wagen ihn erwartete.

Es war eine prächtige Equipage, der Wagen blau mit Silber beschlagen und zwei Schimmel davor, so wild und feurig, daß jedem Kinde das Herz im Leibe hüpfen mußte Auch erinnerte ich mich sogleich, den Wagen schon kurz zuvor gesehen zu

haben; die schnaubenden, stampfenden Pferde mit dem prächtigen Geschirr, der funkelnde Wagen, der majestätisch thronende Kutscher mit dem dreieckigen Tressenhut und den großen blanken Knöpfen, hinten darauf der Bediente in ähnlichem Staat, nicht zu vergessen die silbernen Schnüre, die ihm von der Achsel hingen, die breitschößige rothe Weste und dazu die kurzen schwarzen Beinkleider mit den weißen Strümpfen und den Schnallenschuhen, dergleichen ich noch nie im Leben gesehen — das Alles hatte dermaßen meine Augen gefesselt, daß ich Pferde, Wagen und Leute sogleich wieder erkannte.

Und nun erstaune man über die Verschmitztheit eines achtjährigen Kindes, das doch noch lange nicht zu den schlechtesten gehörte. Gleich wie der Wagen zuerst an mir vorübergerollt war, hatte ich mit der natürlichen Begehrlichkeit eines Kindes, dem alle diese Dinge so ganz neu, so ganz traumhaft waren, den Wunsch nicht unterdrücken können, wohl selbst einmal in einem solchen prächtigen Gebäude, hinter solchen großen hellen Spiegelscheiben, auf solchen schwellenden seidenen Kissen zu fahren. Unter anderen Umständen würde der Wunsch ebenso rasch vergessen worden sein, wie er in mir aufgetaucht war. Jetzt aber, in dem Augenblick, da mein unbekannter Beschützer sich dem

Wagen näherte und ich an der respectvollen Miene, mit welcher der Mann in weißen Strümpfen sofort den Kutschenschlag aufriß, wohl merkte, wem dieses Prachtstück von Wagen gehörte — in demselben Augenblick, mit einer Raschheit und Schärfe der Combination, vor der ich noch jetzt halb erstaune und halb mich entsetze, stand es auch klar in mir, daß jetzt oder nie der Moment gekommen sei, meinen übermüthigen Wunsch zu erfüllen. Alle meine Angst war auf einmal wie weggeblasen; was kümmerte mich noch der Magister? was kümmerten mich noch die Leute zu Hause? Hier stand ein Kutschwagen, wie kein König ihn besser haben konnte, und wenn ich es nun richtig anfing, so saß ich binnen hier und drittbalb Secunden (diese genaue Art der Zeitbestimmung hatte ich mir von meinem würdigen Oheim angewöhnt) auf denselben seidenen Kissen und ließ mich von denselben schnaubenden, stampfenden Schimmeln durch die Straßen rollen, die ich so eben noch so sehnsüchtig bewundert hatte.

Ich will mich nicht besser machen, aber auch nicht schlechter als ich bin und darum also wäre es eine Unwahrheit, wenn ich behaupten wollte, ich hätte den Gedanken an das Haus meines Pflegevaters absichtlich zurückgedrängt und mich vorsätzlich in

eine Verwirrung und Unwissenheit zurückversetzt, die allerdings das sicherste Mittel war, zum Ziel meiner Wünsche zu gelangen. Nein, der Anblick des prächtigen Wagens, der Gedanke, ich solle da hinein, brachte auf ganz natürlichem Wege eine Verwirrung hervor, wenn auch diesmal eine freudige, die mich wiederum völlig außer Stand setzte, Rechenschaft über mein Woher und Wohin zu geben.

Auch ließ der alte Herr mir gar nicht erst Zeit, diese oder ähnliche Reflexionen anzustellen. Auf seinen Wink hob der betreßte Diener mich in den Wagen, der alte Herr setzte sich neben mich, rief noch zwei Worte aus dem Kutschenschlag und fort ging es mit Donnergepolter. Die erste Fahrt im Kutschwagen — wessen Herz ist so alt oder wessen Jugend ist so arm, daß er nicht noch heute die Seligkeit fühlte, die ihn einst bei diesem Gedanken durchströmte?

Der alte Herr mochte wohl wenig Gelegenheit gehabt haben, mit Kindern meines Alters umzugehen. Dennoch verstand er sich besser darauf, als manche ausgelernte Kindermuhme. Wie er sah, daß meine Thränen allmählich versiegten und ein fröhliches Lächeln, hervorgerufen durch die pfeilschnelle Bewegung des Wagens, über meine Züge glitt, war er

herzensfroh und hütete sich wohl, durch Erneuerung seiner früheren Fragen mich möglicher Weise in die alte schmerzliche Aufregung zurück zu versetzen; dazu, mochte er meinen, sei es späterhin noch immer Zeit genug.

Ich genoß also mit vollen Zügen die unerwartete Seligkeit, in einem prächtigen Kutschwagen, an der Seite eines alten vornehmen Herrn, den unzählige Leute im Vorüberfahren mit Ehrerbietung begrüßten, durch die Straßen zu fahren. Und auch das belustigte mich sehr, daß mein Pudel — denn jetzt allerdings wagte ich ihn als den meinen zu betrachten — so höchst altverständig, die Beine auswärts, in der mehrerwähnten Tänzerposition neben mir auf dem seidenen Kissen saß und gerade so mit dem Kopfe schlenkerte und die langen lappigen Ohren baumeln ließ wie ich selbst, des Fahrens ungewohnt, mein Köpfchen mit Behagen hin und herschaukelte. Bald war der Friede vollständig hergestellt; der alte Herr caressirte erst den Pudel, dann mich selbst, lobte meine langen goldenen Locken, machte mich auf die vorüberfahrenden Equipagen aufmerksam, und so, bevor fünf Minuten vergangen, waren wir wiederum die allerbesten Freunde.

Viertes Capitel.

Das Zauberschloß.

Aber wie alles irdische Glück, so nahm auch dies ein Ende Der Wagen verließ das rasselnde Steinpflaster, bog in eine stille schattige Allee — dann ein plötzlicher Ruck und wir hielten vor einem großen, prächtigen Gebäude, dessen säulengeschmückter Porticus, gekrönt von Bildsäulen und andern Zierrathen, meine höchste Bewunderung erregte.

Gleich darauf ward der Kutschenschlag zum zweitenmal aufgerissen, der Bediente half erst seinem Herrn heraus, dann hob er mich selbst an die Erde — mein Pudelchen hielt ich fest im Arm — und mit großen, neugierigen Augen schaute ich die Herrlichkeit an, die sich da vor mir entfaltete und die mir einen Eindruck machte, als wäre ich zum wenigsten in einem fremden Welttheil.

Aus der wie durch Zauberschlag geöffneten Hausthür stürzten zahlreiche Diener herbei, ihren Gebieter zu empfangen, alle in denselben prächtigen Röcken, mit denselben Schnallenschuhen und denselben silbernen Schnüren um die Schulter. Hätte ich mich mehr auf die Gesichter der Menschen verstanden,

als es damals noch zu meinem Glücke der Fall war, so würde ich der Dienerschaft ohne Zweifel eine gewisse Verwunderung angemerkt haben über die unvermuthete Gesellschaft, in welcher ihr Gebieter zurückkehrte. Doch war dieselbe viel zu gut gezogen, der Ton des ganzen Hauses viel zu vornehm, als daß Jemand von ihnen gewagt hätte, seinem Erstaunen in irgend einer Weise Luft zu machen. Einer der Bedienten, ein kleiner stumpfnasiger Lakei, der mir in seiner langen rothen Weste unsäglich komisch vorkam, wollte mir sogar, mit tiefem Bückling, meinen weißen Pudel abnehmen, um ihn dienstergebenst hinter mir drein zu tragen. Ein Wink meines alten unbekannten Freundes bedeutete ihn jedoch, daß es dessen nicht bedürfe, und so schritten wir durch die Reihen der Diener hindurch, über den prächtigen, mit Statuen und Blumen geschmückten Vorsaal, die breite, mit Teppichen belegte Treppe hinauf, in eines der zahlreichen Gemächer, die sich auf den ebenfalls mit Teppichen bedeckten, von großen hellen Fenstern erleuchteten Corridor öffneten.

Auch in dem Zimmer herrschte eine Pracht, von der ich bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Welche Tapeten! Welche Spiegel, welche schwel-

lende Divans! Und an der Decke dieſer funkelnde Kronleuchter, an den Wänden dieſe Gemälde in breiten goldenen Rahmen! Mir war wie im Traum; mein Pudelchen vorſichtig auf die weiche Plüſchdecke ſezzend, welche den ganzen Raum des Zimmers einnahm und die ſo dick und weich war, wie mein kleiner kindiſcher Fuß noch nie etwas Aehnliches verſpürt hatte —.

„Aber hier," ſagte ich, „iſt es prächtig, hier gefällt es mir . . . . ."

„Sehr ſchmeichelhaft für mich, kleine Dame," verſetzte der alte Herr mit gutmüthigem Lächeln, indem er aus einem benachbarten Glasſchrank ein ſilbernes Tellerchen mit Naſchwerk und Früchten nahm und es mir vorſetzte. „Aber Du wirſt hungrig geworden ſein," fuhr er fort, „von dem Schreck und der Fahrt: da, hier, ſchmauſe ein wenig, kleine Dame, und wenn Du ſatt biſt, ſo wollen wir ein Wort vernünftig mit einander ſprechen."

Der Anblick der Naſchwaaren erinnerte mich auf einmal, daß ich in der That um mein Mittagsbrod gekommen und ſo ließ ich mich denn nicht lange nöthigen, ſondern machte mich, mit dem geſunden Appetit der Jugend, über die köſtlichen, meinem Gaumen ganz ungewohnten Näſchereien her

— vergaß dabei jedoch nicht, mit meinem Pudelchen Biſſen um Biſſen zu theilen: wobei es denn ganz in der Ordnung war, daß ich regelmäßig erſt meine und dann noch ſeine Portion hinterdrein aß.

Der alte Herr ſah meinem Treiben ein Weilchen zu, dann kehrte er ſich um, als wollte er zur Thüre gehen — aber nein, er kam noch einmal zurück, zog ſich einen der hohen ſammtenen Lehnſtühle heran und ſich langſam in die weichen Kiſſen niederlaſſend, hielt er ſein mildes, klares Auge feſt auf mich gerichtet.

Seine Aufmerkſamkeit und die tiefe Stille, die er dabei beobachtete, fingen mich allmählich an ein wenig zu geniren. Um das Schweigen zu brechen und vielleicht auch aus Neugier, ließ ich die Augen noch einmal durch das Zimmer ſchweifen, und ſagte dann, das Tellerchen von mir ſchiebend und die krauſen Locken aus dem Geſicht ſtreichend:

„Das muß ich ſagen, das iſt eine ſchöne Art von Stube; wohnſt Du hier, alter Herr?“

Der alte Herr war ſo tief in Gedanken verſunken, daß er meine Frage Anfangs überhörte. Dann, mit einem tiefen Seufzer, die Hand über die Stirn ſtreichend.

„Ja wohl,“ ſagte er, „hier wohne ich, kleine

Dame, und da Du nun wieder so weit munter bist und Deine Gedanken beisammen hast, so wirst Du mir ja nun auch sagen können, wo Du selber —“

Aber hier, wie von einem plötzlichen Einfall erfaßt, verstummte er, stand auf und zog die Schelle. Gleich darauf trat ein Mann herein, in gewählter schwarzer Kleidung, mit respectvollen Geberden. Es war, wie ich später erfuhr, der Kammerdiener meines unbekannten Gönners: ein Mann mit dichtem schneeweißem Haupthaar, vielleicht noch ein paar Jahre älter als mein Freund, aber von demselben guten, wohlwollenden Ausdruck wie dieser. Erwartungsvoll blieb er an der Thüre stehen, die Augen fest auf seinen Herrn geheftet.

„Sieh hier,“ sagte dieser, mit derselben milden gütigen Stimme, die meinem Ohre so wohlthat: „Ein kleines Abenteuer, das jedoch, wie ich hoffe, sich ebenso lieblich entwickeln soll wie es angefangen. Sprich mit dem Kinde, Christian, Du weißt besser mit solchen kleinen Leuten umzugehen als ich — kinderloser Mann. Ich habe es auf der Straße getroffen, es hat sich verirrt und hatte in der Bestürzung seinen Namen und die Wohnung seiner Eltern vergessen. Ich hoffe, es soll jetzt ruhiger geworden sein; sprich mit ihm — aber freund-

lich, hörst Du, Christian? Und dann laß es sicher nach Hause schaffen oder am besten, Du bringst es selbst zurück. — Aber vorher, kleine Dame," indem er sich zu mir niederneigte und mich sanft auf die Stirn küßte: „vorher, nicht wahr? sagst Du mir noch Adieu? Und versprichst mir auch bald wieder zu kommen? Da es Dir doch so sehr bei mir gefällt," setzte er mit Lächeln hinzu. Und damit schritt er langsam durch die Thür des Nebengemachs. Aber sein Lächeln hatte einen eigenen Ausdruck und war mehr wehmüthig als heiter . . .

Schon unter der Thür blieb er noch einmal stehen, und sah mich mit langen prüfenden Blicken an. Dann, kopfschüttelnd, die Hände auf dem Rücken, verschwand seine hohe Gestalt ins Nebengemach.

Fünftes Capitel.

Wie der Herr so der Diener.

Herr Christian war, wie man es seinem breiten redlichen Gesichte auf den ersten Blick ansah, ein sehr gutmüthiger, behaglicher Mann; es hätte der Mahnung, welche sein Herr ihm in Betreff meiner

erlaubt hatte, nicht erst bedurfte. Mit größter Gelassenheit und einer wahrhaft großväterlichen Zärtlichkeit rückte er sich ebenfalls einen Stuhl heran, nahm mich zwischen seine Knie, küßte und streichelte mich und erweckte mir durch dies Alles solch Zutrauen, daß ich, ohne eigentlich gefragt zu sein, Alles vom Herzchen herunterplauderte, was ihm zu wissen nur irgend wünschenswerth sein konnte.

Also daß ich Helene heiße; von dem alten Herrn Magister und dem Weg nach Hause, den ich nicht hätte wiederfinden können; von dem schönen weißen Pudel im Schaufenster, den der alte gütige Herr für mich gekauft hätte, den ich aber doch nicht würde nach Hause mitbringen dürfen, — weil nämlich mein Vater, Herr Nonnemann oder wie die Leute ihn nannten, Herr Rechnungsrath Nonnemann da draußen in der Vorstadt, kein Spielzeug in dem Hause dulde — weil nämlich Spielzeug die Phantasie der Kinder verderbe — nämlich Phantasie, das sei die verderblichste aller Seelenkräfte. . . . .

Und so hätte ich gewiß noch lange fortgeplaudert, von Tante Fränzchen, von der alten Dörte, vom Birnbaum im Garten und dazwischen wieder von dem köstlichen weißen Pudel mit der rosenrothen Schnauze und den Lappohren — wenn nicht

plötzlich Herr Christian mit einem ganz ernsthaften Gesichte aufgestanden wäre, die Hände über den Rücken gelegt hätte, gerade wie sein Herr, und wäre so langsam, in tiefes Nachdenken versunken, vor mir auf- und abgewandelt.

Ich plauderte noch immer ruhig fort, knusperte zum Zeitvertreib auch hie und da noch eines von den Makrönchen, die auf silbernem Teller vor mir standen, und fühlte mich in meiner Erzählerrolle bald dermaßen einheimisch, daß ich gar nicht bemerkte, wie Herr Christian schon längst nicht mehr auf meine Geschichtchen achtete.

Aber plötzlich blieb er dicht vor mir stehen und mir mit fester Hand das Köpfchen in die Höhe rückend, sah er mich an, so scharf und so durchdringend — ich hätte es gar nicht für möglich gehalten, daß diese runden gutmüthigen Augen Einen so scharf und durchdringend ansehen könnten.

„Also Herr Nonnemann heißt Dein Vater?“ sagte er: „Rechnungsrath Nonnemann? draußen in der Vorstadt? Und er ist auch wirklich Dein Vater?“

Ich hielt seinem Blick unbeweglich, wiewohl nicht ohne stille Verwunderung, Stand. Dann, nach einer Pause, halb schmollend, erwiederte ich:

„Nun versteht sich, mein Vater — wer soll es

denn ſonſt ſein? Herr Nonnemann, Sparkaſſenrendant — es iſt ein furchtbar gelehrter Mann," ſetzte ich hinzu, mit jener Wichtigthuerei, in der Kinder meines Alters ſich ſo wohlgefallen und die ſie gegen dritte Perſonen nicht ſelten auch da anwenden, wo ſie ſelbſt von der Größe ihres Gegenſtandes keineswegs ſo ganz überzeugt ſind.

Wieder machte Herr Chriſtian eine Wanderung durchs Zimmer — es wurde mir ganz unheimlich, wie ſeine Schritte ſo unhörbar über den weichen Teppich dahinglitten — und wiederum blieb er vor mir ſtehen.

„Und Deine Mutter?" hub er von Neuem an: „Das iſt wohl Eine von den Dörten oder Fränzchen, von denen Du ſprichſt?"

Dieſe Unwiſſenheit kam mir denn doch gar zu ſtark vor, ich hatte wirklich beſſer gedacht von einem ſo ſolid ausſehenden alten Herrn: Tante Fränzchen oder gar die alte Dörte meine Mutter! meine Mutter!!

Auch kränkte mich die geringe Aufmerkſamkeit, welche Herr Chriſtian nach dieſem Allen meiner Erzählung gewidmet hatte; um ihn dafür zu beſtrafen, begnügte ich mich, ſtatt jeder weiteren Antwort, das Köpfchen ſchnippiſch hintenüber zu werfen und die kleinen Schultern mitleidig in die Höhe zu ziehen —

nicht wahr? das hieß doch deutlich genug: o Du dummer Herr Christian, wie kannst Du nur denken, die alte Dörte oder Tante Fränzchen wären meine Mutter?!

Herr Christian indessen zeigte wenig Neigung auf diese Art telegraphischer Unterhaltung einzugehen; er wiederholte seine Frage in dringendem Ton:

„Deine Mutter, mein Kind? Ich frage nach Deiner Mutter — oder lebt Deine Mutter nicht mehr?"

Jede noch so leise Erinnerung an meine schöne, unglückliche Mutter war hinlänglich, mir sofort das Wasser in die Augen zu treiben. Auch jetzt erging es mir nicht besser: mit mühsam unterdrückten Thränen schüttelte ich heftig den Kopf, fand es nun aber erst recht in der Ordnung, dem zudringlichen Herrn Christian nichts weiter zu antworten.

„Ah," sagte Herr Christian, der mit gespannter Aufmerksamkeit jede meiner Bewegungen verfolgte, „sie lebt nicht mehr, sie ist todt — das arme Kind!"

Und dann mich wieder auf den Schooß nehmend und mir Zuckerplätzchen in den Mund schiebend, um mich zu beschwichtigen:

„Aber gelt? Du haſt ſie doch gekannt, Deine gute ſelige Mutter?“

Ich ließ das Zuckerplätzchen mit großem Behagen in Runde ſchmelzen, begnügte mich im Uebrigen jedoch immer noch, blos mit dem Kopfe zu ſchütteln; er ſollte mir büßen, der Herr Chriſtian, daß er ſo ſchlecht Acht gegeben auf meine Erzählung.

Herr Chriſtian hob mich leiſe von ſeinem Schooß, ſtand auf, trat in die Fenſternische; ich ſah heimlich durch die ſchweren ſeidenen Vorhänge, wie er das Kinn in die Hand ſtützte, während er mit der anderen nachdenklich durch die dichten weißen Haare ſtrich.

Endlich begann er von Neuem.

Sechſtes Capitel.

Das Bildniß.

„Aber den Namen Deiner Mutter wirſt Du doch wiſſen?“ ſagte Herr Chriſtian. Es lag in der Stimme, mit der er es ſagte, ſo viel herzlich Dringendes, daß ſelbſt mein Eigenſinn ſich davon überwunden fühlte.

„Florine," erwiederte ich halblaut, indem ich die Augen niederschlug und mit meinem Pudel tändelte; es war das erste Mal und hatte wirklich etwas Peinigendes für mich, daß ich den geliebten Namen vor einem fremden Ohre aussprach.

Der alte Mann wurde kreideweiß.

„Florine," wiederholte er mechanisch. Dann, als hätte er schon mit diesem Ausruf zuviel gesagt, drückte er die Hand hastig gegen den Mund, faßte mich mit beiden Händen, trug mich ans Fenster, daß mir der volle helle Sonnenschein grell ins Gesicht fiel und spürte, mit langen, nachdenklichen Blicken, jedem Zuge meines Gesichts nach.

Die Untersuchung, die mich natürlich in das lebhafteste Erstaunen versetzte, mußte nicht ganz zu seiner Zufriedenheit ausgefallen sein. Mit einem tiefen Seufzer ließ er mich nieder, und schritt dann, wiederum die Arme kreuzend und ohne mich im Mindesten weiter zu beachten, auf dem geheimnißvollen Teppich auf und nieder.

In der Mitte der Wand, dem Canapé gegenüber, unter zahlreichen andern Gemälden, hing eines, das mir gleich beim Eintritt aufgefallen war. Dasselbe war nämlich durch einen schwarzen Kreppvorhang verdeckt; ein frischer grüner Epheukranz, der das Bild

umgab, stach seltsam gegen die melancholische Farbe dieses Vorhangs ab, der überdies so dicht war, daß man von dem Gemälde selbst nichts entdecken konnte.

Vor diesem Gemälde blieb der alte Christian, nachdem er mich in der Fensternische abgesetzt hatte, stehen. Er reckte sich in die Höhe, rieb sich die alten, jetzt plötzlich so ernst gewordenen Augen — aber vergeblich, der Trauervorhang war zu dicht, seine unheimliche Dämmerung verschlang das heitere Spiel der Farben. Zwei, dreimal zuckte die Hand des alten Christian nach der Schnur, welche von dem Vorhang herniederhing; zwei, dreimal war er im Begriff, die Schnur anzuziehen und dadurch den Vorhang zu entfernen. Aber jedesmal zog eine geheime Scheu seine Hand wieder zurück und kopfschüttelnd, seufzend, trat er seine Wanderung von Neuem an.

Mich in meiner Fensternische, wie man denken kann, fing dies Treiben nachgerade an zu langweilen; leise mich auf dem weichen Teppich fortschiebend, steuerte ich zum Divan zurück, wo mein treues Pudelchen hoch aufrecht saß und mit den großen gläsernen Augen höchst ehrbar vor sich hinblickte. Allein bevor ich mein Kleinod noch erreicht, hatte der alte Christian mich schon wieder gefaßt. Nochmals hob er mich auf den Arm, sah mich, wie man

zu sagen pflegt, durch und durch; dann mir die Wangen streichelnd und mich auf dem Arme schaukelnd, wie ein Wiegenkind:

„Du wirst ein gutes Kind sein," sagte er, „Du wirst mir noch einmal sagen, wie Du heißest und wer Dein Vater ist, und auch von Deiner Mutter wirst Du mir sagen —"

Nun war in den Armen Schaukeln und Wiegen von früh an etwas, was ich nicht wohl vertragen konnte. Strampelnd daher und um mich schlagend, indem ich dem alten Christian mit den kleinen Händen wacker durch die buschigen weißen Haare fuhr, rief ich, um nur rasch wieder auf den Boden zu kommen:

„Ja, ja, ich will Dir ja Alles sagen, laß mich doch nur los, Du alter garstiger Christian . . "

So dünn mein Kinderstimmchen auch noch war, so mußte es doch bis ins Nebenzimmer gedrungen sein. Denn plötzlich ging die Thüre auf und mein unbekannter alter Herr trat herein.

„Aber, Christian," rief er „welche Scene!"

Sowie ich den alten Herrn erblickte, lief ich gleich auf ihn zu, wie auf einen alten Bekannten.

„Sieh nur," rief ich, indem ich ihm mein zerdrücktes Kleidchen und die in Unordnung gerathenen Löckchen zeigte, „den garstigen Christian! Er schaukelt

mich auf den Armen und will mir nicht glauben, daß Herr Nonnemann mein Vater ist und Tante Fränzchen ist meine Tante und die alte Dörte ist meine Dörte — —“

„Und Deine Mutter? Deine Mutter, mein Kind?“ drängte der getreue Christian, indem er zugleich einen entschuldigenden Blick auf seinen Herrn richtete und beide ausgestreckte Hände leis erhob, als wollte er ein herannahendes Unglück abwehren.

„Nun ja doch,“ rief ich, jetzt wirklich erbost, „auch das habe ich Dir ja schon gesagt, Du alter neugieriger, schwerhöriger Christian: Florine heißt meine Mutter, die schöne Florine, meine goldene prächtige Florine, die im grünen Birnbaum wohnt — hast Du es nun verstanden . . .?“

Florine —! Was bedeutete doch dieser Name, welch ein geheimer Zauber lag darin, daß diese beiden alten Männer wechselweis erblaßten und erröthe-ten, und sahen bald mich, bald einander an und mein alter stattlicher Freund taumelte drei Schritte zurück und mußte sich mit zitterndem Arm auf den Lehnstuhl stützen und die Hand gegen die Augen pressend, wiederholte er halblaut:

„Florine?!“

Ich aber hielt das für ein unziemliches Spiel

und fing an desselben überdrüssig zu werden. Mein Oberröckchen sorgfältig in die Höhe streifend (denn so hatte Tante Fränzchen es mich gelehrt), setzte ich mich platt auf die Erde und meinen geliebten weißen Pudel an das Herz drückend, sagte ich:

„Nun sprecht, was Ihr wollt, Ihr närrischen alten Herren, nun antworte ich Euch gar nicht mehr, und spiele blos mit meinem Pudelchen; wenn Ihr aber fertig seid mit Fragen, dann sagt es mir, dann wollen wir die braven Schimmel wieder anspannen, nicht wahr? und dann laßt Ihr mich nach Hause fahren — ich weiß jetzt wieder Alles: Helene heiße ich, mein Vater ist Herr Nonnemann der Rechnungsrath, draußen in der Vorstadt — Aber es muß," setzte ich eilig hinzu, „auch Jemand von Euch mitkommen: denn sonst kriege ich Schläge vom Herrn Nonnemann, garstige Schläge und mein armes Pudelchen wirft er mir aus dem Hause . . . ."

Es würde ermüdend werden für den Leser, gerade so ermüdend, wie es in Wirklichkeit für mich selbst war, wollte ich hier alle die einzelnen Fragen, Ausrufe, halben Andeutungen wiederholen, in denen die beiden alten Herren sich ergingen. Auch achtete ich zuletzt selbst nicht mehr darauf und war höchlich erstaunt, als sie, nachdem sie sich geraume Zeit in

die Fensternische zurückgezogen und dort eifrigst mit einander geflüstert hatten, plötzlich wieder auf mich loskamen, mich dicht vor sich auf eines der vergoldeten Marmortischchen stellten, die an den Pfeilern umherstanden, während Herr Christian mit zitternder Hand den Creppvorhang von dem Gemälde weg zog.

Unwillkürlich sah auch ich danach in die Höhe. Aber meine Erwartung wurde nicht befriedigt. Ich hatte mir hinter dem geheimnißvollen Vorhang irgend etwas, ich weiß selbst nicht was, aber jedenfalls etwas recht Seltsames und Unerhörtes vorgestellt — und nun, siehe da, war es nichts weiter, als das Bildniß eines jungen Mannes in schwarzer Tracht, mit feinen mädchenhaften Zügen, eingefaßt von blonden Locken, die sich lustig ringelten, ungefähr sowie die meinigen.

Aber für die beiden Alten mußte das Bildniß doch etwas höchst Merkwürdiges und Fesselndes haben; sie wurden nicht müde bald mich, bald das Bildniß anzusehen, drehten mir das Gesicht bald so, bald anders, strichen mir die Haare jetzt seitwärts, jetzt in die Höhe, verdeckten mir bald diese, bald jene Hälfte des Gesichtes — und immer wieder sahen sie dazu das Bildniß an und flüsterten sich in die Ohren und winkten einander mit den Augen und

ſtießen einzelne kurze Laute, Laute der Ueberraſchung, des Staunens aus, daß es mir zuletzt ganz wirblich im Köpfchen wurde.

Endlich ſchien die Unterſuchung beendet. Mit einem ſchweren Seufzer hob mein alter Gönner mich eigenhändig vom Tiſchchen, winkte, während er mit der andern Hand die meine feſthielt, dem alten Chriſtian, daß er den Vorhang wieder vor das Bildniß ziehe; dann ließ er mich los und warf ſich, indem heiße Thränen aus ſeinen lieben freundlichen Augen hervorquollen, in den Lehnſtuhl.

Herr Chriſtian trat beſcheiden hinter ihn; er ſchien ihm etwas ins Ohr zu flüſtern, erſt zögernd, dann dringender. Anfangs wollte ſein Herr offenbar nichts von dem wiſſen, was der getreue Diener ihm zuflüſterte. Endlich jedoch gab er nach und haſtig in die Höhe ſpringend, mit einer ſo ſtrengen, barſchen Stimme, wie er nur immer zu Wege bringen konnte, fuhr er auf mich los.

„Wir wiſſen ſchon Alles, mein Kind,“ ſagte er, „Dir geſchieht nichts, ſprich nur frei heraus: wer hat Dich her geſchickt? Nicht wahr? Florine ſelbſt hat Dich her geſchickt? Sie iſt uns nachgegangen, ſie ſteht ſchon draußen? O ganz gewiß,“ rief er im Uebermaß des Schmerzes, indem zugleich die

Gluth eines hohen Zorns sein edles Antlitz übergoß: „Sie steht draußen und lacht ins Fäustchen und wartet nur, bis der betrogene Großpapa die Thüre öffnen wird und wird die schöne Sünderin an sein Herz ziehen?! Aber das geschieht nie, nie, nie!“ rief er, indem er vor Zorn mit dem Fuße stampfte: „Nie soll sie mir über diese Schwelle kommen! Sie nicht — sie hat nie für mich gelebt, sie ist todt — todt für mich wie dieser da,“ setzt er mit gebrochener Stimme hinzu, indem er auf das verhüllte Bildniß deutete.

Auch der alte Christian drängte mich.

„Höre,“ sagte er, „was der gnädige Herr Dir befiehlt! Sprich, sprich! Entdecke Alles! Wir kennen ja doch schon Florinens Absicht, wir glauben gern, daß Du ein gutes Kind bist und daß Du nichts weißt von dem unwürdigen Spiel, welches man mit meinem gnädigen Herrn treiben will und zu dem man Dich als Werkzeug benutzt! Siehst Du, jetzt nickst Du schon mit dem Kopfe — sie ist draußen, wie? Habe ich recht? So geh' hinaus, geh', sag' ihr, daß mein unglücklicher Herr stirbt, wenn er sie sieht — sie möchte sich mit dem einen Opfer begnügen....“

Siebentes Capitel.

Geheime Verhandlungen.

Großpapa — Florine — vor der Thüre stehen — wie gesagt, es wurde mir ganz wirblich davon im Kopfe. Auch mochte wohl der Ausdruck meiner Verwunderung, wie dieselbe sich in meinem Gesicht abprägte, so natürlich sein und so deutlich, daß der alte Christian sich plötzlich auf den Mund schlug und mit demüthiger Geberde, das weiße Haupt tief verneigend:

„Verzeihung," sagte er, „gnädiger Herr: allein ich fürchte wirklich, Sie haben Recht gehabt und mein Eifer für das Wohl meines geliebten Herrn hat mich wieder einmal zu weit getrieben — Sehen Sie diese Augen: nein, sie können nicht lügen, diese Augen, und meinen Kopf setz' ich zum Pfande, das Kind ist unschuldig und weiß nichts von Allem, wonach wir es fragen."

„Es sind die Augen meines Adolph," sagte der alte Herr mit tonloser Stimme. Dann preßte er mich noch einmal heftig an sich, legte die Hand auf mein Haupt, als wollte er mich segnen und zog sich leise, den treuen Diener nach sich winkend,

in das Nebenzimmer zurück. Die Thür ließen sie diesmal hinter sich geöffnet, vermuthlich um mich besser beobachten zu können oder vielleicht auch nur, damit ich mich in meiner Verlassenheit nicht anfangen sollte zu ängstigen. Auch führten sie ihre Unterredung zwar sehr eifrig, doch mit so leiser Stimme, daß, selbst angenommen, ich hätte etwas davon erlauschen wollen, meine Anstrengung doch ganz vergeblich gewesen sein würde.

In der That jedoch gab ich mir diese Mühe gar nicht. Im Gegentheil, ich saß in meiner Divanecke so bequem, die ungewohnte Bewegung des Fahrens, das lange eifrige Gespräch hatten mich müde gemacht, das leise Murmeln der Stimmen im Nebenzimmer kam dazu — genug: ich that, was, wie ich glaube, in derartiger Situation von zehn Kindern meines Alters neun gleichfalls gethan hätten: ich schlief ein . . . . .

Wie lange ich geschlafen, wüßte ich nicht zu sagen. Doch muß es ziemlich lange gewesen sein, da, wie ich einschlief, die Sonne noch ganz hoch am Himmel stand, jetzt aber, da ich erwachte, war das Zimmer bereits von leiser Dämmerung angefüllt. Und wem gehörte das Gesicht, das mich durch die Dämmerung mit mütterlicher Zärtlichkeit anschaute?

Nicht Florine, wie Du vielleicht erwarten oder wünſchen möchteſt, o Du, deren Auge einſt auf dieſen Blättern ruhen wird: es iſt kein Roman mit tief angelegten Verwickelungen und künſtlich herbeigeführten Ueberraſchungen, was ich Dir hier erzähle, ſondern nur die Geſchichte eines einfachen ſchmuckloſen Lebens — nein: das Geſicht meiner alten treuen Dörte war es, das auf mich niederblickte!

Die alte ehrliche Seele war, da ich nicht zur vorgeſchriebenen Stunde nach Hauſe kam, in die äußerſte Unruhe gerathen. Dem Zorne des Herrn Nonnemann, der es für unmöglich erklärte, daß irgend Jemand ſich verirren könne, den er nach mathematiſchen Grundſätzen inſtruirt und zurechtgewieſen hatte, ſetzte ſie den nicht unbegründeten Vorwurf entgegen, daß man ſehr leichtſinnig ſein müſſe oder ſehr unerfahren, ein achtjähriges Kind einen ſolchen weiten, ihm völlig fremden Weg allein zurückliegen zu laſſen — und kurz und gut, da eine Viertelſtunde nach der andern verging und keine Helene zeigte ſich, ſo machte das alte treue Weſen ſich ſelbſt auf den Weg mich zu ſuchen. Ihr erſter Gang war zu dem Magiſter: allein auch der wußte nichts zu berichten, als daß ich ſeine Wohnung

pünktlich zur vorgeschriebenen Zeit, also vor reichlich zwei Stunden, verlassen.

Nun stieg der alten Dörte das Blut zu Kopfe; wie eine angeschossene Löwin, der man ihr Junges geraubt, stürzte sie durch die Straßen, fragte hier und dort, trat in dies und jenes Gewölbe, und war auf diese Weise wirklich so glücklich, wenn auch erst nach langem mühseligem Suchen, meine Spur ausfindig zu machen.

Wie sie sich dann weiter in das Zauberschloß gefunden, wo ich seit einigen Stunden verweilte, und welche Verhandlungen da zwischen ihr, dem alten Herrn und dem neugierigen Christian stattgefunden, davon sagte sie mir nichts. Und ich — ich dachte natürlich auch nicht daran, sie darum zu fragen, ich war, trotz aller Pracht und Ueppigkeit, die mich hier umgab, doch nur froh, das alte treue Gesicht wieder zu sehen.

Ja im ersten Augenblick, da sie mich weckte, dachte ich nicht anders, als ich wäre auf ihrem Schoß hinter der Ofenecke eingeschlafen, und streckte die Arme aus, daß sie mich in mein Bett zurücktragen sollte.

Und so dauerte es einige Zeit, bevor ich mich zurechtfand. Mein sicherster Wegweiser dabei war

der weiße Pudel; wie seine schwarzen Glasaugen mir durch die Dämmerung entgegen funkelten, stand gleich die ganze abenteuerliche Geschichte der jüngst verlebten Stunden wieder vor mir. Gern hätte ich meiner alten Dörte den Hergang aufs Genaueste erzählt und mich ihres Schutzes gegen den Zorn meines Oheims versichert. Aber sei es Schreck, sei es aus einem andern Grunde — die alte Dörte war so aufgeregt, daß sie, ganz gegen ihre Gewohnheit, weder Zeit noch Lust hatte mich anzuhören; sie meinte, das würde sich Alles schon finden, vor Herrn Nonnemann brauche ich keine Sorge mehr zu haben, jetzt sei es Zeit, an andere und wichtigere Dinge zu denken . . . .

Damit begab sie sich ebenfalls in das Nebenzimmer, wo mein alter würdiger Gönner noch immer mit aufgestütztem Haupte saß und ich sah durch die Dämmerung, wie sie die Köpfe zusammensteckten und wisperten und flüsterten und meine alte Dörte schlug die Hände zusammen, während der Mund ihr ‚wie ein Schlachtschwert ging‘ — das heißt diesmal ganz leise, und nur an der nickenden Bewegung des Kopfes und der Heftigkeit, mit welcher sie die Luft durchfocht, merkte ich, wie eifrig sie war.

Endlich schien die geheimnißvolle Verhandlung

zum Schluß gekommen. Ein Diener brachte zwei hohe silberne Armleuchter mit brennenden Kerzen. Gleich darauf trat mein alter Freund herein, gefolgt vom treuen Christian und meiner Dörte. Sein Gang war müde und erschöpft, das Antlitz bleich. Doch lächelte er mich schon von weitem freundlich an und streckte mir die Arme entgegen. Ich, ohne selbst recht zu wissen wie, flog hinein; es freute mich, den alten Herrn, der mir den schönen Pudel geschenkt hatte, wieder heiter und freundlich zu sehen. So hingen wir in langer, zärtlicher Umarmung und ich fühlte, wie seine Thränen auf meine Stirne tropften. Auch die alte Dörte drehte eifrig am Schürzenzipfel, Herr Christian aber wischte die Augen und machte sich an den Kerzen zu thun, als ob dieselben zu trübe brennten . . . .

Achtes Capitel.

Ein neues Leben.

Gesprochen wurde von uns Allen wenig oder nichts. Nur beim Abschied, nachdem der kleine stumpfnasige Lakei mit der langen rothen Weste

gemeldet hatte, daß angespannt sei (und wie sich von selbst versteht, war es wieder der Wagen mit den Schimmeln), drückte der alte Herr mir einen letzten väterlichen Kuß auf die Stirn und sagte:

„Wir haben unsere Bekanntschaft auf etwas seltsame Weise eingeleitet, kleine Dame. Es hat Dir bei mir gefallen — nun gut, Du gefällst mir auch und wenn Du hübsch artig sein willst und willst Dich nicht wieder, statt geraden Wegs von der Schule nach Hause zu gehen, an den Schaufenstern umhertreiben und den Deinigen dadurch unnötige Sorge bereiten, so soll es Dir erlaubt sein, mich ab und zu wieder zu besuchen — und auch Deinen weißen Pudel sollst Du mitbringen dürfen," setzte er mit gütigem Lächeln hinzu.

Ich gelobte Alles, was er verlangte — ehrlich zu sagen: die Aussicht noch einmal, ja vielleicht noch öfter in der schönen Schimmelequipage zu fahren, hatte schon wieder meine ganzen Sinne gefangen genommen und auch der Abschied von dem alten gnädigen Herrn wurde mir dadurch wesentlich erleichtert.

Doch wollte derselbe mich nicht ohne ein ganz besonderes Andenken von sich lassen. Zuerst zog er seine große goldene, mit Demanten besetzte Uhr

hervor, an der eine Menge von Ringen, Petschaften und anderen Kleinodien funkelte; er suchte darunter nach, bis er endlich einen ganz kleinen einfachen Ring mit einem kleinen blutrothen Steinchen gefunden hatte, und schon war er im Begriff, mir denselben an den Finger zu stecken (es war, wie gesagt, ein ganz kleiner Reif, der auch schon früher von einem Kinde getragen sein mußte), — als er sich plötzlich wieder eines Anderen besann. Mit leichtem Kopfnicken winkte er Herrn Christian zu sich, sagte ihm leise etwas ins Ohr, worauf Herr Christian den Epheukranz von dem umflorten Bilde nahm und ihm denselben überreichte. Der alte Herr betrachtete den Kranz schweigend, brach dann ein Blättchen davon ab und es mir mit sanftem Finger in den Ausschnitt meines Kleidchens schiebend, daß das kühle grüne Blatt sich dicht an meine Kinderbrust schmiegte:

„Da," sagte er mit eigenthümlichem Ausdruck, „nimm das Blatt, das ist besser als Gold und Silber. Und wenn Du gut und fromm bist, wie ich es von Dir hoffe, so soll auch noch das welke Blatt sich für Dich in Gold und Silber verwandeln."

Die letzteren Worte waren wohl eigentlich mehr an die alte Dörte gerichtet als an mich. Auch schienen sie derselben zu einer wesentlichen Befriedi-

gung zu gereichen und so, mit vielfachen Knixen und Händeschütteln, empfahlen wir uns.

Unten stampften bereits die Schimmel; wir stiegen ein, das heißt die alte Dörte und ich, und auch der treue Christian, dem sein Herr noch auf dem Vorsaal allerhand geheime Befehle in das Ohr geflüstert hatte, setzte sich zu uns. In den Straßen brannten bereits die Lichter und wenn schon die Fahrt bei Tage mich entzückt hatte, so war jetzt meines Staunens und Bewunderns kein Ende. Meinen beiden Begleitern war es vermuthlich ganz erwünscht, daß sie nicht nöthig hatten, sich mit mir zu beschäftigen; sie flüsterten eifrigst mit einander und die alte Dörte, die auch wohl noch nie auf seidenem Kissen gethront hatte, gesticulirte so heftig, daß sie fast mit ihrem knöchernem Ellenbogen eine von den schönen Spiegelscheiben eingestoßen hätte. — Nur einmal kam ich ein wenig zu mir aus meinem wachen Traume; indem ich mein heißes Antlitz gegen die Kissen drückte, fragte ich mit jener Altklugheit, in die Kinder meiner Art so leicht verfallen:

„Und was wird nun aus dem Allen wohl werden, liebe Dörte?"

Herr Christian aber antwortete statt ihrer mit feierlicher Stimme:

„So Gott will — ein neues Leben.“

Und das Wort wurde zur Wahrheit, wenn auch vielleicht nicht so vollständig, wie man nach dem überraschenden und glänzenden Anfang hätte erwarten sollen. — Noch denselben Abend, mit denselben Schimmeln, die mich nach Hause brachten, fuhr Herr Nonnemann zu meinem neu gewonnenen alten Freunde. Er ging nur schwer daran und es bedurfte, wie ich wohl merkte, der ganzen einschmeichelnden Beredtsamkeit des alten Christian, sowie der ganzen Tapferkeit, mit welcher die alte Dörte ‚ihr Schlachtschwert‘ schwang, um ihn zu einem Unternehmen zu bestimmen, das so ganz außerhalb seines herkömmlichen Kreises lag. Vielleicht waren auch noch andere Umstände dabei im Spiel, die seine Hartnäckigkeit noch vermehrten — vielleicht, sage ich: denn ich selbst erfuhr von Allem, was in dieser Angelegenheit verhandelt wurde, nicht das Geringste, ja selbst den Namen meines Gönners erfuhr ich erst geraume Zeit später und bei einer ganz zufälligen Gelegenheit. Es war ein Herr von Oberstein, einer der reichsten und angesehensten Edelleute des Landes, der früher lange Jahre im Staatsdienst gestanden und hohe und einflußreiche Aemter bekleidet hatte; seit einiger Zeit jedoch, in Folge seines hohen Alters sowie schwerer

Familienverluſte, die ihn betroffen, hatte er ſeiner Wirkſamkeit entſagt und ſich in unſere Stadt, in die Nachbarſchaft ſeiner großen und ausgedehnten Güter zurückgezogen.

Die alte Dörte wußte mir ſeinen Reichthum nicht glänzend genug zu ſchildern, — und nur noch ſeine Güte, meinte ſie, ginge über ſeinen Reichthum. Von beiden hatte ich ab und zu Gelegenheit mich zu überzeugen, da nämlich das Unerhörte wirklich geſchah und Herr Nonnemann mir in der That, nach mancherlei Conferenzen und Verhandlungen, geſtattete, meinen Gönner zuweilen in ſeinem Palais zu beſuchen.

Das waren denn die Lichtblicke meines jungen Lebens. Der alte Herr war unverändert freundlich und gütig gegen mich, und ich gewann ihn mit der Zeit aufrichtig lieb. Dennoch behielt ſeine Freundlichkeit ſtets einen gewiſſen ernſten, feierlichen Anſtrich; mit großer Sorgfalt erkundigte er ſich nach meinen kleinen Studien und ohne Zweifel war es auch ſeine Vermittelung, der ich es verdankte, daß mir mit der Zeit beſſere und gewandtere Lehrer gehalten wurden. Ich lernte, wie dieſelben verſicherten, mit großer Leichtigkeit und das Zeugniß wenigſtens kann ich mir allerdings geben, daß ich mit großer Liebe

lernte; wußte ich doch, daß ich meinem alten Herrn eine Freude damit bereitete.

Nur Eins war mir bei alledem höchst schmerzlich: nämlich daß ich in Gegenwart des Herrn von Eberstein niemals meiner geliebten Florine erwähnen durfte. Der treue Christian hatte mir in seinem Auftrag ausdrücklich untersagt, den Namen jemals über die Lippe zu bringen, und aus freien Stücken hatte er dabei noch hinzugesetzt, wenn ich dies Verbot nicht halte, so könne es der Tod des alten Herrn sein. — Auch Dörte war mit dieser Einschränkung sehr unzufrieden; sie suchte mit Herrn Christian darüber zu unterhandeln, fand ihn jedoch ebenfalls unerbittlich und tröstete sich zuletzt, indem sie mit einem außerordentlich schlauen Gesicht meinte: die Zeit bringe Rosen und das sei kein ordentlicher Baum, der auf den ersten Hieb falle.

Diese Besuche jedoch, die nur für meine Wünsche viel zu selten waren (in der That nämlich besuchte ich meinen alten Herrn regelmäßig nur einmal im Monat und auch diese Zahl wurde noch dadurch verkürzt, daß er einen bedeutenden Theil des Jahres auf seinen Gütern zubrachte, wohin ich ihm nicht folgen durfte) — diese Besuche abgerechnet, sage ich, sowie den verbesserten Unterricht, dessen ich genoß,

verliefen mir die Tage im Hauſe meines Pflegevaters in hergebrachter Weiſe. Er ſelbſt war noch viel ſchweigſamer als ſonſt; auch fing er jetzt an, ſeine jährliche Ferienreiſe etwas länger auszudehnen, worüber, ehrlich geſtanden, wohl Niemand im Hauſe böſe war. Auch ſchalt und zankte er jetzt weniger mit mir, ohne darum doch von ſeiner Herbigkeit nachzulaſſen.

Dagegen war mit Tante Fränzchen eine Veränderung vorgegangen, die mich Anfangs recht betrübte. In dem Maße nämlich, wie ich meine neue vornehme Bekanntſchaft cultivirte, wie ich allerhand Sprachen und Wiſſenſchaften erlernte, Muſik, Zeichnen, Malen trieb und was ſonſt zur herkömmlichen Erziehung unſerer jungen Mädchen gehört (und das iſt, Gott ſei es geklagt, zwar Vielerlei, aber doch nur wenig Nützliches), in demſelben Maße zog ſie ſich von mir zurück und wurde fremder und kühler gegen mich, und ſelbſt meine verdoppelten Anſtrengungen, recht ſanft und folgſam zu ſein, konnten mir ihre frühere Theilnahme nicht wieder gewinnen.

Doch kam dazu freilich auch noch ein anderer Umſtand, der wohl wichtig genug iſt, ihm einen eigenen Abſchnitt zu widmen.

Neuntes Capitel.

Die Brüder.

Es begegnet wohl öfter, daß das Leben eines Menschen lange Zeit einförmig, ereignißlos dahin schleicht, so daß Einem die Stille, in der man lebt, wahrhaft zur Gewohnheit wird und man es selbst gar nicht mehr anders weiß und wünscht. Sowie dieser ruhige Fluß der Tage aber erst einmal durch irgend eine ungewöhnliche, unerwartete Begebenheit gestört worden, so ist es nicht anders, als wäre ein Stein in den Grund versenkt, an dem sich die Wellen nun für alle Folgezeit brechen und zusammenwirbeln müssen; ein Ereigniß jagt dann das andere, was noch vor kurzem etwas ganz Unerhörtes war, sinkt zur Alltäglichkeit herab und das ganze Leben gewinnt einen neuen fremdartigen Anstrich. — Der Volksmund bezeichnet das, indem er von dem Glück und dem Unglück spricht, das, wie er behauptet, ‚nie allein kommt‘: und daß daran wirklich etwas Wahres, das sollte auch ich schon in früher Jugend erfahren.

Meine Bekanntschaft mit dem alten Herrn von Eberstein war solch ein Trieb gewesen, der meinem ganzen Dasein ein neues, frisches Blut einflößte.

Nicht nur, daß mir dadurch eine Menge neuer Erfahrungen, Anſchauungen und Empfindungen zugeführt ward, ſondern auch äußerlich wurde mein Leben ein anderes; als wäre der Bann der Einſamkeit und Langweiligkeit von mir genommen, drängten ſich, in immer kürzeren Pauſen, Ereigniſſe auf Ereigniſſe. Ja nicht lange währte es und der Sturm des Schickſals hatte mich ſo gefaßt und wirbelte mich dermaßen hin und her, daß ich mich faſt nach der Einförmigkeit meiner früheren Jahre zurückgeſehnt hätte . .

Aber das nächſte Ereigniß, das mich betraf, war doch in ſeinem Beginn ſehr ſchön und ſehr erfreulich: die beiden Knaben meiner Tante Fränzchen, meine Vettern, hatten das Alter erreicht, wo ſie das Waiſenhaus verlaſſen mußten und da, wie wir wiſſen, der höchſte Ehrgeiz ihrer Mutter dahin ging, ſie möchten ein paar ‚ſolide kleine Beamte‘ werden, ſo hatte Herr Nonnemann, den wir ja ein für allemal als das Opfer brüderlicher Liebe kennen, die außerordentliche Gnade gehabt, die beiden jungen Leute in ſein Haus und unter ſeine unmittelbare Aufſicht zu nehmen.

Ich laſſe unerörtert, wie viel an dieſem Entſchluß wirkliche Menſchenliebe war und wie viel Antheil daran das Bedürfniß unſeres Oheims hatte,

Personen um sich zu haben, die er knechten und hofmeistern konnte. Die Knaben selbst hätten sich wohl gern einen andern Beruf und auch wohl einen andern Aufenthalt gewählt. Doch hatten sie eben keine Wahl; die Mutter hatte gewünscht, der Oheim hatte befohlen, das Waisenhaus hatte sie entlassen — wohin also mit ihnen? Und mußten sie es nicht noch für ein Glück betrachten, daß das öde, finstere, langweilige Haus des Herrn Nonnemann sich den Heimathlosen eröffnete?

Zahlreicher wurde unser häuslicher Kreis dadurch zwar und auch wohl lebhafter; allein bis er wirklich angenehmer ward, das dauerte schon einige Zeit. Es waren ein paar muntere, tüchtige Knaben. Der ältere, Hermann, stand, wenn ich mich recht besinne, eben im sechzehnten Jahr; der andere, Emil, mochte ein oder zwei Jahre jünger sein. Für jeden Fall war der Unterschied des Alters zwischen ihnen und mir nicht zu groß um unsern Verkehr zu hindern und doch wieder bedeutend genug, um ihm eine gewisse feinere Haltung, den Stempel einer gewissen Ritterlichkeit, möchte ich sagen, aufzudrücken.

Namentlich war dies auf Seiten des älteren Bruders der Fall. Es war ein prächtiger Junge, dieser Hermann. Nicht gerade äußerlich, im Gegentheil,

ſein Aeußeres hatte wenig Einſchmeichelndes; ſeine Stirn hätte etwas höher, ſeine Naſe etwas feiner ausgearbeitet, ſein Mund etwas weniger gewölbt ſein können. Doch entſchädigte dafür nicht nur die friſche, geſunde, ächt jugendliche Farbe ſeines Angeſichts und der kräftige wohlproportionirte Körperbau, ſondern hauptſächlich das helle, treue, gute Auge, mit dem er in die Welt ſah und deſſen treuherzigen Glanz es ſchwer war zu widerſtehen. Ueberhaupt lag auf der ganzen Erſcheinung ein Ausdruck von Tüchtigkeit und Zuverläſſigkeit, der gar nicht liebenswürdiger gedacht werden konnte; wie er da geſchritten kam mit ſeinem kurzen feſten Gang, der geraden ſtattlichen Haltung, dem kräftigen aufrechten Nacken, dem freien, kühnen und dabei doch ſo innigen, ſo herzlichen Blick und dieſen friſchen rothen Wangen, um welche das ſanft gewellte braune Haar in lieblichen Ringeln floß — war er die perſonifizirte Biederkeit und Treue, ſoweit dieſelbe nur irgend in einer Knabengeſtalt kann zum Ausdruck gebracht werden.

Mit Emil verhielt es ſich weſentlich anders. Er war hübſch, beinahe ſchön zu nennen: ein kleines glattes pfiffiges Antlitz, zart wie Milch und Blut, mit Augen wie Kohlen und herrlichen weißen Zähnen,

die schalkhaft zwischen den fein geschnittenen Lippen hervorlachten. Auch in geistiger Hinsicht schien er Hermann zu übertreffen, wenigstens was Raschheit des Verstandes, Witz und Schlauigkeit anbetraf. Hermann war mehr sinniger Natur; Emil's Geistesträfte waren mehr nach außen gekehrt und hatten ihre Stärke mehr in der Leichtigkeit und Beweglichkeit, mit der er sie wie spielend bald hier, bald dorthin lenkte. Jedenfalls indeß waren Beide ein Paar anziehende Gestalten, welche die zärtliche Liebe ihrer Mutter vollkommen verdienten und die auch gewiß zur größeren Anmuth unseres häuslichen Kreises recht viel würden beigetragen haben, hätten sie nicht bei dem unerbittlichen Herrn Nonnemann eine so gar harte, ja grausame Schule durchmachen müssen. Der würdige Mann holte an ihnen nach, was er in den letzten Jahren etwa an mir versäumt hatte. Da gab es dieselben endlosen Zänkereien um nichts, dasselbe Spionirsystem, dieselben Daumschrauben von Fragen, Vermuthungen und Zweifeln — kurz, der ganze Folterapparat der Nonnemann'schen Erziehungsmethode mußte durchgemacht werden und keine Handschelle und keine Schraube wurde ihnen erlassen.

Die Knaben dauerten mich unendlich. So jung

ich war, so sagte ich mir doch, daß sie das Entwürdigende dieser Behandlung noch viel tiefer empfinden müßten als ich selbst: erstlich weil sie so viel älter waren als ich, und zweitens weil sie heranwachsende Männer waren. Ich hatte zuweilen den lebhaften Wunsch, sie möchten sich doch nur einmal ordentlich widersetzen und auch sogar an offnen und geheimen Aufforderungen dazu ließ ich es nicht fehlen.

Allein immer vergeblich. Hermann lachte mich jedesmal mit seinen großen, klaren, treuherzigen Augen an und meinte, das sei noch gar nichts, er sei ein Waisenknabe, die müßten sich noch auf ganz Anderes gefaßt machen und sich noch ganz anders durchs Leben schlagen . . . . .

Entgegnete ich ihm darauf, daß ich doch auch eine Waise sei und doch keine Lust verspüre mich noch länger so behandeln zu lassen, wie es ihm geschehe, so lachte er erst recht; je nun, meinte er, ich sei auch eine junge Dame und mit jungen Damen sei das wieder etwas Anderes.

Und dabei drückte er sich an mich und küßte mir die Stirn mit solcher Mischung von brüderlicher und ritterlicher Zärtlichkeit, daß mancher erwachsene Mann sich ihn hätte zum Muster nehmen können.

Emil hörte diesen Gesprächen gewöhnlich mit stillem bedeutungsvollen Lächeln zu. Er hatte nicht die natürliche Fügsamkeit seines Bruders, im Gegentheil, er war ein heftiger, fast trotziger Charakter. Aber er besaß auch große Klugheit und suchte sich den Umständen anzupassen, wie es eben gehen wollte. Hermann war nach Kräften fleißig, diensteifrig und bescheiden und erfüllte seine Obliegenheiten mit allem Eifer; gelang es ihm aber bei alledem nicht (und wie hätte es ihm gelingen können, einem Manne gegenüber gleich unserm Oheim?!) die Zufriedenheit seines strengen Aufsehers zu erwerben, je nun, so grämte er sich auch nicht sehr darum; er nahm dann sein Ungewitter hin, schüttelte sich ein wenig und ging seinen Weg weiter wie zuvor.

Anders Emil. Emil suchte die Schwächen unseres Oheims abzulauern und wenn dies schon, wie wir früher gehört haben, einer so einfachen, um nicht zu sagen beschränkten Frau gelang, wie Tante Fränzchen war, um wie viel mehr mußte es dem schlauen, scharfsichtigen Knaben gelingen. Wirklich brachte er es in kurzer Zeit dahin, daß ihn Herr Nonnemann uns regelmäßig als Muster aufstellte: im Grunde zwar tauge er ebenfalls wenig, etwas

beſſer aber als wir, an denen Hopfen und Malz vollſtändig verloren, ſei er denn doch . . . . .

Machte ich Emil darüber, wenn wir Drei allein waren, freundſchaftliche Vorſtellungen (und auf mein Damenrecht geſtützt, nahm ich mir dieſe Freiheit ſehr oft), ſo flog über ſein Antlitz das ſchon vorhin erwähnte bedeutungsvolle Lächeln.

„Meinſt Du denn, Du kleiner Grasaffe," ſagte er dann, „daß dieſem elenden Plebejer das Alles ſo geſchenkt iſt? Er hat jetzt ſeine Zeit: aber gib Acht, die meine wird auch kommen . . . . ."

Und dabei konnten ihm die Augen funkeln, daß mir ganz unheimlich dabei wurde. —

Eine andere Eigenthümlichkeit Emil's, die mich ebenfalls in häufige Streitigkeiten mit ihm verwikkelte, lag in der Art und Weiſe, wie er über meinen Verkehr mit dem alten Herrn von Eberſtein urtheilte. Anfangs hatte er ſich aufs Lebhafteſte dafür intereſſirt und mir ohne Aufhören in den Ohren gelegen, ich ſolle ihn doch einmal mitnehmen; er wünſche auch einmal zu wiſſen, wie es in einem ſolchen Palais ausſähe, beſonders da er ſtark im Plane habe, ſich dereinſt etwas Aehnliches anzuſchaffen.

Natürlich ſtand dies nicht in meiner Macht;

eine leise Andeutung darüber, die ich einmal gegen den guten Herrn Christian gewagt, war von demselben mit großer Entschiedenheit abgewiesen worden, und so hatte Emil, wohl oder übel, auf seinen Wunsch verzichten müssen. Wie sauer ihm das jedoch geworden, zeigte die spöttische, beinahe hämische Art, mit der er seitdem von diesen Besuchen sprach. Vieles, ja das Meiste davon verstand ich nicht; meine Frühreife lag, Gottlob, auf einem andern Gebiete, als dasjenige, auf welches Emil durch seine Waisenhaus-Erziehung geführt worden war. Aber auch das Wenige, was ich davon verstand, kränkte und erbitterte mich; ich sah darin, und gewiß nicht mit Unrecht, theils einen unbrüderlichen, bösartigen Neid, theils glaubte ich darin die Einwirkungen seiner Mutter, der Tante Fränzchen zu erkennen, und weder das Eine noch das Andere war geeignet, ihm meine Nachsicht zu erwerben.

Im Uebrigen mußte Emil sich sehr in Acht nehmen, daß sein Bruder nicht bei solchen Gesprächen zugegen war; er hatte sonst seinen Vorwitz jedesmal schwer zu büßen. Emil war gewandter als Hermann, ohne Zweifel: aber dieser war bei weitem stärker. Es dauerte gewöhnlich lange, bevor er von seiner Stärke Gebrauch machte, wie er denn überhaupt

äußerlich ein etwas ſtiller, ſchwerfälliger Junge war. Doch hatte dieſe Geduld Grenzen und daß jeder Angriff, welchen Emil gegen mich richtete, jenſeit dieſer Grenzen lag, davon mußte er ſich nicht ſelten zu ſeinem ſehr fühlbaren Schaden überzeugen . . . .

Zehntes Capitel.

Vor dem Sturm.

Dies alſo jene ‚Wir Kinder,‘ von denen ich im Eingang meiner Geſchichte ſprach. Die gelegentlichen kleinen Scharmützel mit Emil abgerechnet, hielten wir treulich zuſammen. Namentlich beſtand zwiſchen Hermann und mir eine große Zärtlichkeit; mit unerſchöpflicher Geduld hörte er meine kleinen Erzählungen an und auch die Luftſchlöſſer, die ich nach Kinderweiſe in Betreff meiner Zukunft baute und in denen eine ſeidengepolſterte Kutſche mit Schimmeln allmählich eine höchſt wichtige Rolle ſpielte, ließ er mit gutmüthigem Lächeln an ſich vorüber paſſiren.

Er ſelbſt ſprach über ſeine Zukunft nie. Neckte ich ihn darüber und warf ihm ſeinen Kleinmuth vor und ſeinen Mangel an Phantaſie, ſo zuckte er

wiederum blos mit den Achseln und meinte: ein Waisenknabe dürfe auch keine Zukunft haben wollen, der müsse zufrieden sein, wenn er nur dem Bedürfniß des Augenblicks genügen könne und darum möge auch er für sein Theil, wenigstens so lange seine Mutter am Leben, gar nicht daran denken, etwas Anderes zu werden als seines Oheims Schreiber und Famulus.

Merkwürdig war mir bei dieser Resignation nur, daß er bei alledem so außerordentlich fleißig war und mit solchem brennenden Eifer Alles sammelte und benutzte, was irgend von Bildungsmitteln in seine Nähe kam. Da war kein Buch in meinem Schrank (ich habe schon gesagt, daß seit der Bekanntschaft mit dem alten Herrn von Eberstein weit mehr Fleiß auf meine Erziehung gewendet ward), das er nicht von vorn bis hinten durchlas, und nicht ein- sondern zwei- und dreimal hintereinander; französisch und englisch sah er mir sozusagen am Munde ab und hatte mich bald sogar darin überholt. Wenn ich ihn dann neckte, warum er sich so plage und was diese vielerlei Kenntnisse ihm, dem Schreiber und Famulus des Herrn Nonnemann, sollten, so sah er mich wieder treuherzig lächelnd an und sagte: Jedermann habe seine Schwäche, seine Schwäche aber sei, daß er gern recht viel lernen möge, auch wenn er es niemals brauche,

blos wie der Hamster im Bau seine Schätze zusammenschleppe. — Emil theilte diese Leidenschaft durchaus nicht und sein gutmüthiger, treuherziger Bruder hatte deshalb Manches von ihm auszustehen; er nannte ihn einen Pedanten und Plebejer, welches Letztere in Emil's Augen eine ganz schmähliche Beleidigung war. Hermann indessen ließ sich auch diese gefallen und ging nach allem Necken und Schelten so ruhig an seine langweilige Bureauarbeit zurück, als wäre nichts vorgefallen.

Nämlich dies ist auch noch etwas, was ich vorhin zu erzählen vergessen habe und was hier nachgeholt werden muß: beide Brüder waren von dem gestrengen Oheim als ‚Schreiber' auf seine Kassenstube genommen worden, sie sollten hier den ‚kleinen Dienst' erlernen, und da Herr Nonnemann bekanntlich eine Autorität war im ‚großen' sowohl wie im ‚kleinen' Dienst, so ließ sich gegen die Zweckmäßigkeit dieser Schule allerdings nichts einwenden.

Und so lebten wir denn einige Zeit ruhig und glücklich dahin — nicht so glücklich, wie wir hätten leben können, wenn das Auge eines Vaters uns geschienen oder wenn nur Herr Nonnemann ein Anderer gewesen als er war — aber doch immer unendlich glücklicher, als ich früher in meiner Vereinsamung

gelebt hatte. Auch blühte ich ganz neu auf; mein Blut wurde ruhiger, mein Geist klarer, die krankhafte Reizbarkeit meiner Nerven verlor sich, meine Stimmung wurde gleichmäßiger und Vetter Emil, wenn wir Abends zu Zweien unter dem alten Birnbaum saßen, flüsterte mir wohl mit heimlichem Lächeln ins Ohr, ich würde allmählich ein ganz erträglicher Backfisch: eine Aeußerung, deren Sinn mir zwar völlig unklar blieb, die ich aber doch mit der natürlichen Eitelkeit des werdenden Weibes bestens acceptirte.

Selbst Florinens Bild (wenn ich ein Bild nennen darf, was doch in Wahrheit ein bloßer Schatten war, ja ein bloßer Hauch) fing nachgerade an bei mir in den Hintergrund zu treten. Nicht aus Gleichgiltigkeit, wahrhaftig nicht: aber auch die reinste, edelste Flamme muß endlich erlöschen, wenn es ihr an Nahrung fehlt. Und ich hatte ja Niemand, mit dem ich von Florinen sprechen durfte. Bei meinem Oheim und Tante Fränzchen war der Name ebenso verpönt wie bei meinem alten ehrwürdigen Gönner; Dörte wurde immer älter und mit dem Alter immer unleidlicher, sie schalt und zankte auf Gott und die Welt, namentlich auch auf Herrn von Eberstein, gegen dessen Vortrefflichkeit ihr neuerdings bedeutende Zweifel aufgestiegen zu sein schienen; ja selbst gegen

mich, ihren Augapfel. Ich war freilich kein Kind von acht Jahren mehr, kam nicht mehr Abends auf nackten Füßen zu ihr in die Küche geſchlichen, ließ mich nicht mehr auf ihren Armen in mein Bettchen zurücktragen. Dieſe ſo ganz natürliche Veränderung empfand die alte Dörte nach der Art ſolcher gutmüthigen, aber eigenſinnigen und ungebildeten Leute wie ein Unrecht; ſie zürnte mit mir und warf mir vor, ich hätte ſie nicht mehr ſo lieb wie ehemals und auch ihre alten wunderbaren Geſchichten wollte ſie mir nicht mehr erzählen. Für eine junge vornehme Dame, meinte ſie, die engliſch und franzöſiſch lerne, ſei das nichts mehr, die habe andere Intereſſen — und zuletzt ſei es auch wohl beſſer, die Todten blieben todt . . . .

Dieſe Verſtocktheit ärgerte mich ganz ungemein, beſonders da das alte wunderliche Weſen mir ja früher ausdrücklich verſprochen hatte, wenn ich nur erſt älter wäre, wolle ſie mir Alles erzählen und auch der letzte Schleier ſolle alsdann zwiſchen uns fallen. Erinnerte ich ſie jetzt daran, ſo erwiederte ſie mir mit dumpfem Lachen: ich ſei zwar älter geworden, aber noch lange nicht alt genug zu ſolchen Geſchichten, die könne man erſt anhören, wenn man graue Haare habe wie ſie oder auch gar keine mehr; da

ſei man wenigſtens ſicher, daß ſie ſich Einem nicht verfärbten oder ausgingen vor Schrecken . . .

Andere Male wieder machte ſie mir heftige Vorwürfe und verlangte von mir, ich ſollte ſtehenden Fußes zu Herrn von Oberſtein gehen und ihn aufs Gewiſſen fragen, was er denn eigentlich von meiner unglücklichen Mutter wiſſe. Und da ich, eingeſchüchtert durch die Warnungen des alten Dieners, mich deſſen weigerte, ſo nannte ſie mich feig und undankbar und ließ mich Monate lang kein gutes Wort mehr hören.

Zu Emil, ſo lieb er mir war, hatte ich doch lange nicht Herz genug, um ihn in dies mein ſüßeſtes, thörichtſtes Geheimniß einzuweihen. Hermann jedoch, dem ich es allerdings vertraute, hörte mich zwar geduldig an, aber er that es doch auch nur mit jenem Lächeln, das er auch meinen ſonſtigen Träumen in Betreff der Zukunft entgegenſetzte. Und wenn ich dann nicht abließ und immer von Neuem verſicherte, der Gedanke an Florine fülle meine ganze Seele aus und ohne die Gewißheit, ſie dereinſt noch in meine Arme zu ſchließen und ſolle es auch nur drüben ſein, wo alle Getrennten ſich vereinigen — ſo führte der böſe phlegmatiſche Menſch mich wohl

unter den alten Birnbaum, zeigte mir die dürren Aeste, die sich immer spärlicher belaubten, und sagte:

„Siehst Du, meine Liebe: Blätter trägt er noch und auch der Stamm hält noch zur Noth zusammen — aber so lange Du denken kannst, hast Du schon jemals eine Frucht von ihm geerntet?“

Das verstand ich denn wiederum nur halb oder auch gar nicht. Aber es ärgerte mich bei alledem und ich konnte es dann mit Hermann machen, wie die alte Dörte mit mir, und konnte halbe Tage und Wochen neben ihm hin gehen, ohne ein freundliches Wort mit ihm zu wechseln.

Eilftes Capitel.

Die nächtliche Fahrt.

Und doch, was waren diese kleinen Wolken, die hie und da an unserm Jugendhimmel aufstiegen, gegen das furchtbare Unwetter, diesen wahren Schlag aus blauem Himmel, der uns bald darauf treffen und unser ganzes armes Glück zerschmettern sollte!

Die Erste, welche die schwere Hand des Schicksals empfinden sollte, war ich selbst. Es war in

Frühjahr, also zu einer Jahreszeit, die mein alter Gönner, Herr von Eberstein, regelmäßig auf seinen Gütern zuzubringen pflegte. Auch diesmal that er es und so war eine Reihe von Monaten vergangen, ohne daß ich sein liebes freundliches Antlitz gesehen hatte. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch schrieb ich ihm zwar häufig und erstattete ihm Bericht über den Gang meiner Lectionen, so wie überhaupt über Alles, was sich in meinem kleinen Leben zutrug. Ich selbst hatte mich an diese Briefe so gewöhnt und fand so viel Unterhaltung darin, daß sie fast die liebste meiner Beschäftigungen waren. Er dagegen mochte sie wohl nur als Stylübungen betrachten oder richtiger gesagt als Controlle meiner fortschreitenden Bildung. Wenigstens mußte ich das aus dem Umstande schließen, daß er. trotz seiner sonstigen großen Zärtlichkeit gegen mich, mir doch meine Briefe niemals beantwortete und mir nur durch den alten Christian gelegentliche Grüße und Bestellungen zukommen ließ.

Es war, wie gesagt, im Frühjahr; der Tag war für die Jahreszeit ungewöhnlich warm gewesen und ich saß noch bei Einbruch der Nacht im Garten unter dem alten Birnbaum, der sich eben wieder mit neuen spärlichen Blüthen bedeckte, und hing meinen stillen Träumen nach. Ich rief mir die vielen stillen

Stunden zurück, die ich hier von meiner frühesten Kindheit auf einsam und vergessen zugebracht; die Vettern, von der geisttödtenden Schreiberarbeit ermüdet, hatten sich bereits zur Ruhe begeben, die Mondessichel lugte freundlich über die hohen Dächer. kein Lüftchen rührte sich — und deutlicher und strahlender denn seit langem trat die Traumgestalt Florinens, meiner angebeteten unglücklichen Mutter, vor meine Seele. Ich empfand einen tiefen stechenden Schmerz, daß ich sie so lange hatte vergessen können, sehnsüchtig breitete ich die Arme, als könnte ich sie umschließen . . .

Da plötzlich stand mein Oheim vor mir; war es die unheimliche Beleuchtung des Mondes oder was sonst, genug, er sah ganz leichenfarb aus, so daß ich Mühe hatte, das kreideweiße Antlitz von der hohen weißen Binde zu unterscheiden, die er auch bis zum späten Abend nicht ablegte.

Ich erschrak heftig, das Gewissen schlug mir. Und mit Grund. Herr Nonnemann, der, wie wir noch nicht vergessen haben, in allen Stücken ein richtiger ‚Mann nach der Uhr' war, hatte ein schweres Verbot erlassen, daß Niemand von uns nach einer bestimmten Stunde des Abends den Garten mehr betreten sollte; Ordnung regiere Staat wie Haus

und das müssige Hindämmern im Garten bei Mondschein und Heimchengezirpe sei auch nur einer von den Fallstricken, welche der Teufel den Menschen lege . . .

Ich hatte also alle Ursache bestürzt zu sein, da die verpönte Stunde in der That schon längst herangekommen war. Aber nein, diesmal führte ihn etwas Anderes her, etwas so Wichtiges, daß mir darüber selbst die frevelhafte Verletzung der Hausordnung in Gnade nachgesehen ward. Er hielt einen geöffneten Brief in der Hand und sagte mit einer Stimme, der ich deutlich eine gewisse innere Bewegung anmerkte, so viel Mühe er sich auch gab, dieselbe zu verbergen:

„Auf! auf! Es ist jetzt nicht Zeit, im Mondschein Maulaffen feil zu bieten: Du mußt sogleich ein wenig Wäsche zusammen packen, wir werden eine Reise mit einander machen."

Eine Reise? mit meinem Oheim? Und in dieser nächtlichen Stunde?! Ich faßte unwillkürlich an meinen Kopf, ob ich nicht träumte . . .

Allein mein Oheim wußte mir diese Zweifel zu vertreiben; er hatte in so etwas eine sehr gründliche Art. Mit barscher Stimme wiederholte er seine Weisung und eilte mir voran ins Haus.

Im Hause fand ich Tante Fränzchen bereits

in voller Bewegung; ſie ſchleppte Kiſten und Kaſten herbei, pochte Mäntel und Kleidungsſtücke aus und zeigte ihren gewöhnlichen wirthſchaftlichen Eifer, Alles jedoch ohne ein Wort zu ſprechen und mit einer Miene, die auch zu keinem Geſpräch einlud. Ich half ihr, ſo gut ich mit meinen ſchwachen Kräften vermochte, der Oheim trieb und mahnte und durch die verſchloſſenen Fenſterladen war es mir, als hörte ich das ungeduldige Stampfen der Pferde ſchon vor dem Hauſe.

Endlich war Alles gerüſtet. Gern hätte ich von den Vettern und der alten Dörte Abſchied genommen; doch ließ ſich Niemand von ihnen ſehen und ich hatte den Muth nicht, nach ihnen zu fragen.

Der Wächter blies eben die zehnte Stunde und die Nachbarhäuſer ſchloſſen ſich mit Geräuſch, als wir vor die Hausthür traten. Und richtig, da ſtand auch bereits der Wagen, mit vier ſtarken Gäulen beſpannt. So viel die Dunkelheit erkennen ließ, ſchien es die Livree meines theuren Gönners, des Herrn von Eberſtein zu ſein. Eine furchtbare Ahnung durchzuckte mich; gern hätte ich gefragt, was dies Alles bedeute und wohin dieſe ſo ganz ungewöhnliche nächtliche Reiſe gehe. Allein die Anwe-

ſenheit meines Oheims ſchnürte mir die Kehle zu; ich wußte ja doch zum Voraus, daß ich keine Antwort bekäme. Tante Fränzchen ſchloß eigenhändig die Wagenthür, wobei ſie, geſtützt auf das Außerordentliche des Ereigniſſes, ſich die Freiheit nahm, dem verehrten Herrn Schwager noch einige Rathſchläge und Warnungen in Betreff ſeiner koſtbaren Geſundheit zu ertheilen.

„Pflicht, Pflicht,“ murrte Herr Nonnemann in jenem Tone, den wir längſt an ihm kennen: „Alles Pflicht! Die Welt iſt nun einmal durch des Teufels Argliſt verkehrt worden von oben bis unten und darum muß auch ein fünfzigjähriger Mann ſeine Nachtruhe und die heilig gehaltene Ordnung ſeines Hauſes einer zwölfjährigen Närrin zum Opfer bringen“ . . . . .

Damit zogen die Pferde an. Einer zwölfjährigen Närrin? Alſo war wirklich ich die Veranlaſſung dieſer Reiſe? So handelte es ſich um mich bei dieſer ſeltſamen nächtlichen Fahrt? Für mein Leben gern hätte ich das Fenſter aufgeriſſen und hätte den Kutſcher gefragt, wohin wir fuhren. Allein Herrn Nonnemann, im dicken Reiſerock mit einem zweiten neben ſich (er litt ſehr an Rheumatismen und ſchwebte daher in fortwährender Furcht ſich zu erkälten), das war ein

niederſchlagendes Pulver, bei dem Einem ſolche verwegene Gedanken ſchon vergingen. —

Es war meine erſte Reiſe. Die erſte Reiſe! Welch ein Zauber liegt ſonſt in dieſen Worten! Und was iſt die erſte Kutſchwagenfahrt gegen die erſte Reiſe! Unwillkürlich mußte ich an jenes Abenteuer von vor vier Jahren denken. Ja es that mir ordentlich leid, daß ich nicht wenigſtens meinen kleinen weißen Pudel bei mir hatte, der damals, durch Herrn Chriſtian's Vermittelung, wirklich Zutritt in unſerem Hauſe gefunden und, wiewohl ein wenig kahl, gelb und unſcheinbar geworden, nebſt dem vertrockneten Epheublatt noch immer die Krone meiner kleinen heimlichen Schätze bildete; ſo hätte ich doch wenigſtens einen bekannten, vertrauten Gegenſtand neben mir gehabt während dieſer unheimlichen nächtlichen Fahrt. Ich ſuchte die Gegend zu erkennen, durch die wir fuhren; allein da ich das Weichbild der Stadt noch niemals verlaſſen hatte, ſo war das ein höchſt thörichtes und fruchtloſes Beginnen.

Herr Nonnemann ſaß regungslos, ich wußte nicht, ob er wachte oder ſchliefe und nur die hohe weiße Halsbinde leuchtete geſpenſtiſch durch die Dunkelheit. Zwei- dreimal wagte ich ihn anzureden:

aber da ich jedesmal ohne Antwort blieb, so schloß ich endlich, ermüdet durch das lange Hinausstarren in die Dunkelheit, meine Augen und verfiel bald, Dank meiner Jugend, in einen tiefen und gesunden Schlaf.

Zwölftes Capitel.

Ein Abschied für ewig

Ich mochte vier oder fünf Stunden geschlafen haben und selbst der mehrmalige Pferdewechsel war von mir unbemerkt geblieben, als endlich die Kühle des Morgens, die zu den geöffneten Wagenfenstern hereinströmte, mich erweckte. Mein Oheim saß noch immer steif aufrecht und seine weiße Binde sah noch so frisch aus wie gestern. Er hatte das Fenster herabgelassen und unterhielt sich mit dem Kutscher, der mit dem Peitschenstiel auf ein mäßig großes Landhaus deutete, welches, kaum einen Büchsenschuß von uns entfernt, aus dichtem Gebüsch gastlich hervorleuchtete. Die Morgensonne, die eben heraufstieg und deren segnende Strahlen ich hier zum erstenmale trank, spiegelte sich auf den hellen Fenstern. Je näher wir dem

Hause kamen, je traulicher sah es aus und eine köstliche Ahnung beschlich mich, ob dies vielleicht eins von den Landhäusern des Herrn von Eberstein sei und diese ganze nächtliche Reise wäre nur eine Ueberraschung, die mein gütiger Freund mir bereitete; er hatte die Sehnsucht verstanden, die ich nach ihm empfand, und vergönnte mir einen schönen, glücklichen Frühling in seiner Nähe zu verleben.

Aber freilich wozu dann diese Eile? Und was sollte dann mein Oheim dabei?

Und doch, mein Herz täuschte mich nicht, es war wirklich ein Landhaus des Herrn von Eberstein und dort, hinter jenen von der Sonne vergoldeten Fenstern stand der alte freundliche Herr und sah den Wagen heranrollen, der ihm seine kleine Freundin, seine ‚kleine Dame' brachte! Jener Diener dort am Eingang des Parks, trägt er nicht die Livree meines verehrten Gönners? Sitzt dieselbe Livree nicht auf dem Wagenbock, wenn auch halb unkenntlich gemacht durch den langen salzigen Regenmantel? Jetzt sieht der Diener her — o wahrhaftig, es ist der ehemalige kleine Lakei mit der stumpfen Nase und den langen Westenschößen, der mir als Kind so viel Spaß machte. Wie er gewachsen ist seitdem und wie ehrbar er aussieht!

Wart', ich will ihm doch gleich mit dem Schnupftuch wehen, damit er merkt, ich kenne ihn noch — —

Aber warum wendet er sich ab? Warum geht er kopfschüttelnd, gesenkten Hauptes nach dem Schloße zurück? Und hat auch gar nicht mehr das kecke Ansehen, wie sonst, im Gegentheil, er ist ein alter verdrießlicher, trübäugiger Mann geworden?!

Furcht und Hoffnung, Freude und Grauen kämpften in meiner Brust, so jäh abwechselnd und mit solcher Heftigkeit, daß ich kaum im Stande war, mich aufrecht auf meinem Sitze zu erhalten. Jetzt hielt der Wagen, jetzt liefen die Diener durch einander, den fremden Ankömmlingen heraus zu helfen. Aber ihre Mienen sind ernst und schweigsam und wie ich am Hause in die Höhe sehe, o mein Gott, da stehen zwei Fenster offen, aus den leeren dunklen Oeffnungen, die keine Sonne vergoldet, wehen die Vorhänge flatternd im Morgenwinde — und mit Blitzesschnelle wußte ich jetzt, was das zu bedeuten hatte! Es war einmal ‚eine Leiche' gewesen in unserer Nachbarschaft und da hatten die Vorhänge ebenso zum Fenster hinausgeflattert und hatten geschwankt im Winde, wie ein zerrissenes Segel oder wie der Wimpel eines untergehenden Schiffes. . . . . .

An der Treppe trat uns der alte Christian

entgegen. Wäre ihm nicht die sanfte milde Stimme, das Echo seines Herrn, geblieben, ich hätte ihn nicht erkannt, so verweint sah er aus und so zusammengefallen. Er machte meinem Oheim eine kurze ehrerbietige Verbeugung, schloß mich in die Arme, bedeckte mich mit seinen Thränen und führte mich in das verhängnißvolle Zimmer.

Da lag er, der alte treue Freund, der Mann, dem ich so gar nichts war und der mich so väterlich geliebt — o jetzt erst erkannte ich, wie geliebt!!

Die Leiche lag auf einem weißen Paradebett ausgestreckt; bis auf die geschlossenen Augen sah er sanft und freundlich aus wie immer. Es war der erste Todte, den ich so in der Nähe sah, aber dennoch empfand ich kein Grausen. Im Gegentheil, es schien mir ein beneidenswerthes Loos, so da zu liegen und auszuruhen von den Mühen des Lebens —

Auf dem Fußende seines Bettes stand das Bild mit dem Trauerflor; es hatte wohl den letzten Blick des Sterbenden empfangen. Doch war der Flor jetzt davon entfernt; indem ich halb gedankenlos mein Auge darüber hingleiten ließ, fuhr ich erschrocken zurück — mir war, als hätte ich in den Spiegel gesehen . . . . .

„Er hat sehr auf seine ‚kleine Dame‘ gewartet,

der gute gnädige Herr," sagte Christian, der leise hinter mich getreten war, „und es ist ihm recht schwer geworden, zu sterben, ohne Dich noch einmal gesehen zu haben, mein armes Kind. Aber glaub' nur: er ist in Liebe gestorben und wenn er Diesem" (auf das Bild deutend) „im Jenseit begegnet und selbst auch der Florine, o glaube mir, er wird ihnen nicht mehr zürnen . . . . ."

Mein Oheim gab durch ein rohes widriges Räuspern zu erkennen, daß er uns ebenfalls gefolgt war und daß er dies Gespräch beendigt zu sehen wünschte. Christian, bescheiden und dienstfertig wie immer, verstand sogleich den Wink und führte ihn in ein benachbartes Zimmer, wo der Prediger des Gutes, der Arzt des Verstorbenen und andere ernsthaft aussehende Männer versammelt waren. Ich selbst wurde in ein entlegeneres Zimmer geführt und dort mit den für mich passenden Erquickungen versehen. Doch reichte der zufällige Blick, den ich meinem Oheim nachsandte, noch gerade hin, um in dem Zimmer, das sich hinter ihm schloß, eine Menge von Papieren und Actenstößen aufgehäuft zu sehen, zwischen welchen geöffnete Portefeuilles, Geldrollen und andere werthvolle Gegenstände zerstreut lagen.

Zwei Tage blieben wir auf dem Gute des

Verstorbenen. Ich brachte die meiste Zeit bei der Leiche zu oder im Garten, dessen schöne, weit ausgedehnte Partien mir ein bisher ungekanntes Vergnügen darboten. Meinen Oheim bekam ich während der ganzen Zeit wenig oder gar nicht zu sehen, und wenn es ja geschah, so war es in Gesellschaft eines kleinen, verschrumpften, aber gewaltig schlau aussehenden Herrn, welcher Herr Justizrath genannt und von Allen im Schloße mit großer Aufmerksamkeit behandelt ward; auch im Hause meines Oheims entsann ich mich ihm schon früher einige Male begegnet zu sein. Ich sah wie sie in großer Vertraulichkeit lange Listen und Rechnungen mit einander durchgingen, Papiere austauschten, Documente untersiegelten und andere geschäftliche Verrichtungen vornahmen, die mich natürlich, als ein junges Mädchen, sehr wenig interessirten.

Dreizehntes Capitel.

Die Rückkehr.

Endlich am dritten Morgen, nachdem in aller Frühe das Begräbniß meines Wohlthäters stattgefunden, traten mein Oheim und ich unsere Rückreise

an. Der alte treue Christian hatte zu seinem unsäglichen Schmerz beim Begräbniß nicht mit erscheinen können, und auch ich mußte ohne Abschied von ihm reisen: die langen angestrengten Nachtwachen, die er am Sterbebett seines Herrn gethan, hatten seine Kräfte erschöpft, er lag krank im Bett und mußte sich begnügen, durch den Justizrath seine Wünsche und Segnungen an mich gelangen zu lassen.

Die Rückreise, wiederum in einem Wagen des verstorbenen Herrn von Eberstein, ging ebenso rasch vor sich und ebenso ereignißlos, wie die Hinreise; bei guter Zeit waren wir zu Hause, wo ich es denn mein Erstes sein ließ, die alte Dörte und die beiden Vettern aufzusuchen, um ihnen den Verlust, den ich erlitten, mitzutheilen. Die alte Dörte geberdete sich wie eine Wahnsinnige: trotz meines Abmahnens stürmte sie zu meinem Oheim ins Zimmer und hatte da eine Scene mit ihm, über deren näheren Hergang ich zwar nichts erfuhr, bei der sie jedoch, nach allen Anzeichen zu schließen, ihr ‚Schlachtschwert' wieder einmal mit großer Energie geschwungen hatte.

Hermann nahm an meinem unerwarteten Verlust den innigsten Antheil und nur das ärgerte mich in meinem halbkindischen Schmerz, daß er mir vorhielt, wie gut es Herr von Eberstein vor Hundert-

tausenden seiner Mitmenschen gehabt, reich, verehrt von Allen, die ihn kannten, und gesund und rüstig bis zu seinem hohen Alter; es gäbe wohl Andere, die meiner Theilnahme näher ständen und würde ich daher sehr Unrecht thun, mich um diesen Mann, der mir doch im Grunde immer fremd geblieben, einer leidenschaftlichen und maßlosen Betrübniß zu ergeben.

In der Stille konnte ich ihm allerdings nicht ganz Unrecht geben, nur die kalte klare Ruhe, mit der es aussprach, ärgerte mich.

„Es ist und bleibt doch," dachte ich, indem ich allein auf meinem Lieblingsplätzchen unter dem Birnbaum zurückblieb, „eine nüchterne Seele und bei aller Gutmüthigkeit wird er mich doch nie verstehen lernen."

In diesem Augenblick kam Emil dazu; ich merkte wohl, daß er einige Zeit schon von Weitem gelauscht hatte, wie er das seit einiger Zeit zu thun liebte. Doch hatte ich kein Arges dabei, indem ich es für eine seiner gewöhnlichen Neckereien hielt, die sich niemals durch besondere Feinheit auszeichneten.

Auch Emil brachte das Gespräch sogleich auf den Todesfall, der mich betroffen, aber in einer Weise, die mich tief verletzte. Denn anstatt an meinem Schmerz Antheil zu nehmen, neckte er mich mit meiner Betrübniß und behauptete, ich stellte mich nur so und

im Grunde wäre ich ganz froh, daß der alte Herr (wie sein garstiger Ausdruck lautete) ‚um die Ecke.‘

Vergebens berief ich mich auf meine Thränen sowie auf die vieljährige Bekanntschaft, die mich dem alten Herrn verbunden und die zahlreichen Beweise von Theilnahme, Wohlwollen und Güte, welche er mir im Lauf dieser Jahre gegeben. Emil blieb dabei, daß das Alles bloße Verstellung und da ich fortfuhr, mit Heftigkeit zu widersprechen, so beugte er sich endlich zu mir herüber und mit seinem schadenfrohesten Lächeln, indem er seine Lippen dicht an mein Ohr legte:

„Nun denn,“ flüsterte er, „willst Du mir wirklich einbilden, Du kleiner Grasaffe, Du hättest Dich nicht seit Längerem darauf gespitzt, Erbin des verstorbenen Herrn von Eberstein zu werden?“

So wenig lächerlich mir zu Muthe war, so mußte ich bei diesem tollen Einfall doch laut auflachen.

„Nun wahrhaftig,“ sagte ich, „da weißt Du mehr als ich, guter Emil.“

„Ja, das weiß ich auch,“ versetzte er mit boshafter Gelassenheit, „ich weiß zum Beispiel auch, wer ein gewisser Herr Adolph gewesen ist und eine sichere Madame Florine . . . . .“

Ich sprang entrüstet empor.

„Was weißt Du," rief ich, „von Florine, Du böser Horcher? Und wie kommt der Name in Deinen Mund?"

„Nun, nun," entgegnete er hämisch, „wozu hätte der Mensch denn seine Ohren? Und was meinen Mund anbetrifft, so glaube mir, Grasaffe, daß es ein ganz hübscher Mund ist und daß sich noch ganz andere Mädchen danach umsehen als Du thörichtes Backfischchen —"

„Aber ich will wissen," rief ich, „was Du von Florinen weißt, und nie wieder spreche ich ein Wort mit Dir, wenn Du nicht gleich auf der Stelle Alles bekennst, was Du in Deinem schwarzen Herzen über sie versteckt hältst?"

„Ein furchtbarer Schwur," sagte er spöttisch. „Nun, da muß ich freilich meiner schönen Cousine den Willen thun, es könnte ja sonst ein Unglück geben. — Was ich von Florinen weiß? Dies weiß ich," indem er sich so dicht zu mir beugte, daß sein Athem mich streifte, „daß Herr Adolph der Sohn des alten Eberstein, ein junger, schöner, verschwenderischer Taugenichts, daß meine Tante Florine, Gott segne ihr leichtes Blut! eine abenteurende Schöne war und daß Du des alten Eberstein Enkelin bist, Du — kleine Comödiantendirne . . ."

Zwei Tage darauf stellte sich der ehemalige kleine Lakei bei uns ein. Er sah noch trauriger aus und ließ den Kopf noch tiefer hängen als einige Tage zuvor. Und er wußte weshalb: der alte Christian, seit dreißig Jahren das Haupt der Oberstein'schen Dienerschaft, war nach kurzem, schmerzlichem Todeskampf seinem Herrn gefolgt . . .

Ende des ersten Bandes.

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek.

Helene.

Ein Frauenleben.

Roman

in drei Bänden.

Von

Robert Prutz.

Zweiter Band.

1856.
Prag & Leipzig.
Expedition des Albums.

Inhalt.

Viertes Buch.

Hermann.

			Seite
Erſtes	Capitel.	Trübe Tage	1
Zweites	„	Verbotene Wünſche	7
Drittes	„	Kämpfe und Zweifel	13
Viertes	„	Eine nächtliche Erſcheinung	20
Fünftes	„	Die Ferienreiſe	28
Sechſtes	„	Getäuſchte Hoffnung	34
Siebentes	„	Am Krankenbett	41
Achtes	„	Goldene Stunden	46
Neuntes	„	Junge Liebe	51
Zehntes	„	Die Schickſalsfrage	60
Eilftes	„	Entwürfe und Pläne	68
Zwölftes	„	Das Geſpenſt zeigt ſich zum zweiten Mal	79

		Seite
Dreizehntes Capitel.	Eine unerwartete Entdeckung . .	87
Vierzehntes „	Herr Nonnemann kehrt zurück . .	95
Fünfzehntes „	Die Flucht	102

Fünftes Buch.

Eine berühmte Frau.

Erstes Capitel.	Rückblicke	119
Zweites „	Vor Gericht	126
Drittes „	Im Waisenhaus	138
Viertes „	Ein Capitel über Gouvernanten .	142
Fünftes „	Verschiedene Lebensläufe . . .	149
Sechstes „	Eine neue Welt	153
Siebentes „	Eine vornehme Dame	157
Achtes „	Das Mutterschnchen	162
Neuntes „	Die gefährliche Schöne	170
Zehntes „	Diplomatische Sendung	180
Elftes „	Ein Besuch	188
Zwölftes „	Erkennungsscene	193
Dreizehntes „	Die Rache	199
Vierzehntes „	Ein heißes Herz	205
Fünfzehntes „	Die Entdeckung	210

Viertes Buch.

Hermann.

Erſtes Capitel.

Trübe Tage

Es waren trübe Wochen, die ich zunächſt nach dieſen beiden plötzlichen Todesfällen verlebte. Der Tod des treuen Chriſtian vollendete meine Niedergeſchlagenheit. Als mein väterlicher Gönner mir ſo unerwartet entrißen worden, war es mir eine Art von Troſt geweſen, daß wenigſtens ſein treuer Diener, der Mann, der ihm im Leben zunächſt geſtanden, vor dem er ſicherlich kein Geheimniß gehabt hatte und der auch mir ein aufrichtiges herzliches Wohlwollen widmete, noch übrig war. Während der ſchweigſamen, unerfreulichen Rückfahrt mit meinem Oheim, hatte ich es mir ausgemalt, wie der wackere Chriſtian nun, ſobald er wieder hergeſtellt wäre,

in die Stadt zurückkehren und den Nachlaß seines Gebieters hüten und bewahren würde. Mit wehmüthiger Freude hielt ich es mir vor, wie ich ihn statt des Dahingeschiedenen besuchen wollte, wie er mir von ihm erzählen, mir alle kleine Züge seines täglichen Lebens vervollständigen und wie auf diese Weise der Todte in unserm treuen, liebevollen Andenken fortdauern und lebendig bleiben sollte. Christian, so dachte ich in meinem kindischen Sinne, der immer gleich gestimmte, gleich freundliche, gleich dienstwillige Mann, sollte mir ersetzen, was ich an der alten Dörte leider jeden Tag mehr und mehr verlor, meine träumerische phantastische Jugend sollte sich gleichsam aufrichten an dem Stamm seiner Welt- und Lebenskenntniß, er sollte mein Rathgeber, mein Führer sein und sollte mir durch den reichen Schatz seiner Erfahrungen hinweghelfen über jenen Mangel an Lebenskenntniß und praktischer Gewandtheit, den ich selbst mit stillem Zagen mehr und mehr an mir bemerkte: während das Haus meines Oheims doch — dies sah ich ebenfalls ein — nicht die mindeste Gelegenheit bot, noch jemals bieten würde, den eben erwähnten Mangel zu ersetzen.

Ja wohl, was träumt und hofft die Jugend nicht, die Jugend, die noch keine Ahnung davon hat,

daß unſere Wünſche und Hoffnungen nur Sternſchnuppen gleich am Himmel unſeres Lebens dahinfahren, während die Sterne des Schickſals ihre ewig gemeſſenen Bahnen wandeln!

Herr von Eberſtein hatte keine Kinder oder ſonſtige unmittelbare Abkömmlinge hinterlaſſen; weitläuftige Seitenverwandte bemächtigten ſich des ausgedehnten Beſitzthums, das ſchöne Palais in der Stadt wurde öffentlich verkauft — ich glaube, es wurde in eine Fabrik oder etwas dergleichen verwandelt, und wo ehedem die Blumen dufteten und die Statuen prangten oder wo der alte Chriſtian auf leiſen Socken unhörbar über die weichen Plüſchdecken geſchlichen war, da klapperten jetzt die Räder, ſchnurrten die Spindeln, dampften die ſchwarzberußten Eſſen.

Und ſo war es wohl eigentlich als eine rechte Gunſt des Schickſals zu betrachten, daß dem alten treuen Diener wenigſtens der Anblick dieſer Umwälzung und Zertrümmerung erſpart blieb. Zwar wer weiß, wäre er leben geblieben, nur noch einige Monate, noch einige Wochen leben geblieben, es wäre vielleicht Alles ganz anders gekommen — ja gewiß wäre es anders gekommen. Doch geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern und es iſt thöricht, uns mit

‚Wenn‘ und ‚Aber‘ das Herz noch ſchwerer zu machen, als es ohnedies ſchon iſt.

Dieſe Hoffnung alſo, an dem alten Chriſtian einen Freund und Rathgeber zu haben und in frommem Wetteifer mit ihm das Andenken unſeres gemeinſamen Gönners lebendig zu erhalten — dieſe ſchöne kindiſche Hoffnung war geſcheitert, in demſelben Augenblick da ſie entſtanden war. In meiner häuslichen Umgebung aber, wie ich das ſchon früher geſchildert habe, fand ich Niemand, der auf meinen Schmerz ſo einging und ihn ſo mit mir theilte oder doch wenigſtens meine Klagen ſo geduldig mit anhörte, wie mein junges kindiſches Herz es verlangte. Man erwäge nur, daß es der erſte Todesfall war, der mich betraf, der erſte ſchroffe Riß, mit dem die unerbittliche Hand des Schickſals in den engen ſtillen Kreis meines Lebens hineingriff. Wem aus ſeiner eigenen Jugendzeit das Gedächtniß ähnlicher Ereigniſſe noch nicht ganz verſchwunden iſt, der wird auch wiſſen, wie tief wir einen ſolchen erſten Verluſt empfinden und wie unmöglich es uns dünkt, daß die Wunde des Herzens ſich jemals wieder ſchließen könne. Ja wir wünſchen, wir wollen nicht einmal, daß ſie ſich ſchließe, wir würden es nicht dulden, wenn ſie ſich ſchließen wollte. Dem jungen Herzen iſt Alles ſo

nen, die Sehnſucht, etwas zu erleben, und ſollte es auch etwas Unſeliges ſein, ſo groß, daß wir ſelbſt unſern Schmerz feſthalten wie ein liebes theures Beſitzthum; wir bewahren ihn eiferſüchtig, wir ſorgen, daß er friſch bleibe und dünken uns wohl gar in der Stille den Andern überlegen, die noch nichts dem Ähnliches erfahren haben. Thörichte, und ach in ihrer Thorheit doch ſo glückliche Jugend, die mit Gewalt feſtzuhalten ſucht, was das Alter ſo gern vergeſſen möchte, und ſollte es um den Preis des eigenen Lebens ſein . . .!

So denn auch ich. Erſt jetzt, nachdem ich ihn auf ewig verloren, glaubte ich zu fühlen, wie ſehr ich den alten würdigen Herrn geliebt hatte; erſt jetzt, nachdem ſeine hohe freundliche Geſtalt, ſein edles gütiges Antlitz meinem Auge auf ewig entrückt war, ſtand ſein Bild unabläſſig vor mir und winkte mir und mahnte mich, als ob es mir zürne, daß ich ihm meine Verehrung im Leben nicht öfter bezeigt, es nicht lieber, nicht höher, nicht heiliger gehalten; jetzt erſt, nachdem ſeine Hand auf ewig erkaltet war, nachdem kein Gruß, kein Lächeln von ſeiner Lippe mich je wieder erfreuen ſollte, jetzt erſt empfand ich, was er eigentlich an mir gethan und daß es doch im Grunde Niemand anders geweſen als er, dem

ich die Erleichterung meines häuslichen Schickſals verdankte. Die Begegnung mit ihm — je mehr ich darüber nachdachte, je deutlicher wurde es mir — war das erſte denkwürdige Ereigniß meines Lebens; mit dem ſchwarzen Glasauge meines Pudelchens waren mir die Sterne eines neuen Schickſals aufgegangen. Es war noch immer hart genug, dies Schickſal, ich ſehnte mich noch immer ſehr, ja vielleicht noch mehr denn früher, nach einer mildern, zärtlichern, vertraulichern Behandlung als ſie mir im Hauſe meines Oheims zu Theil ward. Aber daß ich wenigſtens eine Ahnung hatte von einem ſolchen milderen Schickſal, daß mein Herz unter der kalten Behandlung, die ihm widerfuhr, nicht ſelbſt erkaltet, daß ihm das Bedürfniß der Liebe, der Anſchmiegſamkeit geblieben war, das dankte ich ihm und den ſchönen, friedlichen, nur allzuſeltenen Stunden, die er mir vergönnt hatte. Ach wenn ſie wiedergekehrt wären, wie hätte ich ſie jetzt nützen wollen! wie hätte ich auf jedes ſeiner Worte horchen, wie jedem ſeiner Winke folgen, wie ſein alterndes Herz mit dem Thau meiner jungen kindlichen Liebe erfriſchen wollen!

Aber das war nun zu ſpät und daß es zu ſpät war, das machte mich unglücklicher als ich es ausſprechen konnte und durfte. Mein Schmerz machte

mich verschlossen und menschenscheu; ich verfiel ganz wieder in meine frühere Versunkenheit und Reizbarkeit. Tagelang konnte ich damit zubringen, mir auszumalen, wie anders wohl Alles gekommen, wenn diese vier Augen offen geblieben! So deutlich ich vor kurzem noch die Gefahr erkannt hatte, die mir aus meinem Hang zur Träumerei erwuchs, so willenlos gab ich mich ihm doch jetzt aufs neue hin, die Wirklichkeit hörte wieder auf, irgend eine Macht für mich zu sein und wiederum lebte ich nur in meinen Phantasien, meinen Träumen, meinen Bildern.

Zweites Capitel.

Verbotene Wünsche.

Nur daß eines von diesen Bildern sich inzwischen immer mehr verdunkelte, und zwar gerade dasjenige, das bisher das glänzendste gewesen war von allen und meine Seele am tiefsten erfüllt hatte: das Bild Florinens.

Die halben Worte, welche Emil mir an jenem verhängnißvollen Abend zugeflüstert, hatten einen furchtbaren Eindruck auf mich gemacht. Auch sie

hatte ich nur halb verstanden: aber wenn schon die Hälfte so entsetzlich war, was mußte erst hinter dem unheimlichen Schleier des Ganzen liegen! Ich zitterte, es zu enthüllen — und doch trieb eine frevelhafte Begier mich an, unablässig darüber nachzusinnen und zu spintisiren, was wohl eigentlich dahinter versteckt sein könnte und wie viel Wahres überhaupt an Emil's Andeutungen wäre.

Nämlich als ich mir einige Tage später das Herz faßte, ihn darüber zu Rede zu stellen, wollte der muthwillige Bursche nichts mehr davon wissen. Es sei eine bloße Neckerei gewesen, behauptete er, eine bloße scherzhafte Vermuthung; weit entfernt, irgend etwas von den Verhältnissen der Eberstein'schen Familie oder gar von meiner Mutter, seiner seligen Tante, zu wissen, habe er mit seiner leichtfertigen Aeußerung nur bei mir auf den Busch klopfen wollen, ob er nicht bei der Gelegenheit durch mich etwas davon erfahren könne.

„Du weißt, liebe Cousine," sagte er, indem er sein schelmisches Gesicht in möglichst ernsthafte Falten legte, „daß ich die schlechten Witze liebe. Gerechter Himmel, in diesem Trappistenkloster, in dem wir leben, auf dieser Galeerenbank des Schreiberdienstes, an die ich geknechtet bin, woher sollen Einem auch

da die guten Witze kommen? Schon die schlechten muß man ja unter diesen Umständen (um mit Onkel Nonnemann zu reden) als eine Gabe des gütigen Gottes betrachten, der seine Creatur nicht will gänzlich verschmachten lassen. Ah glaube mir, Cousine," rief er mit komischem Pathos, „ich bin eine arme Creatur! ich schmachte sehr und nach vielerlei Dingen! Als zum Beispiel" — fuhr er fort, indem er sich ins Gras dehnte: denn auch diese Unterhaltung wurde natürlich nirgend anders geführt als unter meinem lieben Birnbaum — „einmal einen ganzen Tag lang — nein, was sage ich? Einen Tag lang? Eine ganze Woche, ein ganzes Jahr so auf dem Rücken zu liegen wie jetzt und mich anwehen zu lassen von der schönen frischen Luft —"

„Ein ganzes Jahr," unterbrach ich ihn lächelnd „das scheint mir doch ein wenig lang; denk' nur an den garstigen Winter — Dich würde frieren, guter Emil . . . ."

„Aber ich würde mich zu wärmen wissen," rief er aus, indem er plötzlich in die Höhe sprang, mich an beiden Schultern faßte, seine Stirn an die meine lehnte und mir so unverwandt Auge in Auge blickte: „Ich würde mich wärmen! Denn, siehst Du, ich schmachte auch nach allerhand andern Dingen noch: nach einem

weichen warmen Ruheſitz, nach Plüſchdecken und ſeidenen Tapeten, wie Du ſie bei Deinem ſeligen alten Herrn gehabt haſt — nach heißem Wein," fuhr er fort mit einer Luſtigkeit, die mich beängſtigte, „heißen Geſprächen und heißen Lippen wie die Deinen ſind, Du kleiner verwetterter Grasaffe . . . . ."

Es war gut, daß er mich bei dieſen Worten losließ und, mir einen leiſen Streich auf die Wange gebend, drei Schritte zurücktrat: denn obwohl ich nicht wußte warum, ſo fing mir bei ſeinem wilden Ausrufen doch wirklich an bange zu werden.

„Guter Emil," ſagte ich, indem ich meine Hand an ſeine Stirn legte, „ich fürchte, Du biſt ſchon jetzt zu heiß, Deine Stirne brennt; nimm Dich in Acht, daß es kein Fieber wird, Du weißt, was Tante Fränzchen geſagt hat. —"

Er hatte ſich platt auf die Erde geworfen und wühlte das Geſicht tief in das junge friſche Gras.

„Pah," murrte er halblaut, „wenn es weiter nichts wäre: heiße Stirne und Fieber! In dieſen Dingen, glaube mir, hat meine Mutter keine Erfahrung, davon verſtehſt Du mehr, mein Kind, als ſie — und vielleicht auch mehr als ich . . . . ."

Die Wendung, welche Emil unſerem Geſpräch gegeben, obwohl ich das Wenigſte davon verſtand, oder

vielleicht auch eben deshalb, wurde mir immer peinlicher. Eine Zeitlang herrschte eine verlegene Pause zwischen uns, endlich, den ursprünglichen Faden wieder aufnehmend, sagte ich:

„Aber wir sind ganz davon abgekommen, wovon wir eigentlich sprachen — "

„Nämlich?" fragte er nachlässig, während die kleinen blinzelnden Augen fest auf mich gerichtet waren.

„Von Deinen schlechten Witzen," erwiederte ich schalkhaft.

„Richtig," sagte er, „von meinen schlechten Witzen, die Dich ärgern und die ich doch nicht lassen kann — "

„Ah," rief ich, in Eifer gerathend, „das ist nicht brav von Dir, Emil! Da glaube ich auch nicht, daß Du mir gut bist, wie Du mich doch so oft versicherst! Wärst Du es wirklich, so würdest Du bedenken, daß Du mir weh thust mit Deinen schlechten Witzen; wie kann man kränken, was man liebt?"

Wie kann man kränken, was man liebt! O prophetische Stimme des Kindes! Nur wenige Jahre später — ach, und ich sollte an meinem eigenen Beispiele erfahren, daß man allerdings auch kränken kann, kränken bis auf den Tod, was man liebt! — —

Emil inzwischen fand meinen Ausruf mehr lä-

cherlich als bedeutsam; wenigstens antwortete er mir sogleich wieder mit einem seiner gewöhnlichen Scherze. Sich langsam erhebend, mit affectirter Sorgsamkeit das Gras aus den Haaren streichend, seine kleine zierliche Gestalt in sich selbst zusammen schmiegend, wie eine Katze, die auf Raub ausgeht, schlich er in einem weiten Halbkreis um mich her.

„Kleine Dame," sagte er — denn auch diese Anrede meines dahin geschiedenen alten Freundes kannte der Bösewicht und entblödete sich nicht, sie gelegentlich nachzuäffen . . .

„Kleine Dame, ich glaube wirklich, Du bist die klügste von uns Allen im Hause — gieb mir Unterricht!" rief er, plötzlich auf mich zuspringend. „Hörst Du? Unterricht, kleine Dame! und jede Lection will ich Dir bezahlen — mit einem Kusse!" setzte er flüsternd hinzu, indem er auf einmal wieder stillstand und die Augen auf den Boden heftete.

„Flausenmacher," erwiederte ich unbefangen, „das würde sich auch der Mühe lohnen! Wenn Du wirklich Lectionen nehmen willst, so nimm sie doch ja bei Hermann, der ist jetzt weiter im Englischen und spricht ein besseres Französisch als ich; willst Du aber einen Kuß von mir haben, den kannst Du auch so bekommen —"

„Kann ich? kann ich?!“ schrie er wie wild und zerrte die Lippen von einander, daß die weißen Zähne wie Perlen hervorleuchteten.

In diesem Augenblick trat Hermann dazu; Emil stellte sich, als wäre nichts vorgefallen, und da auch ich keine Veranlassung hatte, auf den Gegenstand zurückzukommen, so nahm das Gespräch, indem wir zu Dreien friedlich neben einander wandelten, bald wieder seine gewöhnliche unbefangene Richtung.

Drittes Capitel.

Kämpfe und Zweifel.

Auch war schon diese einmalige stürmische Wendung genügend gewesen, mich mit einer geheimen Scheu vor dem seltsamen kleinen Vetter und seinen noch seltsameren Redensarten zu erfüllen. So gern ich seinen Aeußerungen in Betreff des verstorbenen Herrn von Oberstein auf den Grund gekommen wäre, um genau zu wissen, was daran Wahrheit und was ‚schlechter Witz‘, so wagte ich es doch von da an nicht mehr, das Gespräch darauf zurückzubringen.

Auch hatte er ja eben erst wieder gezeigt, welch ein Faselhans er war und von welchen närrischen Einfällen der kleine unruhige Kopf ihm wimmelte; es verhielt sich wohl wirklich, wie er mich versicherte und sein tolles Geschwätz, das ich mir in keiner Weise zusammenreimen konnte, war in der That nur der tolle Einfall eines müssigen oder schadenfrohen Augenblicks gewesen. Herr von Eberstein mein Großvater — würde er, der so mild, so gütig war, mich dann wohl so viele Jahre vernachlässigt und vergessen haben? Würde er gewartet haben, bis mich ihm der Zufall auf der Straße in die Arme führte? Und da er mich einmal gefunden, würde er mich nicht bei sich behalten, würde er mich wohl der eisernen Zucht meines Oheims zurückgegeben haben, da er ja doch alsdann ein weit näheres Recht an mir gehabt hätte als dieser?

Und wenn es dennoch so wäre — würde wohl der treue Christian würde die alte Dörte, die um mein Schicksal so besorgt ist und die doch offenbar alle Fäden desselben kennt, es mir verschwiegen haben? Wie oft, wenn Herr Nonnemann mich mißhandelte, war sie nicht in Verzweiflung, daß ich so ganz schutz- und hilflos sei und keinen Rath und Beistand hätte in der weiten Welt! Ja drohte sie ihm

nicht mit der Polizei? Und würde ſie das Alles wohl gethan haben, hätte mir wirklich in Herrn von Eberſtein ein Großvater gelebt, ein Blutsverwandter, gegen den Herr Nonnewann ſeine angemaßte Autorität gewiß nicht hätte behaupten können? — Es war ein Labyrinth und ich fand keinen andern Ausweg, als daß ich immer und immer wieder zu dem Schluſſe kam, Emil habe in der That nur einen ſeiner gewöhnlichen plumpen Späße mit mir getrieben.

Wiewohl dieſer denn doch ein wenig gar zu plump war. Mein Schmerz um den alten Eberſtein, der Schreck über den unmittelbar darauf erfolgten Tod des wackern Chriſtian, verbunden mit meiner eigenen augenblicklichen Aufregung, hatten mir zwar wie eine Art von Nebel über das Geſpräch jenes Abends gezogen und ſoviel ich mein Gedächtniß auch zermarterte, ſo konnte ich doch den eigentlichen Gang deſſelben, Emil's einzelne Aeußerungen, ſeine Worte und Wendungen nicht mehr ganz zuſammenbringen: beſonders da auch er ſelbſt, mit ſeiner gewöhnlichen Schalkheit, hinterdrein alles Mögliche that, durch Zwiſchenreden und Zuſätze, Umdeuten und Ablängnen die Verwirrung meines kleinen Gehirns immer größer zu machen.

Aber ein Wort blieb doch, das vergaß ich nicht, das konnte er mir nicht abſtreiten, vorausgeſetzt daß

ich jemals die Stirn gehabt hätte, ihn daran zu erinnern: ein Wort — o Gott, das brannte auf meinem Gedächtniß wie Feuer, in der Stille der Nacht sah ich es vor mir in großen feurigen Lettern, in Lettern, die nie eine Hand geschrieben, nie ein Auge gesehen, und die ich Unselige dennoch verstand! Mit glühenden Zangen hätte ich mein Gehirn zerfleischen mögen, um nur dies eine furchtbare Wort daraus zu entfernen — aber vergebens, es blieb und mit ihm blieb mein Kampf, meine Qual, meine Verzweiflung! — ‚Verlorene Schöne' — das war das Wort, das ich nicht wieder los werden konnte. Verlorene Schöne? Was war das? Ich wußte es nicht: aber ein geheimes Gefühl sagte mir, daß es etwas sehr Furchtbares sein müsse . . . .

Verlorene Schöne —! Ich hatte gesehen, wie Emil selber stockte und wie eine brennende Schamröthe sein Antlitz übergoß, da er das Wort über die Lippe hatte; Emil, der kecke, wilde Emil, der sich so leicht vor nichts schämte — und vor diesem Wort, da es ihm in Neid und Groll entfuhr, hatte er sich doch geschämt!

O in der That, es mußte etwas sehr Furchtbares sein . . . .

Und dann noch ein anderes Wort, das ich e

leider schon kannte, und das schon vor Jahren mein Herz durchbohrt hatte, wie ein zweischneidiges Schwert — „Komödiantendirne.“ Auch an diesem Wort hatte ich mir in frühern Jahren den Kopf zerbrochen und dennoch war mir Vieles daran räthselhaft geblieben. Komödiantendirne — es hörte sich so gemein, so widerwärtig an; wie ich das Wort nur dachte — ach und wie oft dachte ich es in der Einsamkeit meiner öden trüben Jahre! — sah ich auch gleich im Geist die breiten plumpen Kinnbacken meines Oheims sich öffnen und heraus kroch, wie eine träge kalte langgestreckte Schlange, das verhaßte Wort: Komödiantendirne . . . .

Auch hatte ich wirklich einmal vor Jahren eine Komödiantenbande gesehen, natürlich nicht auf den Brettern; in ein solches Netz des Teufels würde Herr Nonnemann mich niemals haben gerathen lassen. Nein, es war eine arme verlumpte, zigeunerhafte Bande, die in der Nachbarschaft beim Vagabundiren und Betteln, wenn nicht bei noch Schlimmerem aufgegriffen worden und nun von den Landreitern an unserm Hause vorüber in das Stadtgefängniß geführt ward. Es war ein wüster, tumultuarischer Zug und ich weiß noch deutlich, wie ich beim ersten Anblick erschrokken vom Fenster zurückfuhr, bis endlich doch die

kindliche Neugier mein Grauſen überwand. Vor Allem hatte ein Kind meine Aufmerkſamkeit erregt, welches mit in dem Zuge geführt ward. Es war nur wenig älter als ich, bleich, mit Schwären bedeckt, und dies bleiche kranke Antlitz war auf grauenhafte Weiſe beſchmiert und übertüncht, mit grellen rothen und weißen Farben. Die Augenbrauen hatte es ſich mit Kohle geſchwärzt und quer über die kleinen aufgeſprungenen Wangen einen Schnurbart gemalt; auf dem Haupte aber trug es eine ſpitze Mütze, faſt wie Herrn Nonnemann's Nachtmütze, nur freilich lange nicht ſo ſauber, während um die dünnen hagern Glieder allerhand Flitterwerk und bunte Fetzen flatterten. So war es, dem Landreiter zunächſt, an der Spitze des kläglichen Zuges geſchritten und hatte Gapriolen geſchnitten und Männchen gemacht hinter dem Rücken ſeines Begleiters, um das Gelächter der Zuſchauer zu erregen. Die aber ſtanden Kopf bei Kopf in allen Fenſtern und Thüren und Jeder, der die arme Fratze ſah, bekreuzte und ſegnete ſich und rief: o pfui, welch ein Kind! ein Komödiantenkind!

Ich entſinne mich noch ſehr lebhaft, wie ich in der nächſten Zeit nach dieſem Vorfall, ſo oft Herr Nonnemann in ſeinem Zorn das garſtige Wort aus-

ſtieß, jedesmal heimlich am Spiegel in die Höhe kletterte, aus Angſt, ich möchte wirklich auch ſo ausſehen wie das unglückliche Komödiantenkind, und rieb und wuſch mich, daß mir das kleine Geſicht ganz aufſchwoll und gab mich nicht eher zufrieden, als bis ich durch meine gute alte Dörte die Gewißheit erlangt hatte, daß ich wirklich noch rein und weiß und kein Komödiantenkind.

Und nun war ich es ja doch wohl? mußte es ja doch wohl ſein, mußte einen ſichtbaren Makel an mir herumtragen, da ja auch Emil, mein kleiner luſtiger Vetter Emil, mir das verhaßte Wort ins Angeſicht ſchleuderte? Ach, daß mein Geſicht rein und ohne Flecken war, das wußte ich nun wohl: aber um ſo furchtbarer quälte mich der Makel, der unerklärliche, geheimnißvolle, der auf meinem Schickſal lag . . . .

Unſere Phantaſien und Träume ſind ſtets nur das Spiegelbild deſſen, was unſere Gedanken und Empfindungen im Wachen beſchäftigt hält; der Grund der Seele, heiter oder düſter, ſtrahlt durch die Luftgeſtalten hindurch, mit denen wir unſere Träume erfüllen.

Und der Grund meiner Seele war düſter geworden; ich rang in Kämpfen und Zweifeln, die mir

Niemand lösen konnte, ja um deren Lösung ich Niemand anzusprechen wagte.

Und so verfinsterte sich denn auch das Bild, das bis dahin so golden in mein Leben hineingestrahlt hatte. Florine hörte nicht auf meine Gedanken zu beschäftigen, aber sie war nicht mehr die leuchtende Fee, die aus dem Birnbaum trat: sie war eine graue, finsterblickende Norne, die die Fäden meines Schicksals in Händen hielt und sie mit grausamer Schadenfreude immer tiefer verwirrte.

Viertes Capitel.

Eine nächtliche Erscheinung.

Eines Nachts, da ich schlaflos in meinem Bette lag und die seltsamen Lichter und Schatten betrachtete, die der Mond über die Nachbargiebel hinweg in mein Dachkämmerchen warf, wurden diese Kämpfe und Zweifel so heftig, daß ich mir Auskunft zu verschaffen beschloß, es koste was es wolle. Daß die alte Dörte den Schlüssel des Geheimnisses besaß, wußte ich längst. Zwar war sie seit Jahr und Tag sehr stumm und ablehnend gegen mich: aber war sie es

denn nicht blos deshalb, weil sie sich von mir vernachlässigt glaubte? War ihr Herz nicht blos deswegen kälter gegen mich geworden, weil sie meine Zärtlichkeit minder warm, meine Liebkosungen minder häufig und vertraulich fand?

Auf denn, sei muthig, Helene! wage einen letzten Sturm auf dies alte verschlossene und doch so weiche, so liebevolle Herz! Die Nacht ist still, Alles im Hause schläft — was zauderst Du? Es ist derselbe Weg, den Du als kleines nackbeiniges Kind unzählige Male gegangen, ebenfalls heimlich und ebenfalls bei Nacht; der Mond scheint wie damals, wie damals wird die alte Dörte in ihrer Ofenecke sitzen und nicken und wenn sie Dich auf der Diele knistern hört, wird sie auffahren und Dir die Thüre öffnen und wird Dich in ihre Arme schließen und Alles wird wieder gut sein — —

Und auch der letzte Schleier wird fallen; hat sie es mir nicht versprochen? Bin ich jetzt nicht groß, so groß, daß Tante Kränzchen alle Tage seufzt, weil mir kein Kleid mehr passen will? Und ist es nicht blos noch zum Spott, wenn Emil mich noch ‚kleine Dame' nennt?

Man weiß, wie es mit solchen Gedanken geht, die, an sich höchst abenteuerlich, eben wegen ihrer

Abenteuerlichkeit ſich im Kopfe feſtſetzen und nun, ſchadenfrohen Dämonen gleich, nicht wanken und nicht weichen, bis ſie wirklich ausgeführt werden. Ohne Zweifel hatte ich es bei Tage viel leichter und bequemer, die alte Dörte zu ſprechen, als jetzt bei nachtſchlafender Zeit. Die Beaufſichtigung war lange nicht mehr ſo ſtreng wie früher, auch wurde ich ja allmählich ein bischen zur Wirthſchaft angelernt und mußte der Magd in dieſem und jenem in der Küche zur Hand gehen, wobei denn nichts leichter war, als ein flüchtiges heimliches Wort mit ihr zu wechſeln.

Ich ſagte mir das ſelbſt, aber vergeblich; es ließ mir nun einmal keine Ruhe noch Raſt, ich mußte hinunter, mußte noch heut, in dieſer Stunde, auf der Stelle mußte ich mit der alten Dörte ſprechen, mußte mich mit ihr verſöhnen und ihr Geheimniß mit ihr theilen. War ſie nicht ſteinalt? noch älter, glaube ich, als der alte Chriſtian? Konnte ſie nicht ebenfalls ſterben über Nacht und was wurde dann aus ihrem Verſprechen?!

Das Bett brannte unter mir; wie vom Mond emporgezogen, ſtand ich auf, warf mein Gewand über, ſchlüpfte in die Pantoffeln — es ſchadete nichts, wenn ſie auch ein bischen klappten, Mitternacht war vorüber und bei der pedantiſchen Zeiteintheilung

welche in dem Hause meines Oheims herrschte, lag längst Alles und schlief, höchstens die alte Dörte ausgenommen, die in ihrem Ofenwinkel das Privilegium hatte, die Nacht zum Tage zu machen, wenn sie nur dafür nicht Tag in Nacht verkehrte und die vorgeschriebene Arbeit pünktlich verrichtete. Selbst das ewig waltende Gewissen dieses Hauses — oder wie Vetter Emil ihn boshafter Weise nannte, der große ewig wachsame Hausbund — selbst Herr Nonnemann schlief jetzt den Schlaf des Gerechten, und so gesetzwidrig meine nächtliche Unternehmung war, so sicher war ich doch sie ohne Störung zu vollbringen.

Ohne Störung allerdings, aber auch sehr ohne Frucht. Ich gelangte die Stiege glücklich hinunter, schlich den wohlbekannten Gang entlang, öffnete die Küchenthür, fand die alte Dörte aber nicht in ihrer gewohnten Ecke, sondern vielmehr in der Kammer daneben, auf dem harten Pfühl, der ihr zum Nachtlager diente; vielleicht hatte die wärmere Jahreszeit sie aus ihrer Ofenecke verscheucht oder sie hatte, seitdem ich nicht mehr zu ihr kam, auch überhaupt eine andere Gewohnheit angenommen.

Es ist wunderbar, an welche kleinen, zufälligen Umstände unsere Entschließungen zuweilen geknüpft sind. Hätte ich meine alte mürrische Freundin in der

Ecke am Ofen gefunden wie ich erwartete, so würde ich auch ganz gewiß sofort Mittel und Wege gefunden haben, mich mit ihr zu verständigen und ihre spröde Laune — denn mehr war es ja doch bei Licht besehen nicht — zu besiegen. Dagegen brachte der unerwartete Umstand, daß ich sie bereits schlafend in ihrer Kammer traf, mich dermaßen aus der Fassung, daß ich den Muth nicht finden konnte sie zu wecken. Als hätte die kühle Nachtluft mich ernüchtert, stand das Abenteuerliche, ja Abgeschmackte meines Vorhabens mit einem Male deutlich vor mir. Mit angehaltenem Athem stand ich und lauschte: sie schlief so sanft, es war wohl grausam, um meines kindischen Einfalls willen die Nachtruhe der alten vielgeplagten Frau zu stören. Auch fiel der Mond gerade grell auf das alte runzeliche Gesicht mit den struppigen grauen Haaren, die wirr unter dem Kopftuch hervorstanden — und so lieb die alte Dörte mir übrigens auch war, so kann ich doch nicht sagen, daß dieser Anblick meinen Muth gerade sehr erhöhte. Was nützt es Dir, dachte ich in der Stille, wenn Du sie auch weckst, sie ist doch wohl nur verschlafen oder läßt Dich hart an; besser, Du warteſt bis morgen am Tage oder bis zu einer andern vernünftigen Stunde — und jetzt geh' wieder hinauf in Dein Bett, Helene,

und zieh' Dir die Decke über die Ohren und ſchlaf, und ſei Gottes Freund.

Gedacht, gethan. Ich ſtieg die Treppe wieder aufwärts; es war mir ordentlich lieb und ich fühlte eine gewiſſe Zufriedenheit mit mir ſelbſt, daß ich den thörichten Einfall noch im letzten Augenblick wieder aufgegeben.

Auf der Mitte der Treppe angekommen, blieb ich einen Augenblick ſtehen; das vorſichtige Schleichen mit verhaltenem Athem hatte mir die Luft verſetzt und ich mußte einen Moment ausruhen. Indem ich nun ſo ganz abſichtlos, an das Treppengeländer gelehnt, meine Augen zum Saalfenſter hinausſchweifen laſſe in den vom Mondſchein hell erleuchteten Garten, gewahre ich — —

Nein, nein, ich muß die Feder niederlegen und eine Pauſe machen: denn noch jetzt, nach ſo viel Jahren, ſträuben ſich mir die Haare und das Blut erſtarrt in meinen Adern, indem ich mir das Entſetzen zurückrufe, das mich damals durchrieſelte!

Alſo denn: ich gewahre, wie in dem unbewohnten, nur als Kaſſenlokal benutzten Flügelgebäude, zunächſt dem alten Birnbaum, plötzlich ein Mauerſpalt ſich öffnet und hervor tritt eine weiße rieſige Geſtalt. Geräuſchlos ſchließt ſich die Mauer

hinter ihr, die Gestalt steht einen Augenblick still, wendet den Kopf bedachtsam nach allen Seiten — und jetzt, als hätte sie mich erblickt, gleitet sie quer durch den Hof, gerade auf mich zu und verschwindet spurlos im Innern des Hauses.

Noch heutigen Tages weiß ich nicht, wie ich damals eigentlich von der Treppe weg und in mein Bette zurückgekommen bin. Ich war nicht eigentlich abergläubisch: aber wo wäre das zwölfjährige Mädchen, dessen Nerven einem solchen entsetzlichen Schauspiel gewachsen wären? Vergeblich suchte ich mich selbst zur Ruhe zu sprechen, vergeblich überredete ich mich, das Ganze sei nur ein Schreckbild meiner erregten Phantasie oder irgend ein Lichtreflex gewesen, der mich auf so wunderbare Weise getäuscht hatte: mein Blut war selten ruhiger als es gerade in jenem Augenblick gewesen war, auch brannte weit und breit kein Licht, nur der Mond stand klar und hell am Himmel und vergebens suchte ich eine Möglichkeit auszufinden, wie sein milder stiller Glanz einen so seltsamen Spuk hätte hervorbringen sollen. O diese Nacht war ja wirklich zu einer Folterbank für mich bestimmt! Bis an den lichten Morgen lag ich und bestürmte mein armes fieberheißes Gehirn vergeblich um Aufklärung eines so unerhörten Abenteuers; —

hatte am Ende meine Kinderahnung doch Recht gehabt? War es der Schatten der zürnenden Florine gewesen? und schritt sie vom Birnbaum her, die drohende Hand aufwärts gerichtet gegen die treulose Tochter?!

Noch mehrere Tage ging ich wie im Traum: der Aufenthalt im Garten, sonst meine liebste Freude, wurde mir verhaßt. Endlich, da ich einst am hellen Mittag mit den Vettern unter dem Birnbaum saß (denn am Abend hätte mich das innere Grausen nicht dazu kommen lassen), faßte ich mir ein Herz und erzählte ihnen halb im Ernst, halb im Scherz, was mir begegnet. Die Veranlassung, die mich noch so spät auf den Saal geführt, wagte ich natürlich nicht zu verrathen; ich veränderte also die Zeitbestimmung etwas und sagte, ich hätte die Erscheinung bereits einige Stunden früher gehabt, da ich des hellen Mondscheins halber ohne Licht mich zum Schlafengehen in meine Kammer begeben hätte.

Aber waren die jungen Leute zu aufgeklärt, um überhaupt noch an Gespenster zu glauben, oder dachten sie, ich führte irgend einen Schalksstreich gegen sie im Schilde: genug, sie schenkten beide meiner Erzählung wenig Aufmerksamkeit. Emil meinte, es würde wohl irgend ein alter eingemauerter Mönch

gewesen sein, (das Haus nämlich, das wir bewohnten, war der Ueberrest eines Klosters, das früher an der Stelle gestanden), den seine Liebessehnsucht nicht habe schlafen lassen. Hermann aber schalt mich gar aus; das käme von dem späten Aufbleiben und den vielen unnöthigen Gedanken und Sorgen, die ich mir den Tag über machte.

Doch bemerkte ich, daß er seitdem, wenn ich Abends in mein Kämmerchen hinaufging, jedesmal unten an der Treppe stehen blieb und sich nicht eher zurückzog, als bis er meine Thür ins Schloß fallen gehört hatte.

Meinem Oheim und Tante Fränzchen blieb das Ganze natürlich ein tiefes Geheimniß und auch der alten Dörte vertraute ich nichts davon, weil ich ihr ja sonst auch hätte erzählen müssen, daß ich schon bis vor ihr Bette gewesen und dann wieder umgekehrt war, ohne mit ihr zu sprechen.

Fünftes Capitel.

Die Ferienreise.

So vergingen wieder einige Wochen und die Zeit rückte heran, wo Herr Nonnemann seine alljähr-

liche Erholungsreise zu machen pflegte. Wie man sich leicht denken kann, war dies ein wahrer Lebensabschnitt, nicht blos für Herrn Nonnemann selbst, sondern auch für Alle, die mit ihm im Hause lebten. Er athmete auf und schüttelte den Staub der Arbeit von sich — aber Gott weiß, wir athmeten auch auf. Was ihm die Erholung der Reise und der Gebrauch des Brunnens, das war uns seine Abwesenheit; auf drei, vier Wochen von seinem ewig spähenden Auge befreit zu sein, drei, vier Wochen lang seine ewig zankende Stimme nicht zu hören, nicht ewig die Uhr im Kopf haben zu müssen, sondern sich auch einmal ein bischen frei und selbständig bewegen zu können wie andere Menschen — o wahrhaftig, Herr Nonnemann mußte sehr weit reisen, wenn er in irgend einem Bade der Welt die Genugthuung finden wollte und das Wohlbehagen, das uns dieser Gedanke gewährte.

Freilich mußte auch dieser Genuß erst errungen werden. Als ahnte er, daß die Zügel der Hausordnung in seiner Abwesenheit sich lockerte und als müßte er uns zum Voraus züchtigen für die Freiheit, die wir im Begriff standen uns zu nehmen, war Herr Nonnemann nie strenger und nie unleidlicher, als gerade in diesen letzten Wochen vor seiner Reise.

Es ſchien wirklich, als wollte er uns das Glück, das uns bevorſtand, recht empfinden machen; darum vermuthlich ſetzte er die gewöhnlichen Daumſchrauben zu guterletzt noch einmal mit verdoppelter Heftigkeit an und ſtöberte im Hauſe umher und inquirirte und ſchalt und drohte, und citirte Gott und den Teufel, daß ſelbſt Tante Fränzchen mitunter in Gefahr kam, die Geduld zu verlieren.

Auch bei ſeinen Reiſezurüſtungen zeigte er ſich ganz ſo grillig und wunderlich, wie wir ihn kennen. Tagelang vorher durfte Niemand in ſein Zimmer kommen; ſo gern er ſich ſonſt von Tante Fränzchen bedienen ließ, ſo packte er doch ſeine Koffer regelmäßig allein. Den Schlüſſel ſeines Zimmers ließ er zwar zurück, wegen der möglichen Feuersgefahr: doch dreifach verſiegelt und mit der gemeſſenſten Weiſung die Siegel nur im dringendſten Nothfall zu erbrechen. Das Kaſſenlokal blieb in der Zeit gänzlich geſchloſſen; es waren eben Ferien, auch würde ein ſo gewiſſenhafter Mann wie Herr Nonnemann nie zugegeben haben, daß ein Anderer ſich in ſeine Arbeit miſche. Nur für die unvermeidlichſten Geſchäfte, für den Empfang von Briefen, die Anmeldung von Capitalien und dergleichen, blieb eine kurze Zeit des Tages eins der Vorzimmer geöffnet. Doch

waren diese Geschäfte an sich höchst unbedeutender Natur und konnten von den beiden Vettern, die der Schule des Oheims nachgerade alle Ehre machten, ganz wohl besorgt werden.

Ein seltsamer Widerspruch dagegen mit seiner sonstigen peinlichen Vorsicht und Regelmäßigkeit war es, daß mein Oheim über den Ort, wohin er reiste, jedesmal das tiefste Stillschweigen beobachtete. Er selbst erzählte von seinen Reisen nichts, weder vor- noch nachher; zu fragen wagte Niemand, und so blieb denn stets Ziel und Richtung derselben in das tiefste Dunkel gehüllt. Nur für den unerwünschten Fall, daß sich zu Hause ganz etwas Besonderes ereignen sollte, hinterließ er Tante Fränzchen eine Adresse; dieselbe lautete jedoch auf einen fremden Namen in einer benachbarten Stadt und sollte nur dazu dienen, die für ihn bestimmten Briefe durch dritte und vierte Hand weiter zu befördern, so daß der eigentliche Bestimmungsort uns nichts desto weniger vollkommen unbekannt blieb. — Es war dies eine Angewöhnung des Herrn Nonnemann, die unter seinen Bekannten (insofern nämlich dieser kalte verschlossene Mann überhaupt Bekannte hatte) manches heimliche Lächeln erregte; sie behaupteten, es sei ein Jungbrunnen, wohin er reise und er halte ihn blos

darum so geheim, weil er anderen Menschen nicht gönne, auch so jung und frisch zurückzukehren, wie er es that.

Denn mit diesem Letzteren hatte es wirklich seine Richtigkeit. Es war merkwürdig und fiel selbst uns Kindern auf, wie ganz anders der Oheim aussah, wenn er von der Reise zurückkehrte. Die hohe kräftige Gestalt schien noch höher und kräftiger geworden, die bleichen feisten Wangen hatten ordentlich eine Art von rothem Schimmer bekommen, die sonst so matten glanzlosen Augen leuchteten von eigenthümlichem Feuer und selbst in seiner Stimme lag ein Etwas, ein gewisser schmelzender zitternder Klang, den wir sonst niemals darin bemerkten. Als Tante Fränzchen sich eines Tags erlaubte, ihm ihr Compliment wegen dieses verbesserten Aussehens zu machen, ließ er sie zwar im ersten Augenblick außerordentlich hart an: er gehöre nicht zu den Narren, die wegen ihres angeblichen Wohlaussehens becomplimentirt sein wollten; schlimm genug, daß er auf Geheiß seines Arztes reisen müsse, ginge es nach ihm, bliebe er gern zu Hause, zumal in diesen theuren Zeiten und mit vier fremden Leuten auf dem Halse, für die er sich plagen und schinden müsse. Bald darauf jedoch, mit jenem Gemisch von Grobheit und Herablassung, das er so meisterlich zu handhaben verstand, räumte

er ein: allerdings, das Reisen thue ihm wunderbar gut, er fühle selbst, wie, dem Himmel sei Dank, er jedesmal neu gestärkt, mit erfrischten und verjüngten Kräften zurückkehre. Doch könne Tante Fränzchen daraus nur sehen, welche Lebenskraft eigentlich in ihm stecke und was für ein Mann er geworden sein würde, wenn er sich nicht um unsertwillen ins Sclavenjoch des Büreaudienstes abzuarbeiten brauchte: eine Vorhaltung, die Tante Fränzchen dann jedesmal zu Thränen rührte und sie zu einer Fluth von Segenswünschen und Danksagungen veranlaßte, während Vetter Emil in der Ecke stand und hinterrücks die Zunge herausreckte.

Auch hielt, allen Respect vor dem Zauber des Jungbrunnen, die Wirkung desselben bei meinem Oheim doch niemals sehr lange an; es war sozusagen nur eine Plattirung, die sich schon in den ersten Wochen, zugebracht im Drang der häuslichen Geschäfte, wieder abgriff. Das begegnet nun auch wohl anderen Leuten und sogar den Meisten von denen, die heut zu Tage ins Bad reisen. Doch wird nur bei Wenigen der Uebergang so schnell, der Rückfall in die Werkeltagslaune so rasch und gründlich sein.

Aber immerhin, wenn wir Herrn Nonnemanns Reise auch zweimal büßen mußten, einmal bevor er

reiſte und dann wieder in den erſten Wochen nach ſeiner Rückkehr (denn in dieſen beiden Perioden war er wahrhaft unerträglich), ſo freuten wir uns dennoch königlich auf die Zeit ſeiner Abweſenheit und zählten ſchon Wochen vorher den Tag, wann dieſe finſtere Wolke endlich ihren Abmarſch antreten würde. Jeder von uns hatte für dieſe Zeit ſein Plänchen, Jeder ſeine geheimen Unarten, die er nur dann und zu keiner andern Zeit des Jahres auslaſſen durfte; die alte Dörte wuſch und ſcheuerte durchs ganze Haus, daß das Waſſer vom Dachforſt tropfte, Tante Fränzchen beſuchte einige Kaffeviſiten in der Stadt und brachte nebenher ſämmtliche Uhren im Hauſe in Unordnung, und wir junges Volk — nun ja doch, wir ſchwelgten in dem Bewußtſein, einmal recht von Grund aus verkehrte Welt ſpielen und Alles thun zu dürfen, was wir ſonſt unterlaſſen, Alles zu unterlaſſen, was wir ſonſt thun mußten.

Sechſtes Capitel.

Getäuſchte Hoffnung.

Es iſt eine alte Erfahrung im Leben, daß oft gerade dasjenige, worauf wir uns am meiſten gefreut

und was wir mit der größten Sehnsucht erwartet haben, wenn es endlich eintrifft, uns am wenigsten hält, was wir uns davon versprochen. Diese Erfahrung sollte auch ich jetzt machen. Wie hatte ich auf die freie Zeit, welche die Abwesenheit meines Oheims uns gönnte, mich diesmal so ganz besonders gefreut! Mit welcher Unruhe hatte ich die Tage, ja die Stunden bis zu seiner Abreise gezählt! Mit welcher geheimen Schadenfreude sah ich ihm nach, da er endlich, nach unzähligen guten Ermahnungen und Lehren, gravitätisch in den Postwagen stieg und über das schlechte Steinpflaster davon rumpelte! Die letzten Wochen und Monate waren für mich so stürmisch gewesen, ich hatte so viel stille Kämpfe zu bestehen gehabt, daß es mir ein wirkliches Bedürfniß war einige Wochen in Ruhe zu verleben. Junge Leute, die so aus dem natürlichen Entwickelungsgange hinausgeschleudert werden, wie es mit mir der Fall war, nehmen leicht auch gewisse Schwächen des Alters an und so war auch dies Ruhebedürfniß, sonst etwas dem jugendlichen Gemüthe so Fremdes, bei mir etwas durchaus Natürliches und Nöthiges.

Dazu kam eine eigene — wie soll ich sie nennen? — optische Täuschung oder Seelentäuschung, genug: eine seltsam barocke Gedankenverbindung, die mir

die Nähe meines Oheims in der letzten Zeit wahrhaft unerträglich machte. Nämlich so oft ich bei unserm häuslichen Mahlen oder sonst sein bleiches gedunsenes Gesicht, seine hohe breitschultrige Gestalt mir gegenüber hatte, so trat mir unwillkürlich jener nächtliche weiße Schatten vor die Seele, der mich damals so fürchterlich erschreckt, und ich mußte mir Gewalt anthun, um nicht bei hellem Tage die Augen vor ihm zu verschließen. Meine Sinne verwirrten sich immer mehr; war er vielleicht selbst ein gespenstiges Wesen? Hatte Emil Recht und er war in der That nur der rastlos umhergetriebene Schatten irgend eines längst Verstorbenen, dem Eifersucht, Haß, Neid keine Ruhe ließen in seiner Gruft? Ja diese ganze Welt, die mich umgab, dieses öde schweigsame Haus, mit diesen kleinen düstern Zimmern, dieser trüben Stille den ganzen langen Tag, die nur durch das einförmige Picken der zahlreichen Uhren unterbrochen ward — war es nicht am Ende eine Schattenwelt? War ich nicht selbst vielleicht schon eine Gestorbene? Und Alles, was mich umgab, waren nur die blassen trüben Schemen einer öden, schweigsamen Grabesnacht?

Nein, nein, es war doch noch Leben in meiner Nähe, noch hielt das Grab mich nicht umfangen,

noch hatten die Geister keinen Theil an mir: die frischen blühenden Gesichter der beiden Jünglinge, die neben mir heranreiften, Emil's muthwillige Streiche, das immer gleich freundliche, immer offene, klare Antlitz seines Bruders dienten mir zum Zeugniß dafür und aus voller Seele beschloß ich, die trüben Schleier zu zerreißen und abzuschütteln, die meine Sinne umwölkten, und unbefangenen Herzens den Augenblick zu haschen, der sich uns darbot.

Ein besonders tiefes Bedürfniß empfand ich namentlich, mich mit Hermann, dem älteren und gesetzteren der beiden Brüder, zu verständigen. Man erinnert sich, daß in Folge der kühlen, phlegmatischen Art, mit welcher er meine Phantastereien (wie er sie nannte) aufgenommen hatte, eine Art von Verstimmung zwischen uns getreten war, die unser sonst so herzliches Verhältniß zu zerstören drohte. Diese Verstimmung wollte ich entfernen, ich wollte besonnen, aufmerksam und verständig sein, wie er mich wünschte, und mir durch ein heiteres, unbefangenes Wesen seinen Beifall erwerben. Lache man doch nicht über diesen Apparat moralischer Entschlüsse und Zurüstungen, mit denen ich einer kurzen Ferienzeit von drei, vier Wochen entgegenging: die Gelegenheit, große Triumphe der Tugend zu feiern, kommt uns Gottlob

(Gottlob: denn wir würden oft unterliegen) sehr selten, gerade das enge geräuschlose Gleis des häuslichen Lebens ist es, das uns die meiste Gelegenheit zum Straucheln bietet und für das wir daher auch am Besten gerüstet sein sollten.

Leider indeß sollten meine guten Vorsätze diesmal nur halb zur Ausführung kommen, oder doch nur halb den Erfolg haben, den ich mir davon versprochen hatte. An demselben Tage, da Herr Nonnemann uns verlassen hatte, erkrankte Hermann. Es war ein hitziges Fieber, das bei der üppigen Jugendfülle des siebzehnjährigen blühenden Knaben rasch eine gefährliche Wendung nahm. Vielleicht wäre die Gefahr minder drohend geworden, hätte Tante Fränzchen sich eher entschließen können den Arzt rufen zu lassen. Allein aus kleiner hausmütterlicher Aengstlichkeit und Sparsamkeit, um dem Herrn Schwager nicht noch mehr ‚unnöthige Kosten' zu machen, versäumte sie den richtigen Zeitpunkt und hielt sich und den Patienten mit Hausmittelchen hin, so lange es irgend gehen wollte. Als endlich am dritten oder vierten Tage der Arzt herbeigerufen ward, machte er ein höchst bedenkliches Gesicht; der Kranke delirirte, Blutentziehungen, Eisumschläge und ähnliche Mittel

wurden verordnet und die größte Aufmerksamkeit und Ruhe zur Pflicht gemacht.

Und da war es nun wieder merkwürdig zu sehen, wie neue und unerwartete Ereignisse auch neue und unerwartete Seiten des Charakters zu Tage bringen. Tante Fränzchen, im gewöhnlichen Gang der Dinge eine solche sorgsame, pünktliche Hausfrau, hatte jetzt, wo ihr geliebter Sohn mit dem Tode rang, den Kopf völlig verloren. Zehnmal in einer Stunde sprang sie auf und erklärte, sie müsse dem Schwager schreiben, daß er zurückkäme; ein solches Schicksal allein zu tragen sei für sie zu schwer, sie wisse sich nicht aus noch ein, und jedesmal wieder, wie sie sich zum Schreiben hinsetzte, schob sie das Blatt unter Stöhnen und Aechzen zurück und meinte: nein, jetzt sei es noch zu zeitig, sie wolle noch warten bis Nachmittag, oder bis zum nächsten Morgen, und wenn es sich bis dahin nicht gebessert mit dem Kranken, dann wolle sie auch ganz gewiß nicht länger zaudern. Endlich, da das Gesicht des Arztes immer bedenklicher ward, befahl sie Emil, statt ihrer zu schreiben. Dieser jedoch lehnte den Auftrag rund ab, indem er ihr mit einer sonst an ihm gar nicht gewohnten Trockenheit bemerklich machte, daß es dazu noch immer Zeit sein werde, wenn Hermann

wirklich gestorben wäre. Onkel Nonnemann, bemerkte er, sei ein sehr gütiger und großmüthiger Mann, das wüßten wir Alle und zwar am meisten aus seinem eigenen Munde; wenn sie aber glaube, daß er, besagter Onkel Nonnemann, um eines kranken oder sterbenden Neffen willen auch nur einen einzigen Tag von seinen vorgesetzten Vergnügungen abbrechen werde, so sei das mehr rührend als richtig.

„Ich zweifle sogar," setzte er mit bitterem Lächeln hinzu, „ob, wenn der Oheim wirklich davon wüßte, daß unser Hermann sterben will, er ihm seine vormundschaftliche Erlaubniß dazu ertheilen würde, da ja in dem Stundenplan, den der Oheim uns hinterlassen, sich eine Zeit zum Sterben nirgend angesetzt findet, es mithin ein Act grober Willkür und Widersetzlichkeit sein würde, wollte Einer von uns sich dergleichen auf eigene Hand erlauben . . ."

Es bezog sich dies auf die pedantische Art, mit welcher der Oheim uns für die Zeit seiner Abwesenheit bis ins Kleinste hinein vorschrieb, wie wir unsere Zeit eintheilen und was wir jeden Tag und jede Stunde thun und treiben sollten: Vorschriften, die wir uns nur dadurch erträglich machten, daß wir sie — einfach unbeachtet ließen.

Insofern also war Emil's Spott nicht ganz

unverdient. Dennoch verletzte er mich; ich fand es unbegreiflich und unerträglich, wie man noch spotten und scherzen könne, während drei Schritte von uns ein geliebtes Wesen mit der Gluth des Fiebers ringt. Trotz der Anwesenheit seiner Mutter, die gerade für Emil eine besondere Vorliebe hatte und seine Partei ergriff, wo und wie sie vermochte, sagte ich ihm meine Meinung darüber ziemlich offenherzig, erreichte damit jedoch nichts weiter, als daß er mir ein boshaftes Gesicht schnitt und pfeifend und poltternd zur Thür hinausstürmte, während ich mich tief gekränkt in das Krankenzimmer zurückzog.

Siebentes Capitel.

Am Krankenbett.

Denn hier brachte ich jetzt die meiste Zeit meines Tages und sogar meiner Nächte zu. In demselben Maße, wie Tante Fränzchen von dem plötzlichen Unfall, der sie betroffen, niedergedrückt und zerschmettert war, in demselben Maße fühlte ich meine junge Seele davon erhoben und angespannt.

Freilich empfindet das Herz einer Mutter, die

ihren Sohn mit dem Tode kämpfen sieht, auch noch anders als das Herz eines zwölfjährigen Kindes, das nur die Krankheit eines geliebten Gespielen, nur die Störung einer angenehmen Ferienzeit bedauert, und darum will ich die kleinen Verdienste, die ich mir bei dieser Gelegenheit erwarb, gewiß nicht zu hoch anschlagen. Aber ganz unerwünscht war es für unsern Patienten denn doch nicht, daß ich im Angesicht der Gefahr, die ihm drohte, in demselben Maße kaltblütig, besonnen und thätig wurde, wie Tante Fränzchen, im Uebermaß ihrer mütterlichen Besorgniß, zusammenbrach. Die alte Dörte hatte zu dem Neffen ihres Brodherrn stets nur ein sehr kühles Verhältniß gehabt, die stille Geringschätzung, welche sie gegen Tante Fränzchen empfand, hatte sich, vielleicht ihr selbst unbemerkt, auf die Söhne derselben übertragen und so fiel denn die ganze Last und Lust der Krankenpflege (denn es ist auch eine Lust dabei, obwohl nicht alle Herzen geschaffen sind, sie zu empfinden) mir kleinen zwölfjährigen Träumerin anheim.

Aber ich war jetzt keine Träumerin mehr; als hätte der Anblick der wirklichen Gefahr, die uns näher und näher trat, alle die Nachtgespenster verscheucht, die meine Sinne sonst umnebelt hielten, so war ich in dieser Zeit klar, frisch und thätig. Nicht

blos mein Körper, auch mein Geist ertrug spielend die ungewohntesten Anstrengungen; klaren Auges, ohne das geringste Bedürfniß nach Schlummer, saß ich ganze Nächte lang am Lager des lieben Kranken, kühlte seine heiße Stirn und reichte ihm die vorgeschriebenen Tränke, mit einer Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, deren selbst Herr Nonnemann sich nicht zu schämen gehabt hätte. Der Arzt, dem mein Eifer und meine Anstelligkeit nicht entging, belohnte ihn dadurch, daß er sich mit seinen Vorschriften und Verordnungen vorzugsweise an mich wandte und mich förmlich als Herrin und Meisterin der Krankenstube installirte.

Mein Stolz und meine Freude darüber war nicht gering, ich kam mir ordentlich vor, als wäre ich größer geworden seitdem, und Emil, der an dem ganzen Vorgang nur wenig Antheil nahm und sich meist außer dem Hause umhertrieb, konnte die spöttische Bemerkung nicht unterdrücken: was Hermann an Gesundheit fehle, scheine ich mir zuzulegen, wenigstens hätte ich noch nie so klar und blühend ausgesehen, wie gerade in diesen angstvollen traurigen Tagen.

Ich indeß ließ ihn scherzen und spotten und pflegte meinen lieben Kranken mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit. Wer einmal ein heranwachsendes

junges Mädchen, deſſen Charakter nicht etwa den natürlichen weiblichen Pflichten widerſtrebt, in einer ähnlichen Lage geſehen hat, der wird auch bemerkt haben, welch ein eigenthümlich frauenhaftes Behagen ſich dabei, mitten unter Angſt und Noth, in den jungen Weſen entwickelt und mit welchem Gemiſch von Angſt und Freude ſie ihre peinlichen Pflichten erfüllen. Was Hermann's verſtändiges Zureden bisher nicht vermocht, das erreichte er jetzt, ohne es ſelbſt zu wiſſen, durch ſeine Leiden: das Geheimnißvolle meines Schickſals, der Tod des alten Eberſtein, mein Zwiſt mit der alten Dörte, ſelbſt der Schatten Florinens — Alles war vergeſſen, ſowie ich über die Schwelle des Krankenzimmers trat und dies umflorte trübe Auge ſah, das mich, durch die Nebel des Fiebers hindurch, um Linderung und Erleichterung anzuflehen ſchien. Ja ſelbſt mitten in der Nacht, wenn irgend eine Beſorgung für den Kranken es nöthig machte, lief ich im Hauſe hin und her und ſprang die Treppen auf und nieder, ohne auch nur ein einzig Mal an das Geſpenſt zu denken, das mich einige Monate zuvor ſo entſetzt hatte — und natürlich auch ohne das Mindeſte davon wieder zu ſehen.

Und als nun endlich nach vier oder fünf qualvollen Tagen die Stirn des Kranken ſich kühlte, als

sein Schlaf ruhiger, sein Auge heller ward, als er mir die Hand entgegenstreckte, wie ich an sein Bett trat, und der Arzt mit zufriedenem Lächeln die Gefahr für überwunden erklärte — o wie könnte ich die Freude schildern, die mich da durchfloß! Jetzt erst, da die Spannung vorüber, stürzte ich am Bett des Kranken nieder und erleichterte das arme junge Herz in Thränen. Selbst Tante Fränzchen schien ergriffen und äußerte einige anerkennende Worte; der Arzt aber, ein kleiner kurzangebundener sarkastischer Herr, der sonst nicht viel Worte machte, schob mit eigenthümlichem Lächeln eine Prise in die Nase und sagte, den Deckel der großen goldenen Dose bedächtig wieder zuklappend:

„Lassen wir das nur, Frau Pastorin, die Kleine hat nur ihre Schuldigkeit gethan — und am Ende doch mehr, als Sie und ich ihr danken können und unser Patient da, der Musje Hermann, dazu . . .“

Achtes Capitel.

Goldene Stunden.

Nun folgte eine Reihe goldener, glücklicher Tage. Nachdem die Wuth der Krankheit einmal gebrochen war, erholte Hermann ſich mit jener Schnelligkeit, welche das köſtliche Vorrecht der Jugend iſt. Schon an einem der nächſten Tage durfte er ſein Bett verlaſſen; ich bereitete ihm einen behaglichen Sitz am Fenſter und obwohl ihm die Ausſicht nichts weiter gewährte, als den Anblick des wohlbekannten halbverwilderten Gartens, ſo lag doch für ein Auge, das ſoeben erſt über den offenen Rand des Grabes geblickt hatte, auch ſchon darin ein Genuß. — Bei Tante Fränzchen kam die Angſt recht eigentlich nach; erſt jetzt, nachdem die Gefahr beſiegt, kam ſie zum Bewußtſein darüber, welche Störung das unerwartete Ereigniß im Haushalt hervorgebracht hatte, wie mancherlei unvorgeſehene Ausgaben dadurch nöthig geworden waren und was der geſtrenge Herr Schwager wohl überhaupt dazu ſagen würde, daß einer ſeiner Hausgenoſſen, ſein Neffe und Schreiber, ja um Alles zu ſagen: ein Waiſenknabe, der von fremder Leute Gnade lebte,

ſich während ſeiner Abweſenheit erlaubt hatte, krank zu werden!

Die Beſorgniß darüber, die ihrem wirthſchaftlichen Sinne gewiß alle Ehre machte, mir aber doch ein wenig abgeſchmackt vorkam, verließ Tante Fränzchen keinen Augenblick und verdarb ihr den größten Theil der Freude, welche ſie über die Geneſung des Sohnes empfand. Ja ſo groß war dieſe Beſorgniß, daß ſie keinen Anſtand nahm, dieſelbe ſogar in Hermann's eigener Gegenwart zu äußern; ſie bat ihn zwar wiederholentlich, ſich nur ja recht zu ſchonen, fügte aber ebenſo regelmäßig die Erwartung hinzu, daß er doch wohl bis zur Rückkehr des Oheims vollſtändig geneſen ſein würde, damit dieſer von ſeiner Krankheit nur ja nicht noch mehr Verdruß und Beſchwerde hätte, als es leider ſchon ohnedies der Fall wäre.

Hermann war ein viel zu guter Sohn, um auf dieſe Ermahnungen jemals anders als mit ſtummem Kopfnicken zu antworten. Doch ſah ich dabei jedesmal ſehr wohl, wie die helle Schamröthe das halb abgewandte Antlitz übergoß und wie die ſonſt ſo braune, derbe Hand, jetzt abgemagert und angehaucht von der Bläſſe des Krankenzimmers, mit

krampfhaftem Grimm in die Kissen seines Lehnstuhls griff.

Man wird es unter diesen Umständen natürlich finden, daß ich Tante Fränzchen so viel wie möglich aus Hermann's Nähe entfernt zu halten suchte und deshalb mit Vorliebe alle jene kleinen Dienstleistungen übernahm, welche die Pflege des Genesenden erforderte. Vielleicht mag dabei auch ein kleiner Egoismus zu Grunde gelegen haben: es schien mir billig, daß ich, welche die Gefahren und Lasten des Krankenbettes getheilt hatte, nun auch die Erste und Nächste sei, welche die Rosen der Genesung auf den Wangen unseres Patienten wieder aufblühen sähe.

Auch zeigte sich Hermann selbst mit dieser Einrichtung vollkommen zufrieden. Für junge Leute in Hermann's Alter sind solche lebensgefährliche Krankheiten, wie er soeben durchgemacht hatte, nicht selten von einer Art moralischer Krisis begleitet: der siegreiche Kampf, den der Körper bestanden hat, giebt auch der Seele einen neuen erhöhten Schwung, es ist als ob der Geist irgend eine Hülse gesprengt, eine Fessel zerrissen hätte, die ihn bisher zurückgehalten, das Hirn arbeitet schneller und kräftiger, das Herz empfindet wärmer und tiefer, alle Eindrücke, sei es der Reiz der Neuheit, sei es wegen der

erhöhten Stimmung, in welcher der Genesende sich überhaupt befindet, sind lebhafter und kräftiger.

Und dann noch eine sehr liebenswürdige Seite, die Einen fast mit der Krankenstube aussöhnen könnte: auch das Bedürfniß, Anderen unsere Liebe zu beweisen, ist lebhafter, unsere Hingabe inniger und zärtlicher; die Gefahr des Todes, in der wir schwebten, hat den Werth des Lebens erhöht, und wie wir gleichsam mit geschärften und verfeinerten Sinnen das Blau des Himmels, den goldenen Glanz des Lichtes, die Süßigkeit der Luft, den grünen Schatten der Bäume genießen, so genießen wir auch die Liebe der Unsern, diese Liebe, der wir neu geschenkt sind und durch die uns das Leben erst wahrhaft zum Leben wird, mit erhöhtem Dank und doppelter Innigkeit.

So auch Hermann. Nicht nur sein Geist hatte während der Krankheit sichtlich an Klarheit und Reife gewonnen, sondern auch sein sonst etwas nüchternes, gleichmüthiges Wesen hatte einen Schmelz der Empfindung, eine Innigkeit und Hingebung gewonnen, die mich doppelt entzückte, weil ich es ja war, auf welche die ersten Strahlen dieses Geisterfrühlings fielen. Wenn er mich ansah, so lag in seinem Auge ein Etwas, das ich früher nicht darin bemerkt hatte — ach, hätte ich es nie bemerkt! Oder nachdem

ich es einmal bemerkt hatte, hätte ich es da auch beſſer verſtanden und gewürdigt, mein Leben wäre dann nicht geworden, was es ward und ich brauchte heute nicht, mit zitternder Hand und bebendem Herzen, dieſe Bekenntniſſe eines verfehlten, verkümmerten Daſeins aufzuzeichnen!

Selbſt der Ton ſeiner Stimme war, ſo dünkte mich wenigſtens, ein anderer geworden, er war voller, kräftiger, männlicher und dabei doch weicher und zärtlicher. Ich konnte nicht ſatt werden dieſer Stimme zu lauſchen; halbe Stunden lang ſaß ich und ließ den warmen weichen Ton in meine Seele ſtrömen; es war weniger was er ſprach, als daß er überhaupt ſprach, daß dieſe Lippe ſich noch bewegte, die vor kurzem noch ſo ſtumm, ſo ängſtlich in Fieberhitze gebrannt, daß Leben und Geſundheit auf dieſe Wange zurückgekehrt war, die ich vor wenigen Tagen noch ſo bleich, ſo verfallen geſehen hatte!

Ueberhaupt muß man mich nicht fragen, was das Glück dieſer Tage eigentlich ausmachte oder wovon wir uns unterhielten, wir zwei kleinen unwiſſenden Menſchen, den lieben langen Tag hindurch. Ich ſelbſt, indem ich an jene Zeit zurückdenke, ſtrenge mein Gedächtniß vergeblich an, mir einzelne Scenen, einzelne beſonders denkwürdige Aeußerungen zurück-

zurufen, es liegt ein Dämmer auf jener Zeit, ähnlich dem goldenen Duft, der zu manchen Jahreszeiten, namentlich beim Eintritt des Frühlings, bei einer besonders günstigen Beleuchtung, auf der Landschaft ruht: es ist Alles wie in Schleier gehüllt und doch Alles vollkommen erkennbar — und nur das Eine weiß ich und fühle es im tiefsten Herzen, daß ich niemals so rein und so von Grund aus glücklich gewesen bin als damals: auch unser Frühling nahte sich und ach, ich erkannte ihn nicht!

Neuntes Capitel.

Junge Liebe.

Eines Tags überraschte der Arzt unsern Patienten mit der Erlaubniß, nun am nächsten sonnigen Vormittag ins Freie zu dürfen: das Stückchen Garten da vor dem Fenster, meinte er, sei zwar kein sehr angenehmer Aufenthalt, für die wiederkehrenden Kräfte eines Genesenden aber sei er eben groß genug.

Hermann zeigte sich über die Nachricht außerordentlich erfreut; sowie der Arzt das Zimmer

verlassen hatte, ergriff er meine Hand, und mit der andern mir Stillschweigen zuwinkend:

„Warum erst warten," rief er, „bis morgen? Ist der Himmel nicht blau? Scheint die Sonne nicht warm und labend? Komm, schnell, reiche mir den Oberrock, Du Gute — ich fühle mich heut so kräftig wie morgen."

Hermann war bisher ein sehr geduldiger und verständiger Patient gewesen; desto mehr überraschte mich diese Ungeduld. Ich stellte ihm mit möglichstem Altverstand vor, wie thöricht er handle, wolle er noch jetzt, zu guterletzt, da sein Gefängniß schon halb geöffnet sei, durch einen ersten Ungehorsam möglicher Weise den ganzen glücklichen Erfolg seiner bisherigen Geduld aufs Spiel setzen.

Er hörte mir einige Augenblicke lächelnd zu, wie ich mit Eifer demonstrirte.

„Gut denn," sagte er, „kleine Lehrmeisterin, so wollen wir warten bis morgen. Aber damit Du mich nicht für thörichter hältst, als ich bin — weißt Du auch wohl, warum ich so ungeduldig, ins Freie zu kommen?"

Ich meinte, daß es nach einer so langen Stubenhaft allerdings ein sehr natürlicher Wunsch sei, endlich wieder die freie Luft zu athmen.

„Auch wirst Du wohl sehen wollen," setzte ich

neckend hinzu, „wie das Unkraut in die Höhe geſchoſſen iſt“ — denn in der That hatte ich über Hermann's Pflege das bischen Sorgfalt, das ich ſonſt wohl auf den Garten verwendete, vollkommen verſäumt, ſo daß die Wildniß noch weit dichter und ſtruppiger geworden war als ſonſt.

Hermann hielt meine Hand noch immer feſt und ſah mir, mit einem Gemiſch von Lächeln und Wehmuth, feſt in die Augen.

„Nein,“ ſagte er endlich, „darum nicht und auch nicht weil ich mich in das Freie ſehne: ich habe es hier wahrlich gut genug, ja beſſer als ich es jemals verdient habe und wenn es um den Preis geſchehen könnte, ſo wollte ich nie wieder an die freie Luft —“

Hier ſchwieg er wieder und blickte ſinnend vor ſich hin. Ueberhaupt hatte ſeine ganze Art zu ſprechen etwas eigenthümlich Feierliches, Nachdrückliches, es war in ſeinen Worten ein Zögern und Stocken und doch auch wieder etwas ſtürmiſch Bewegtes, daß ich erwartungsvoll in die Höhe blickte.

„Was macht unſer alter Birnbaum?“ hub er auf einmal an; als guter Praktiker, ſchätzte er den alten unfruchtbaren Baum nicht beſonders hoch und

so mußte ich unwillkürlich lächeln über die seltsame Frage.

„Wenn es Dir beliebt," erwiederte ich, „Deine Augen ein wenig seitwärts zu wenden, so wirst Du an den grünen Zweigen, die da herüberragen, sofort merken, daß besagter Birnbaum, der sich übrigens durch die unerwartete Nachfrage gewiß in hohem Grade geschmeichelt fühlt, noch vollkommen wohlauf ist — nämlich soweit ein so alter Herr, über dessen kahlen Kopf Du so manchmal gelästert hast, noch wohlauf sein kann," setzte ich neckend hinzu.

Allein Hermann war nicht in der Stimmung auf meine Neckerei einzugehen; er wandte sich nach dem Fenster und wie sein Auge auf den Zweigen des Birnbaums ruhte, war es mir, als stiege eine Thräne darin empor; dann sagte er:

„Unter den Birnbaum, Helene, muß morgen unser erster Gang sein; da, wo ich Dich so manches Mal gekränkt habe, will ich Dir sagen, was hier, in der engen Schwüle der Krankenstube, noch immer nicht auf meine Lippe herauf will, so warm und tief ich es auch empfinde, das glaube mir — nämlich meinen Dank, Helene, für Deine treue aufopfernde Pflege, mein Geständniß, daß ich Dir oft und schwer Unrecht gethan habe, meine Bitte — —"

„O, o," rief ich, indem ich mich zum Lachen zwang, während mir doch ebenfalls die hellen Thränen in die Augen traten, ich wußte nicht warum: „ſchnell den Arzt herbei! Kalte Umſchläge auf den Kopf! Unſer Patient bekommt ſeinen Paroxysmus wieder!"

Hermann drückte bald unwillig die Hand gegen meinen Mund.

„Nicht ſo," ſagte er, „nicht ſcherzen jetzt, wo es mir ſo ernſt, ſo heilig ums Herz iſt! Glaubſt Du denn, ich habe nicht Alles gehen und gehört, was um mich her vorging, obwohl ich im Fieber lag? Meinſt Du, ich wüßte nicht, wie' Du nicht Tag noch Nacht von meinem Bette gewichen und wenn ich noch lebe, ſo biſt Du es, meine kleine ſorgſame Pflegerin, mein lieber kleiner Hausgeiſt, dem ich mein Leben verdanke? Ach," ſetzte er plötzlich mit tiefer Traurigkeit hinzu, „es wäre vielleicht doch beſſer, beſſer für mich und für uns Alle, ich lebte nicht mehr . . ."

Man weiß, wie Kinder ſind: jede Saite der Empfindung, die in dem einen Herzen berührt wird, klingt auch ſofort in dem andern mit Ungeſtüm nach; ſoeben noch ſo muthwillig geſtimmt, fühlte ich mich durch Hermann's Traurigkeit plötzlich zum

innigsten Mitgefühl hingerissen. Ich schlang meine Arme um seinen Nacken, lehnte meine Wange an die seine und so, indem unsere Thränen in einander-flossen, rief ich:

„Nein, nein, Du sollst leben, Hermann! Du mußt leben! Ohne Dich, Hermann, will ich auch nicht mehr leben!“

Eine strahlende Freude ging über Hermann's Angesicht; mit leisem Sträuben sich aus meiner Umarmung losmachend, schob er mich sanft zurück und mich betrachtend mit Blicken, so tief, so innig und o Gott so treu, als läge seine ganze Seele darin eingeschlossen:

„Ah,“ sagte er, „also doch! Also hat meine innere Stimme mir nicht gelogen! Weißt Du auch, Mädchen —“ (es war das erste Mal, oder dünkte mich wenigstens in dem Augenblick das erste Mal, daß ich mit ‚Mädchen‘ angeredet ward, und so einfach und natürlich diese Anrede auch war, so fühlte ich mich doch davon wie mit Blut übergossen. Aber auch diese Schamröthe hatte nichts Peinliches, im Gegen-theil, sie hatte etwas unendlich Süßes und glich nicht im Mindesten dem, was ich etwa bei Emil's wilden Späßen empfand) . . .

„Weißt Du auch, Mädchen,“ rief er, „was Du

da sagst? Und daß es dasselbe ist, um was ich das Schicksal befragt in jener Nacht, da Ihr Alle dachtet, ich würde sterben, und ich — ich dachte, ja ich wünschte es auch?!"

Meine Thränen flossen unaufhaltsam, ich konnte nichts erwiedern als immer nur das eine klagende, beschwörende:

„Du sollst, Du darfst nicht sterben, Hermann!"

Hermann, die Augen noch immer fest auf mich gerichtet und noch immer mit demselben Ausdruck leuchtender Freude, lehnte sich in seinen Sessel zurück. Erst einen Augenblick die Arme übereinander kreuzend, dann sie behaglich dehnend:

„Ich werde mich schön hüten," sagte er, „zu sterben: jetzt nicht mehr, Helene, jetzt nicht mehr, auf mein Wort! Aber erzählen muß ich Dir doch, wie es war in jener Nacht, und um was ich das Schicksal befragte und welche Antwort es mir gegeben. Erinnerst Du Dich noch? Es war nach jenem Abend, wo der Arzt noch ganz spät zum zweiten Male wiederkehrte und die alte Dörte noch einmal mitten in der Nacht in die Apotheke geschickt wurde. Ihr hattet wohl alle nicht viel Hoffnung mehr, ich meine," setzte er hinzu, indem er sich Mühe gab, leicht über den Gegenstand hinzuschlüpfen, aber an dem Zittern

seiner Stimme merkte ich, wie es ihm eigentlich ums Herz war — „ich meine, die Mutter hätte mit der alten Dörte schon vom Begräbniß geflüstert und hätte ihre Zweifel geäußert, welche Art von Sarg sie nehmen solle, einen polirten gelben oder einen einfachen schwarzen, ein polirter gelber sei zwar viel hübscher und stattlicher und der selige Vater hätte auch einen solchen gehabt, allein er sei auch viel kostspieliger und sie wisse nicht, ob sie es würde verantworten können vor dem Oheim —"

„Narrenspossen," sagte ich unwillig, „dergleichen hat Tante Fränzchen gewiß nicht gesagt und hätte sie es gesagt, so hättest Du es doch nicht hören können: denn Du lagst im Fieber bis über die Ohren . . . ."

Hermann starrte nachdenklich vor sich hin.

„Es muß doch etwas Seltsames sein," sagte er endlich, „um die menschliche Seele. Ich lag im Fieber bis über die Ohren, Du hast ganz Recht, meine Seele spazierte vermuthlich schon, ich weiß selbst nicht wo, und doch saß sie auch wieder in meinem Körper drinnen, ich war ohne Bewußtsein, keinen Finger konnte ich regen, und doch hörte ich Alles, was sich um mich zutrug, ja durch die geschlossenen Augenlider sah ich, was in Euren Mienen vorging, mit einer

solchen Deutlichkeit, als stände ich neben Euch und hätte die Augen weit auf. Also in jener Nacht war es, Du hattest mir eben die kühlenden Umschläge auf die Stirn gelegt und saßest, leicht fröstelnd von Müdigkeit und von der kalten Nässe der Umschläge, an meinem Bett; das Haupt war Dir auf die Brust gesunken und ich wurde zweifelhaft, ob Du wachtest oder schliefest. Gern hätte ich mich nach Dir umgedreht und Dir in die Augen gesehen oder noch lieber ein Kissen unter Dein müdes Köpfchen gerückt, Du arme kleine Helene, die Du so früh schon die Krankenfrau machen mußtest: aber wie gesagt, ich vermochte mich nicht zu rühren, die Glieder waren mir wie angenagelt, und hätte mein Kopf unter dem Beil gelegen und ich hätte mit einem Kopfneigen eines Fingers Breite mein Leben retten können, ich hätte es doch nicht vermocht —"

Ich schauderte bei seiner Erzählung und doch lag ein geheimer Reiz darin, so daß ich ihn nicht zu unterbrechen wagte.

Hermann fuhr fort:

Zehntes Capitel.

Die Schickſalsfrage.

„Ich weiß nicht," ſagte er, „wie lange ich ſo gelegen haben mochte und Dich angeſtarrt in Gedanken — blos in Gedanken, Helene — Endlich aber fingſt Du an mich zu dauern und ich überlegte mir, wie ſchlecht Du es doch hätteſt hier im Hauſe und wie ſeit dem Tode Deiner beiden alten Freunde alle Luſt und alle Heiterkeit aus Deinem Leben gewichen. Und dabei fiel mir ein, wie wenig Theilnahme ich bei Deinem Verluſt gezeigt — ja mir fiel ein, Helene, was ich früher ſelbſt gar nicht ſo empfunden, und was ich Dir auch niemals geſtehen würde, hätte ich mir nicht gelobt in jener ſelben Nacht, fortan nichts mehr vor Dir zu verbergen und Alles, was meine Seele empfindet, Frohes und Trauriges und Gutes und Böſes, das ſoll vor Dir daliegen, ſo klar, als hätteſt Du es ſelber empfunden — nämlich wenn Du es ſo willſt, Helene," ſetzte er leiſe hinzu.

Ich drückte ihm ſchweigend die Hand.

„Namentlich dies," fuhr Hermann in ſeinen Geſtändniſſen fort, „fühlte ich, daß ich bei der Nachricht von dem Tode des alten Herrn von Eberſtein

und ſeines braven treuen Dieners gar nicht ſo betrübt hatte ſein können, wie ich wohl eigentlich geſollt hätte und wie ich es auch ſelbſt gern geweſen wäre — aber der Himmel weiß," ſetzte er mit wunderlicher Treuherzigkeit hinzu, „es ging nicht, beim beſten Willen, es ging nicht! Die Augen wurden mir wohl roth, aber es kam keine Thräne heraus und ſo gepreßt mein Herz auch war vor Schreck und Mitleid um Deinetwillen, ſo fühlte ich doch etwas tief innen, das wollte und wollte nicht traurig werden, im Gegentheil, das ſang wie eine Haidelerche durch den Schnee: nun iſt ſie nicht mehr die kleine Dame des Herrn von Overſtein, nun iſt ſie unſere kleine Dame, ganz unſer, die kleine ſüße Helene und es werden auch keine prächtigen Kutſchwagen mehr kommen und keine betreßten Diener, die ſie uns entführen . . . ."

Der gute Junge wußte bei dieſen Geſtändniſſen ſelber nicht, ob er weinen oder lachen ſollte. Doch endlich behielt das Lachen die Oberhand und mit dem glückſtrahlendſten Geſichte rief er mir zu:

„Hätteſt Du das gedacht von Deinem Vetter Hermann, Du kleine liebe Helene, daß er ſolch ein Böſewicht ſein kann und ſolche ſchwarzen Gedanken

nähren in seinem Herzen?! Nun traue noch einem Menschen!"

„Ich werde Dir immer trauen," sagte ich, mich ihm anschmiegend: „Aber Du wolltest mir von der Nacht erzählen, da Du so krank lagest —"

„Richtig," erwiederte Hermann, „von der Nacht, da ich so krank lag und da mitten in Krankheit und Fieberwahn mich der Gedanke beschlich, wie schlecht Du es hättest, arme gute Helene, und wie auch ich lange nicht so gut gewesen gegen Dich und so nachgiebig und theilnahmsvoll, wie ich doch hätte sein sollen. Am meisten aber schmerzte mich diese Noth, die ich Dir durch meine Krankheit machte. O Himmel, dachte ich — nämlich Du mußt mich recht verstehen, so weit in solcher Krankheit vom Denken noch die Rede ist: es ist aber gar kein Denken, es ist — es ist," rief er, nach dem Ausdruck suchend, indem sein Auge sich von süßem Feuer verklärte: „es ist ein Sehen mit dem Herzen, alles Uebrige ist todt, nur das Herz lebt noch und sieht und hört und fühlt und denkt — und so sah ich auch Dich, Du arme kleine Blasse, und das Herz wollte mir brechen vor Kummer, daß ich es war, der Dir diese Noth und Sorge machte. O Gott, sagte ich zu mir selbst, wozu bist Du überhaupt auf der Welt?! Waisenknabe,

ohne Hoffnung für die Zukunft, angewiesen auf die Gnade eines Mannes, der tagtäglich Dich und seine ganze Umgebung aufs Tiefste empfinden läßt, wie schwer diese Gnade ihm ankommt — Sohn einer Mutter, die sich härmt und grämt und sorgt und schafft von früh bis spät und mit Sorgen und Schaffen in die Grube fahren wird, lange bevor Du im Stande gewesen bist, Deine Sohnespflicht an ihr zu erfüllen — nicht schön, nicht geistreich, nicht witzig wie Bruder Emil — — —"

Wäre ich älter und umsichtiger gewesen als ich war, ich würde erschrocken sein über den furchtbaren Blick in das Herz meines Freundes, den dieser Ausruf mir eröffnete. So jedoch begnügte ich mich, nur mitleidig mit den Achseln zu zucken, zum Zeichen, wie unbegründet ich diese Selbstanklage fand.

Hermann, ohne meine stumme Gegenrede zu beachten, fuhr fort:

„Ich habe mir selbst gelobt, liebe Helene, kein Geheimniß mehr vor Dir zu haben und also darf ich Dir auch nicht verschweigen, daß mich in jener Nacht eine tiefe, heiße Todessehnsucht überkam und daß ich inbrünstig zum Himmel flehte, er möchte dies die letzte sein lassen von allen Nächten, die ich erlebte."

„Das war sehr unrecht und sehr sündhaft von

Dir," rief ich lebhaft, „und Du hättest uns die Liebe, die wir Dir erzeigten, wenn davon doch die Rede sein soll, wohl besser vergelten sollen, als durch solche frevelhafte Wünsche . . . . ."

„Gewiß, gewiß," erwiederte er beschwichtigend, „es war sehr frevelhaft — wenn es nicht vielleicht Folge meiner Krankheit war und des traumähnlichen Zustandes, in welchem ich mich befand. Aber auch in diesem Zustande behielt ich doch noch Kraft genug über mich selbst, mir dasselbe vorzuhalten, was Du mir soeben vorhältst, liebe Helene: nämlich daß es sündhaft von mir und sehr undankbar gegen Euch, eines Lebens müde zu sein, daß Ihr mit soviel Liebe schmückt und das Euch so ganz zu eigen gehört — o ganz gewiß," rief er, „es war nur Schwäche der Krankheit, ich bin ja doch sonst kein Träumer, wie? und auch kein Undankbarer? Ich habe Kraft in den Armen und Muth im Herzen und werde Euch so Gott will, gewiß noch dereinst zeigen, daß Ihr Eure Liebe an keinen Unwürdigen verschwendet habt!"

„Du bist unser lieber, lieber Hermann," entgegnete ich, indem ich ihn sanft auf seinen Sessel niederdrückte: denn die ungewohnte Heftigkeit des sonst so stillen gleichmüthigen Jünglings machte mich besorgt: „Aber wenn Du nicht willst, daß ich mein

Aufseherrecht gebrauchen und Dich ein für allemal zur Ruhe verweisen soll, so spute Dich ein wenig und komme mit Deiner Geschichte einmal zu Ende."

Hermann lächelte und fuhr in seiner Erzählung fort:

„Es bleibt nicht mehr viel zu erzählen, kleine Mamsell Ungeduld. Ich sehnte mich nach dem Tode und sagte mir selber doch, daß es sündhaft sei und daß ich dies Leben, das Gott mir geschenkt, noch zu vielen guten und nützlichen Dingen anwenden solle. In diesen Zweifeln — aber Du hörst mich doch? Nun gut: in diesen Zweifeln gerieth ich — es ist wirklich etwas gar zu Seltsames mit diesem Krankſein, die allereinfachsten Dinge gerathen Einem in Vergessenheit und das Ungewöhnlichste, das Abgeschmackteste dünkt Einen, als müßte es nur so sein. Gut denn, ich gerieth auf den Einfall, eine Probe zu machen mit dem Schicksal: wie Du da vor meinem Bette saßest, so müde, so bleich und doch so aufmerksam und thätig, dachte ich, wie es mir wohl jemals möglich sein solle, Dir Deine Liebe und Treue zu vergelten. Und wie der Mensch nun so im Fieber von einem dummen Gedanken zum andern taumelt, dachte ich weiter, ob Du mich denn wohl überhaupt lieb hättest, mich einfältigen prosaischen Men-

ſchen, oder ob das, was Du für mich thäteſt, nicht vielmehr bloßes Pflichtgefühl, bloße natürliche Güte Deines Herzens wäre und ob Du zum Beiſpiel, wenn Dein weißes Pudelchen lebendig wäre und es würde krank, nicht ganz daſſelbe dafür thun würdeſt wie für mich. — Nein, bitte, unterbrich mich nicht, ich bin in der That gleich zu Ende und wenn meine Erzählung Dir nicht gefällt, nun, ſo hab' ich Dir ja zum Voraus geſagt, daß auch meine böſen und thörichten Gedanken Dir nicht verborgen ſein ſollen. — Wie ich alſo mit dieſen Zweifeln bei mir kämpfte und wie ich dachte, ob es in der That nicht für Euch Alle eine Erleichterung ſei, ich würde nächſten Tags begraben, einerlei ob im gelben oder ſchwarzen Sarge — fiel ich darauf, das Schickſal herauszufordern und ihm eine Frage zu ſtellen. Hat, dachte ich, das arme blaſſe Kind, das da vor Deinem Bette ſitzt, Dich wirklich lieb, thut ſie, was ſie für Dich thut, nicht blos, wie ſie es auch ihrem Hunde thäte, nämlich wenn ſie einen hätte und haben dürfte, — ſondern thut ſie es in Wahrheit für Dich und um Deinetwillen, haſt Du, mit einem Wort, Du armer thörichter Waiſenknabe, Du mit der ſtumpfen Naſe, dem breiten Mund und dem langſamen, ſchwerfälligen Verſtande, haſt Du ein Herz, das Dich liebt

um Dein selbst willen und wirst Du dereinst im Stande sein, diesem Herzen seine Liebe und Aufopferung zu vergelten — o so laß mich leben, gnädiger Himmel, flehte ich, mache mich gesund, stärke meinen Arm, schärfe meinen Geist — Alles zu Ehren des Herzens, das mich liebt! Ist es aber anders und selbst die kleine Helene sieht mich nicht mit andern Augen an, als sie etwa ihr weißes Pudelchen ansieht — dann gute Nacht, dann ist es am besten, ich gehe und mache Platz für Andere, die des Lebens würdiger sind. Und wie ich das noch so dachte, mußte ich wohl eingeschlummert sein — —"

Ich war während Hermann's Erzählung leise in die Knie gesunken, in seinem Schoos verbarg ich die Thränen, die mein Antlitz überströmten. Jetzt aber sprang ich in die Höhe.

„Und Dein Schlummer war gesegnet," rief ich, „und Du bist aufgewacht und bist genesen — o Hermann, das Schicksal hat Dir nicht gelogen, ich liebe Dich ja über Alles und wo Du bist, will ich auch sein und nichts, nichts, nichts soll uns trennen!"

„Sie liebt mich ja über Alles," wiederholte Hermann, unter Thränen jauchzend, „der arme Waisenknabe hat ein Herz, das ihn liebt, und Gott wird

mit mir ſein, daß ich Dir Deine Liebe dereinſt vergelten und belohnen kann!“ — —

Hätte ich damals ſterben dürfen — unwillkürlich muß ich Hermann's frevelhaften Wunſch wiederholen — wie rein, wie glücklich wäre mein Leben zu Ende gegangen!

Eilftes Capitel.

Entwürfe und Pläne.

Eben als ich am nächſten Vormittag meinen Freund in den Garten geleiten wollte, wurden wir durch ein Ereigniß überraſcht, das, ſo weit meine Erinnerung reichte, noch niemals vorgekommen war.

Nämlich es traf ein Brief meines Oheims, des Herrn Nonnemann, ein, worin derſelbe meldete, daß unvorgeſehene Umſtände ihn nöthigten, ſeine Abweſenheit um einige Wochen zu verlängern; die nöthigen Papiere, welche wir einreichen ſollten, um ihm von ſeiner vorgeſetzten Behörde einen verlängerten Urlaub zu erwirken, waren beigefügt. Datirt war der Brief aus einer kleinen Stadt im Oeſterreichiſchen, wo der Oheim ſich jedoch ſeiner Angabe

nach nur wenige Stunden aufhielt, behufs der Durchreise nach einem entlegenen Badeorte, den er zur Vollendung seiner Kur, da der zuerst besuchte Brunnen ihm diesmal nicht die gehofften Dienste geleistet, auf Geheiß der Aerzte noch besuchen solle. —

Der Oheim schrieb sonst niemals während seiner Abwesenheit; so wenig er Briefe von uns annahm, so wenig ließ er von sich hören. Pünktlich auf Tag und Stunde pflegte er zurückzukommen, unangemeldet, aber darum nicht weniger sicher; wir wußten das Alle und darum machte der eben erhaltene Brief unter uns ein sehr natürliches Aufsehen. Emil, in seiner bekannten kaustischen Manier, meinte, der Jungbrunnen, den der Oheim sonst zu besuchen pflege, werde wohl ausgelaufen sein oder es wären der durstigen Seelen diesmal zu viele, so daß er keinen Platz mehr habe finden können. Tante Fränzchen dagegen nahm das Ereigniß sehr schwer auf — oder stellte sich doch wenigstens so: denn in der That, glaube ich, machte die unerwartete Verlängerung unserer häuslichen Freiheit ihr eben soviel Freude wie uns Allen. Aeußerlich jedoch ließ sie sich nichts davon merken, im Gegentheil, sie schüttelte den Kopf gar bedenklich und meinte, das hätte ihr gleich geahnt, Hermann's Krankheit wäre nur die Einleitung

geweſen und gewiß käme jetzt noch größeres Unglück nach, es wäre genau das dreizehnte Jahr, ſeitdem ihr Mann geſtorben und die Zahl dreizehn hätte allemal Elend und Unglück im Gefolge . . . .

Dabei unterließ ſie jedoch nicht, einige Kaffebeſuche zu machen, die ſie bisher wegen Hermann's Krankheit verſäumt hatte, und auch die allgemeine Regulirung der Uhren im Hauſe (man erinnert ſich, wie Tante Fränzchen dieſelben in Verwirrung zu bringen pflegte) wurde bis auf Weiteres verſchoben.

Jedenfalls, wenn Hermann und mir zu unſerm ſtillen Glück noch irgend etwas gefehlt hatte, ſo war es jetzt durch dieſes unerwartete Ereigniß vollkommen geworden. Der gemeinſame Aufenthalt im Krankenzimmer hatte, wie der Leſer aus den vorhin mitgetheilten Geſprächen gemerkt haben wird, ein Band ſüßeſter Vertraulichkeit um uns geſchlungen, und uns dieſer Vertraulichkeit nun auch ohne den Zwang des Krankenzimmers und ungeſtört von den ſpähenden Blicken des Herrn Nonnemann und ſeinem raſtloſen Keifen und Zanken noch einige Zeit erfreuen zu können, verſetzte uns auf den Gipfel des Glückes. Ich verſuche nicht die ſeligen Morgen- und Abendſtunden zu ſchildern, die wir theils in dem kleinen verwilderten Hausgarten, theils auf kleinen

Spaziergängen durch die Stadt, welche Hermann jetzt auf Verordnung des Arztes unternehmen mußte, mit einander zubrachten. Hermann überließ sich dabei ganz meiner Führung; nur wenn er bemerkte, daß ich unsere Schritte allzuhäufig in jenes Stadtviertel lenkte, wo das ehemalige Oberstein'sche Palais mit seinen stolzen Balkonen und seinen schattigen Laubgängen stand, so wußte er wohl irgend einen scheinbar zufälligen Wunsch zu äußern, der unserm Spaziergang eine andere Richtung gab. Er verdoppelte alsdann seine Geschwätzigkeit und wußte mir die einzelnen merkwürdigen oder interessanten Gegenstände, auf welche wir unterwegs stießen (und was war uns Einsiedlern, uns Robinsonen mitten in einer volkreichen Stadt, nicht Alles interessant und merkwürdig!) in so anziehender Weise zu erklären und soviel unterrichtende und belehrende Bemerkungen damit zu verbinden, daß ich mich stets aufs Trefflichste unterhalten fühlte und den größten Respect vor den ausgedehnten und mannichfachen Kenntnissen des anscheinend so stillen jungen Mannes bekam.

Der liebste und erwünschteste Aufenthalt aber blieb uns doch immer der Garten am Hause, schon deshalb, weil wir hier so ganz allein waren und

weil kein Rollen der Wagen und kein Getreibe der Menschen uns störte. Noch weniger störte uns Emil. Ihm fehlte die Geduld, die ein so einförmiges und bescheidenes Leben, wie wir es auch jetzt noch führten, nicht blos erträglich sondern sogar genußvoll macht; hatte die lange Unterbrechung der Krankheit ihn uns entfremdet — oder hatte er die ungewöhnlich lange Abwesenheit des Oheims und das gelockerte häusliche Regiment benutzt, Verbindungen anzuknüpfen und sich mit Genüssen bekannt zu machen, die uns fern blieben — oder war es endlich, daß er sich gekränkt fühlte durch die größere Vertraulichkeit, die zwischen Hermann und mir entstanden war und die sich denn freilich, auch gegen unsern Willen, in tausend kleinen Merkmalen verrieth genug, er verkehrte sehr wenig mit uns und wenn er bis vor kurzem noch sein Vergnügen daran gefunden hatte, unsere Zusammenkünfte durch wilde Neckereien und Scherze zu stören, so schien es ihm jetzt eine genügende Befriedigung seines Stolzes, eine Zurückhaltung gegen uns zu zeigen, die uns zwar nicht gleichgiltig, aber — ehrlich gestanden — doch noch immer sehr viel lieber war als die früheren üblichen Neckereien und Störungen.

Besonders fleißig besuchten wir auch jetzt wieder

das Plätzchen unter dem Birnbaum. Hatte es doch durch Hermann's jüngste Bekenntniſſe einen ganz neuen Werth für mich erhalten: nicht mehr Florinens goldene Traumgeſtalt trat aus dem Innern des alten morſchen Stammes hervor, nein, in ſeinem milden Schatten, verklärt von tauſend goldenen Sonnenlichterchen, ſtand die lebendige Geſtalt meines Freundes vor mir und in jeder ſeiner Mienen ſah ich und jedem ſeiner Worte hörte ich es an, wie aufrichtig ſein Dank war und wie lieb, wie herzlich lieb er mich hatte. Hier war es, wo er beim erſten Gang ins Freie mich an beiden Händen ergriff und in kurzen, haſtigen und ach doch ſo ſeelenvollen Worten mir wiederholte, was er ſchon in dem neulichen Geſpräche angedeutet: nämlich daß ich es ſei, der er ſein Leben verdanke; daß er wohl bemerkt habe, wie ich die Einzige geweſen im ganzen Hauſe, die den Kopf auf dem richtigen Fleck behalten; daß er ſich ſelbſt bitterböſe ſei, mir jemals mein träumeriſches verſunkenes Weſen zum Vorwurf gemacht zu haben, er habe ſich jetzt überzeugt, daß ich da, wo es Noth thue, auch vollſtändig Herr meines Geiſtes ſei und mit klarem, ruhigem Verſtand Mittel und Zwecke zu unterſcheiden wiſſe. Kurzum, er ſagte mir, immer in ſeiner treuherzigen, ſchlichten Weiſe, ſo viel An-

genehmes, daß ich mich vor Freude kaum zu laſſen wußte und den kleinen närriſchen Kopf wohl noch einmal ſo hoch trug wie ſonſt.

Ueberhaupt ſchien es in manchen Stücken, als hätten wir unſere Rollen vertauſcht: ich war jetzt immer heiter und froh, ſang durch das Haus wie eine kleine Lerche — wenn auch freilich nicht ſo melodiſch — und ſah auch keine Geiſter mehr, während Hermann im Gegentheil oft nachdenklich war und gern in ſtilles, wenn auch freundliches Hinbrüten verſank. Auch über die Zukunft, deren Erwähnung er bisher ſo ängſtlich vermieden hatte, ſprach er jetzt häufig und in einem Tone, der mir ebenfalls zeigte, wie viel reifer er geworden und wie ſehr ſein Geiſt während ſeiner Krankheit an Beſtimmtheit und Männlichkeit zugenommen hatte.

„Das ſehe ich nun wohl ein," pflegte er zu ſagen, „daß meines Bleibens hier im Hauſe nicht mehr lange ſein kann; es wird ein Schmerz ſein für uns Beide, liebe Helene, doch muß er ertragen werden. Ich dachte früher, meine Mutter nicht zu verlaſſen, ſo lange ſie lebt; es ſchien mir, als müßte ſie an mir einen Schutz haben gegen die Anmaßungen und Roheiten unſeres Oheims. Indeſſen ſehe ich nachgerade wohl ein, daß ſie dieſe Anmaßungen

gar nicht so empfindet, wie ich bisher glaubte und wie wir, liebe Helene, es in unsern jungen ungeduldigen Herzen thun. Meine arme Mutter ist von Alter und Unglück mürbe gemacht; was uns in Verzweiflung setzt, die schreckliche Allwissenheit unseres Oheims, seine pedantische Pünktlichkeit, sein Grollen und Murren, erregt im Gegentheil ihre Bewunderung, und es wäre ein undankbares, ja noch mehr, ein vermessenes Unternehmen von mir, wollte ich einen Irrthum zerstören, bei dem sie so froh ist und der es ihr allein möglich macht, dies Dasein zu ertragen. Nun, und wird es ihr selbst einmal zu arg, so hat sie ja den Emil. Emil, ich weiß es wohl, ist viel gewandter, sein Witz viel behender, seine Zunge viel schärfer, als dies Alles bei mir der Fall ist, und auch sein Groll gegen den Oheim, glaube ich, geht noch tiefer als bei mir, der ich bei alledem nicht vergessen kann, daß es der Bruder unseres seligen Vaters und daß es sein Brod ist, das wir seit Jahren essen. Emil, wenn es Noth sein sollte, wird sie beschützen, er steht ihrem Herzen ja überhaupt näher, der Emil und mit vollem Recht versteht sich, mit vollem Recht . . . . .“

Seine Stimme nahm hier aufs Neue jenen eigenthümlich bittern, gepreßten Ton an, den ich schon

einige Male an ihm bemerkt hatte. Ich ſuchte ihn zu beruhigen; er jedoch, raſch mit der Hand über die Stirn fahrend, als wollte er etwas Unangenehmes hinwegwiſchen, drückte mir begütigend die Hand und fuhr dann fort:

„Du haſt öfters mit mir gezankt, daß ich ſo wenig Phantaſie hätte und ſelbſt an meinem Muth, fürchte ich, haſt Du ab und zu gezweifelt, darum, weil ich von Deinen hochfliegenden Plänen nichts wiſſen wollte und das Wort Zukunft mit Aengſtlichkeit vermied. Nun denn, Du ſollſt nicht mehr zanken und nicht mehr zweifeln, ich will jetzt ein Träumer werden und ein Phantaſt trotz Einem und will mir eine Zukunft zurechtzimmern, wenn auch vorläufig nur erſt in Gedanken, ſo weich und ſo prächtig," ſetzte er neckend hinzu, „als ſäßeſt Du in der Oberſtein'ſchen Staatskutſche und die Schimmel zögen eben an, Dich geraden Wegs ins Paradies zu fahren . . . ."

Und damit vertraute er mir denn, wie er entſchloſſen ſei, das Haus des Oheims bei der erſten Gelegenheit zu verlaſſen und auf gut Glück in die Welt zu gehen. Der Beamtendienſt ekle ihm an, er wolle Kaufmann werden; das ſei der einzige Stand, wo man nicht allein mit Einem plötzlichen glücklichen

Schlage seinem ganzen Schicksale eine Wendung geben könne, sondern wo auch der stille, bescheidene Fleiß und Kenntniß und Redlichkeit sicher wären, endlich ihre Früchte zu ernten. Als ich ihn auf die Schwierigkeiten seines Vorhabens aufmerksam machte, gestand er mir, daß er sich während des Aufenthaltes im Waisenhause von kleinen gelegentlichen Geschenken, Prämien und andern zufälligen Einnahmen einen kleinen Schatz erspart habe, den er sorgfältig hüte und von dem auch nicht einmal sein Bruder Emil wisse. Sei die Summe auch nur gering, so werde und müsse sie doch hinreichen, ihn nach England zu fördern, nöthigenfalls sei er entschlossen in Hamburg Matrosendienste zu nehmen — und wenn er nur erst einmal in England, so stehe die ganze Welt ihm offen; er habe sich nach Weg und Steg und allen andern Umständen in der Stille ganz genau erkundigt und auch des Französischen und Englischen sei er so weit Herr, daß er damit durchzukommen hoffe.

Ich hörte diesen Plänen und Entwürfen mit einem unbeschreiblichen Gemisch von Bangigkeit und Freude zu. Der Gedanke, mich von Hermann trennen zu sollen, war mir unerträglich und doch pochte mein Herz vor Stolz, daß mein Freund so kühner, tapferer

Entschlüsse fähig war. Auch fühlte ich bei alledem, daß noch irgend etwas unausgesprochen im Hintergrunde lag; was es war, davon hatte ich keine Ahnung — nur daß unsere Freundschaft so nicht zu Ende gehen könne, daß am fernen Horizont der Zukunft noch irgend ein Glück für uns verborgen liege, das unsere jungen Herzen jetzt noch nicht fassen könnten, das ahnte und fühlte ich allerdings . . . .

„Aber Du nimmst mich doch mit?“ sagte ich nach einer Pause, indem ich selbst erschrak über das ganz Unpassende und Thörichte meines Wunsches.

Hermann schüttelte leise mit dem Kopf, indem er ein herabgewehtes dürres Blättchen zwischen den Fingern zerzupfte.

„Aber so kommst Du doch wenigstens wieder?“ fragte ich dringender.

„Wenn ich lebe — ganz gewiß,“ bekräftigte er, und der Blick aus den treuen klaren Augen, mit dem er dieses einfache ‚Ganz gewiß‘ begleitete, sagte mehr, als tausend Eidschwüre vermocht hätten.

„Und schreibst mir auch in der Zeit?“ rief ich, mich ängstlich an ihn klammernd; es war mir in diesem Augenblick, als wäre er mir schon entrückt und eine weite unermeßliche Ferne dehnte sich zwischen mir und ihm.

„Wenn ich etwas Gutes zu melden habe,“ erwiederte er, „ganz ohne Zweifel und ich wünsche nur, daß meine Briefe Dir dann ebenso viel Freude machen mögen, wie neulich das Schreiben von Onkel Nonnemann —“

„Nein, nein,“ rief ich mit Heftigkeit, „Du mußt mir auch schreiben, wenn es Dir schlecht geht, ja gerade dann am allermeisten! Herr Gott im Himmel, wenn Du wieder krank würdest! und ich wäre nicht da Dich zu pflegen — was sollte aus Dir werden, wer sollte Dich schützen?“

„Der Gott, den Du anrufst und dessen heiliges Auge leuchtet über Dir und mir!“ erwiederte Hermann, indem er beide Hände sanft auf meine Stirn legte.

Zwölftes Capitel.

Das Gespenst zeigt sich zum zweiten Mal.

So saßen wir auch eines Abends — oder vielmehr muß ich sagen, eines Nachts. Hermann war vollkommen wiederhergestellt, die Luft war warm und mild, wie die Augustnächte in diesen Gegenden

zu ſein pflegen, am Himmel funkelten unzählige Sterne und der Mond ſchritt langſam durch ſie hindurch wie ein treuer Wächter, der die ihm anvertraute Heerde ſinnend überſchaut. Uns armen Weſen, in der Gefängnißluft, in der wir aufgewachſen, war dieſes Nachtleben ganz etwas Neues und Entzückendes; jene leiſen unbeſchreiblichen Töne, die ſich oft des Nachts vernehmen laſſen, Niemand weiß woher, erfüllten unſere Seele mit heiligen Schauern, vor jedem Stern hätten wir anbeten, vor jedem raſcheluden Laub in die Knie ſinken mögen, ſo gewaltig ſprach die geheimnißvolle Majeſtät der Nacht zu unſern ungewohnten Sinnen.

Freilich war es wieder ein großer Frevel gegen die Hausordnung, den wir uns zu Schulden kommen ließen. Indeſſen — der Oheim war verreiſt und die Uhren im Hauſe befanden ſich glücklich in ſolcher Verwirrung, daß Niemand ſo recht wußte, welche Zeit es war. Zu allem Ueberfluß hatte Emil zeitig ſein Lager geſucht, Tante Fränzchen war über dem Nähzeug eingenickt, ſelbſt die alte Dörte hatte ſich zur Ruhe begeben; kein Licht brannte weder im Hauſe noch in der Nachbarſchaft und nur der Mond goß ſein flüſſiges Silber hell über den kleinen Raum, der für uns eine ganze Welt einſchloß.

In unwillkürlicher Ehrfurcht vor dem Schweigen der Nacht war unſer Geſpräch endlich verſtummt; wir ſaßen Schulter an Schulter, unſere Hände lagen in einander, unſere Gedanken ſchwammen mit dem Mond durch unermeſſene goldene Fernen.

Ein plötzliches leiſes Geräuſch hinter mir in der Nähe des alten Seitengebäudes ſchreckte mich in die Höhe, ich wandte mich um — und ein entſetzlicher Schrei wollte ſich aus meiner Bruſt ringen: aber bevor er noch die Lippe verlaſſen hatte, verſtummte er, eine ſo entſetzliche Todesangſt ſchnürte mir die Kehle zuſammen, ich konnte nur mit beiden Händen krampfhaft Hermann's Arm ergreifen und ihn herumzerren nach der Gegend zu, wo ich das leiſe, kaum hörbare Geräuſch vernommen hatte. Dabei hatte ich die Augen unwillkürlich geſchloſſen und nach einer ſecundenlangen Pauſe erſt wagte ich ſie wieder zu öffnen.

Aber richtig, da ſtand ſie noch, wie aus der Wand getreten und ſtarrte zu uns herüber, rieſenhaft, unbeweglich, dieſelbe weiße geſpenſtige Erſcheinung, die mir einige Monate zuvor von derſelben Stelle aus ſolch furchtbares Entſetzen eingeflößt hatte. Wir ſaßen tief im Schatten des Birnbaums und es war nicht möglich, daß wir von jener Stelle aus

geſehen werden konnten. Dennoch war es, als hielte die Schreckgeſtalt die Augen — wenn ſie überhaupt Augen hatte — feſt auf uns gerichtet.

Zitternd vor Angſt hielt ich mich dicht an Hermann angeklammert. Aufmerkſam gemacht durch mein Erſchrecken, war er ebenfalls in die Höhe gefahren; kein Laut kam aus ſeinem Munde, er hielt den einen Arm ſchützend um mich geſchlungen, keine Aufregung, kein Zittern verrieth, was in ihm vorging. Aber an dem entſetzten Ausdruck ſeines leichenblaſſen Angeſichts gewahrte ich, daß er daſſelbe ſah, was mir das Blut in den Adern gerinnen machte.....

So mochte eine Minute oder mehr vergangen ſein; das Geſpenſt ſtand noch immer regungslos und ſtarrte vor ſich hin. Von tödtlicher Angſt übermannt, dem Wahnſinn nahe, ſchloß ich die Augen zum zweiten Mal. Ich fühlte, wie Hermann aufſpringen wollte: aber mit meinem ganzen Gewicht mich an ihn hängend, hielt ich ihn zurück. —

Als ich die Augen wiederum aufſchlug, war die Geſtalt verſchwunden. Noch immer waren wir keines Lautes mächtig; mit bleichen entſetzten Geſichtern, die ſich im Mondſchein ſelbſt wie Geſpenſter ausnahmen, ſtarrten wir uns an.

Endlich machte Hermann sich sanft aus meiner Umarmung los.

„Dies ist eine seltsame Geschichte," sagte er mit tonloser, aber fester Stimme, „und verdient näher untersucht zu werden; es scheint, liebe Helene, ich soll Dir in allen Stücken eine Ehrenerklärung schuldig werden, selbst auch was das Geistersehen anbetrifft . . ."

Damit ging er, trotz meines heftigen Sträubens, auf die verhängnißvolle Stelle zu. Zurückbleiben oder mitgehen war für mich gleich entsetzlich. Doch blieb ich bei dem Letztern wenigstens in Hermann's Nähe und so folgte ich ihm mit bebendem Schritte.

Hermann untersuchte die Stelle mit großer Sorgfalt. Es war in der Nähe jener alten, seit Jahren unbenutzten Pforte, ein wüster, dicht mit Unkraut bewachsener Fleck. Allein so viel Hermann auch umherspähte, so war doch nirgend die Spur eines Fußtrittes zu entdecken und auch die Pforte hing so fest in den rostigen Angeln wie immer.

Sprachlos starrten wir uns an.

Endlich ergriff Hermann das Wort; er war noch immer leichenblaß und so viel Mühe er sich gab, ruhig und gefaßt zu erscheinen, so fühlte ich doch,

wie seine Stimme, und zwar jetzt zum erstenmal, erbebte.

„Er wird wieder kommen," sagte er nachdenklich, indem er forschenden Blicks bald die Pforte, bald die zunächst liegenden starkvergitterten Fenster maß. „Er wird wiederkommen, ganz gewiß, dieser Geist, und ich zweifle nicht, daß ich noch einmal Gelegenheit finden werde, mich mit ihm zu unterhalten —"

„Um Gottes Willen," flüsterte ich, noch immer von Fieberfrost geschüttelt, „sprich nicht so ruchlos!"

„Ruchlos," wiederholte er sinnend, „o gewiß, das ist das richtige Wort: ein ruchloser Geist muß das sein und er mag sich in Acht nehmen, mir zum zweitenmal so nahe zu kommen. Jetzt laß uns zu Bette gehen," setzte er hinzu, indem er sich langsam von der Stelle entfernte. „Mitternacht ist längst vorüber und es ist Zeit für uns Beide, daß wir unser Lager suchen. Ich fürchte," indem er noch einmal stillestand und einen letzten prüfenden Blick über die Stätte des wunderbaren Ereignisses gleiten ließ, „hier liegen böse Geheimnisse verborgen und es thut mir in der Seele leid, daß Du, meine arme kleine Helene, zur Mitwisserin derselben gemacht werden sollst. Denke, Du hättest einen ängstlichen Traum gehabt und wunderlicher Weise, wie das ja wohl

kommt, hätte ich zu derselben Zeit dasselbe geträumt; es ist Sympathie der Seelen," setzte er mit einem Ton hinzu, der wohl scherzhaft sein sollte, in der That jedoch so furchtbar bitter klang, daß ich mein ganzes Grausen zurückkehren fühlte.

Schweigend gingen wir an einander hin. Nachdem wir ins Haus getreten und Hermann mit eigener Hand die Riegel vorgeschoben, auch das große altväterische Schloß noch einmal mit Aufmerksamkeit untersucht hatte, sagte er:

„Sympathie der Seelen, sagen die Leute, muß geheim gehalten werden zwischen denen, die sie empfinden, wenn sie nicht ihren Zauber einbüßen soll. Laß auch uns von unsern Träumen schweigen, hörst Du? Unverbrüchlich schweigen gegen Jedermann, auch wenn Du darnach gefragt werden solltest, bis ich Dir sagen werde: nun ist es Zeit, nun sprich!"

Ich nickte zum Zeichen meiner Zustimmung mit dem Kopf; einen Laut aus der Kehle zu bringen, war mir noch immer nicht möglich.

„Und nun gute Nacht, kleine Geisterseherin," sagte Hermann, da wir am Fuß der Treppe angelangt waren, wo unsere Wege sich trennten: „Gute Nacht — und das Beste ist: vergiß, vergiß für ewig was Du heute gesehen . . . . ."

„Nicht blos heute," flüsterte ich, indem mein Fuß noch immer in dem Boden wurzelte: „es war dieselbe Erscheinung wie in jener Nacht, genau dieselbe —"

Hermann wiegte nachdenklich mit dem Kopf.

„Dieselbe," wiederholte er, „sehr vermuthlich. Nun wie gesagt, ich hoffe sie noch kennen zu lernen; Du aber schlaf', schlaf', meine arme kleine Helene —"

Dabei wollte er mir nach seiner Gewohnheit einen Gutenachtkuß auf die Stirn geben; plötzlich jedoch besann er sich anders und mir heftig die Hand schüttelnd, drängte er mich leise von sich, die Treppe hinauf.

Ich entfloh, wie von Geistern gejagt. Oben auf der Treppe warf ich noch einen Blick rückwärts und sah Hermann, wie er mir ernst, aber freundlich nachschaute. Die Gewißheit seines Schutzes, seiner Liebe floß wie besänftigendes Oel auf die empörten Fluthen meiner Seele. Hastig warf ich die Thüre meines Kämmerchens ins Schloß, schob den Riegel vor und unausgekleidet mich aufs Lager werfend, zog ich die Decke dicht über mich, noch immer von innerem Grausen geschüttelt und doch beruhigt durch den Gedanken, daß Hermann für mich wachte.

Dreizehntes Capitel.

Eine unerwartete Entdeckung

Aus kurzem unruhigem Schlaf wurde ich am nächsten Morgen frühzeitig durch eine ungewöhnliche Bewegung im Hause erweckt. Thüren wurden auf- und zugeschlagen, schwere fremde Tritte polterten den Gang entlang, heftiges Rufen verschiedener Stimmen tönte aus Hof und Garten. Langsam richtete ich mich empor: die furchtbare Aufregung der Nacht summte mir noch in allen Nerven, so daß ich mich nur schwer in der Wirklichkeit zurechtfand. Was bedeutete dies ungewohnte Treiben? Sollte der Oheim plötzlich zurückgekehrt sein? Oder sollte etwa Hermann wieder —

Mit gleichen Füßen wollte ich eben aus dem Bette springen, als ein heftiges Pochen an der Thür meine Aufregung noch vermehrte; ich hörte Tante Fränzchens Stimme und öffnete sofort.

Ja in der That, es war Tante Fränzchen, aber in welchem Zustand! Ich selbst, da ich gestern das Gespenst erblickte, konnte nicht entsetzter ausgesehen haben, als sie es in diesem Augenblicke that. Zitternd an Händen und Füßen, ihrer Sinne kaum

mächtig, sank sie auf den Stuhl vor meinem Bette; es dauerte geraume Zeit, bevor sie sich nur so weit erholt hatte, mir auf meine ängstlichen Fragen Antwort zu geben.

„Was es giebt?“ stöhnte sie endlich: „Ach Du armes unschuldiges Kind, daß Du noch fragst, was es giebt! Elend giebt es, Verzweiflung, Untergang! O meine Ahnung, wie recht hat meine Ahnung gehabt! Wenn der Rechnungsrath zurückkommt — nein, nein, ich überlebe das nicht, ich muß ins Wasser gehen, ich kann das nicht überleben!!“

Jedes Wort, das sie sprach, erhöhte mein Entsetzen. Dennoch beruhigte es mich einigermaßen, daß sie so sehr um die Rückkehr des Oheims klagte; ich glaubte daraus schließen zu dürfen, daß es wenigstens kein Unglück war, welches Hermann betroffen.

„Aber, liebe Tante,“ bat ich, indem ich mich so rasch wie möglich ankleidete, „fasse Dich doch nur, beruhige Dich! Wir haben ja in allen Stücken unsere Pflicht erfüllt und wenn der Oheim —“

„Unsere Pflicht erfüllt,“ rief sie, „ja das haben wir, treulich unsere Pflicht erfüllt, so gut eine arme schwache Witwe es vermag! Wenn seine Riegel und Schlösser nicht fest genug waren, wessen Schuld ist es? Hat er uns zum Wächter gesetzt? Ist es

die Sache einer armen Witwe mit zwei halberwachsenen Knaben, einem Mädchen von zwölf Jahren und einer halbblinden Köchin ein Haus zu hüten, in welchem solche Schätze aufbewahrt werden? Er selbst ist Schuld daran — Niemand weiter als er selbst, ins Gesicht will ich es ihm sagen und wenn er mich todtschlägt vor Zorn und Aerger....."

Eine seltsame Ahnung dämmerte mir.

„Aber was ist denn nur?" fragte ich, indem ich das Fensterchen öffnete, das in den Garten führte, wo ich mit Erstaunen einen nie gesehenen Zusammenfluß fremder Personen bemerkte, die alle ängstlich hin- und herliefen, unter alle Büsche kuckten, nach allen Fenstern in die Höhe starrten.

„Was da ist?!" rief Jane Kränzchen: „Die ganze Hölle ist los, Raub, Diebstahl, Verrätherei! O gerechter Gott, daß das auch gerade begegnen muß, während der Herr Rechnungsrath im Bade ist! Aber freilich, freilich," wies sie sich selbst zurecht, „wäre er dagewesen mit seinen Falkenaugen, die Diebe hätten es nicht gewagt oder hätten sie es gewagt —"

„Diebe?!" stammelte ich; so unerwartet diese Aufklärung war, so fühlte ich mein Herz doch wie durch eine Felsenlast befreit: ich hatte doch nun

wenigstens die Gewißheit, daß es nichts war was Hermann betraf . . . .

„Ja, ja, Diebe," wiederholte die Tante ärgerlich, „mein Gott, was fragst Du denn noch lange, hast Du denn keine Ohren am Kopfe? Diebe — so, hast Du es nun gehört? Diebe sind über Nacht in das Kassengebäude eingebrochen, haben alle Schränke durchwühlt, alle Kasten ausgeräumt, alle Papiere zerrissen — wenn sie nur wenigstens die Papiere nicht zerrissen hätten," stöhnte die unglückliche Frau, „der Schwager war von jeher so eigen mit seinen Papieren — ja ja, es ist keine Rettung, ich muß ins Wasser, noch ehe er zurückkommt . . . ."

„Der Geist, der Geist!!" kreischte ich laut auf, indem ich mit gerungenen Händen im Zimmer auf- und ablief; nun auf einmal verstand ich, von welcher Beschaffenheit dieser Geist gewesen und was Hermann's nachdenkliche Reden von Wiederlieben und Nocheinmaltreffen bedeutet hatten. In demselben Augenblick jedoch fiel mir auch Hermann's Verbot ein und um die Aufmerksamkeit der Tante abzulenken, schwatzte ich bunt und wirr das tollste Zeug durch einander.

„O Du mein Himmel," seufzte die Tante, indem sie die Treppe wieder hinunterschlich, „nun verliert das arme Kind auch noch sein bischen Verstand. Ein

Wunder iſt es nicht, im Gegentheil, es iſt das Beſte, was der Menſch thun kann in ſolchen Zeiten und ich wollte nur, ich wäre erſt ſo weit . . .“

Einige Minuten ſpäter folgte ich. Da fand ich denn allerdings ein ganz ungewohntes Treiben in dem ſonſt ſo ruhigen Hauſe. Polizeibeamte, Nachbarn, ſchnell herbeigerufene Mitglieder der Oberbehörde drängten ſich durcheinander, Jeder fragte, Jeder antwortete und Keiner wußte, was eigentlich anzufangen. Die Spuren des Verbrechens waren ſo offenbar, daß über die Thatſache ſelbſt kein Zweifel ſein konnte; deſto plötzlicher verſchwanden ſie, ſobald man den Schauplatz des Verbrechens verließ. Die kleine Pforte nach der Gartenſeite des Kaſſenlocals, dieſelbe Pforte, die noch wenige Stunden zuvor ich und Hermann vollkommen feſt und unverſehrt gefunden hatten, war über Nacht erbrochen worden. Die Gitter an den Fenſtern, die geſtern noch ſo haltbar geſchienen hatten, zeigten ſich bei näherer Unterſuchung von irgend einer ätzenden Flüſſigkeit angegriffen und zermürbelt; ein Theil davon war zurückgebogen und es ſchien, als ob die Diebe durch die Fenſter in das Innere des Gebäudes eingedrungen, dann aber, vielleicht mit einem der zahlreichen alten Schlüſſel, die hier aufbewahrt wurden,

die Thüre von innen halb geöffnet, halb erbrochen und so das Freie erreicht hatten. Einige abgestoßene Stellen an der Mauer, die in den Nachbargarten und von da weiter in die Straße führten, schienen den Weg anzudeuten, welchen sie bei ihrem Rückzug genommen. Doch suchte man vergebens nach einer Spur von Fußtritten oder irgend sonst etwas, das auf den näheren Hergang des Verbrechens schließen ließ.

Wie es bei solchen Begebenheiten regelmäßig geschieht, wollte auch jetzt Jedermann etwas gehört und bemerkt haben, was er nun nachträglich mit dem Vorgefallenen in Verbindung brachte. Der Nachtwächter wollte kurz vor Mitternacht eine vermummte Gestalt bemerkt haben, die sich dicht an den Häusern hingedrückt; ja die alte Dörte wollte kurz vor Tagesanbruch durch Tritte geweckt worden sein, die sich scheinbar über unsere Hausflur bewegten und bei denen sie anfangs, noch halb im Schlafe wie sie war, gedacht haben wollte, Herr Nonnemann wäre wohl gar plötzlich zurückgekehrt; sie habe eine Zeitlang gehorcht, da jedoch Alles wieder still geworden, habe sie sich auf die Seite gelegt und sei noch einmal eingeschlafen.

Auch waren alle diese Angaben viel zu unbestimmt

und widersprachen sich großen Theils zu sehr unter einander, als daß man irgend eine Vermuthung hätte darauf gründen können. Mir selbst schwebte mehr als einmal die Geschichte unserer nächtlichen Erscheinung auf der Zunge und wirklich rief Emil, der nur von meinem ersten Abenteuer wußte, mir neckend zu:

„Nun siehst Du, kleine Dame? Da hat Dein alter verliebter Mönch ja auf einmal seine Erklärung gefunden . . . . .“

Doch war die Aufregung der Versammelten viel zu groß, um auf eine Aeußerung von uns jungen Leuten zu achten. Und daß ich selbst nichts weiter verrieth, dafür sorgten die gemessenen Blicke, die Hermann mir zuwarf und die ich nur allzuwohl verstand.

Im Uebrigen zeigte Hermann sich auch bei dieser Gelegenheit wieder so praktisch und so besonnen, daß ich ihm mit stiller Bewunderung zusah, besonders wenn ich an das furchtbare Geheimniß dachte, das er gleich mir im Busen trug und in Betreff dessen ich selbst, trotz meiner kindlichen Unerfahrenheit, nicht zweifeln konnte, daß es mit dem eben entdeckten Verbrechen in irgend einer Weise in Verbindung stand. Er ging den Beamten bei ihrer Auf-

nahme des Thatbestandes zur Hand, gab kurze klare Auskunft über den Ort, wo und die Art, wie die geplünderten Bücher und Gelder für gewöhnlich aufbewahrt wurden, und auch als einer der Beamten ihn zufällig fragte, ob er selbst denn im Lauf der Nacht nichts Ungewöhnliches vernommen, antwortete er mit ruhiger Stimme: nein, er sei zur gewohnten Stunde bald nach seinem Bruder zu Bett gegangen, habe die ganze Nacht fest und ruhig geschlafen und sei erst in der Frühe des Morgens durch den Lärmen erweckt worden, welchen die Entdeckung des Diebstahls von Seiten der Nachbarn, denen die offenstehende Pforte und die zerbrochenen Gitter aufgefallen waren, veranlaßt hatte.

Auch das war mir wieder eine große Erleichterung; es wußte also Niemand, daß wir Beide, Hermann und ich, so spät noch im Garten gewesen waren und jede Möglichkeit, uns mit dem unangenehmen Vorfall persönlich in Verbindung zu setzen, war damit beseitigt.

Endlich verlief die Menge sich; die Spuren an Thüren und Fenstern wurden genau verzeichnet, der Garten abgesperrt und — nach dem alten Satz, daß man den Brunnen zudeckt, wenn das Kind hineingefallen ist — eine Wache in der Nähe auf-

gestellt, die auf Alles, was sich in der Umgebung unseres Hauses zutrug, genau Acht haben sollte. Auch wurde sofort ein reitender Bote (Dampfwagen und Telegraphen existirten damals noch nicht) zu meinem Oheim entsandt; man berechnete, daß bei alledem fast acht Tage vergehen müßten, bevor der Oheim an Ort und Stelle sein könnte und bedauerte zum Voraus den Schreck, den die unerwartete Nachricht dem eifrigen, um sein Amt und die Sicherheit der ihm anvertrauten Geschäfte ängstlich besorgten Beamten verursachen müßte.

Vierzehntes Capitel.

Herr Nonnemann kehrt zurück.

Aber nicht acht Tage dauerte es, bevor der Oheim zurückkehrte, sondern schon am zweiten Morgen nach dem unglücklichen Vorfall traf er, krank und angegriffen von der durchfahrenen Nacht, aber doch in ziemlicher Fassung, bei uns ein. Der Bote hatte ihn bereits auf der Rückreise getroffen; eine geheime Ahnung hatte ihm keine Ruhe gelassen, so daß er

zeitiger aus dem Badeorte aufgebrochen war, als ursprünglich seine Absicht gewesen. Ja ohne den unglücklichen Zufall, daß, noch eine Tagreise vom Hause entfernt, ein plötzliches heftiges Unwohlsein ihn zwang, eine zweitägige Rast in einem unscheinbaren Grenzstädtchen zu machen, würde er vielleicht noch vor dem Verbrechen eingetroffen sein, wo dasselbe dann, wie Niemand zweifelte, durch seine Umsicht und Wachsamkeit gewiß verhindert worden sein würde.

Bei der Untersuchung des Verbrechens und seiner Spuren zeigte er, wie man sich denken kann, den größten Eifer. Nichts entging seinen Blicken, die sich bei dieser Gelegenheit in der That als Falkenblicke bewährten, selbst nicht die leise Spur, welche Hermann's und meine Tritte bei dem gespenstigen Vorfall jener Nacht im Grase zurückgelassen und die bisher noch von Niemand bemerkt worden war. Herr Nonnemann, dessen Allwissenheit sich bei dieser Gelegenheit wieder im glänzendsten Lichte zeigte, brachte glücklich heraus, daß dieselben zu unserm Wohnhause zurückführten. Eine Zeit lang stand ich Todespein aus, er möchte auch entdecken, von wem die Tritte herrührten und es bedurfte Hermann's ganzer Kaltblütigkeit, um mich wenigstens so weit zu

ermuthigen, daß ich nicht an uns selbst zum Verräther wurde.

Indessen auch der klügste Verstand hat seine Schranken und so fand auch Herr Nonnemann die seine. Wohin die Tritte führten, brachte er glücklich heraus, zog jedoch nur den Schluß daraus, daß die Diebe ursprünglich von der Straße her durch unser Haus gekommen wären und sich vermuthlich auch auf demselben Wege entfernt hätten; was die entgegenstehenden Spuren anbetreffe, wie die Beschädigung der Nachbarmauer und einige ähnliche Merkmale, so meinte er, dieselben wären von den Dieben künstlich angerichtet, um die Nachforschung auf eine falsche Fährte zu leiten. Gewiegte Diebe — und andere natürlich würden sich an einen solchen Kassendiebstahl gar nicht gewagt haben — pflegten das so zu machen; er habe, von geheimem Instinct getrieben, viele derartige Criminalgeschichten gelesen und sei dabei fast jedesmal auf eine solche Diebesfinte gestoßen, die ihn deshalb auch nicht zu täuschen im Stande sei. Die Behörden gaben ihm Recht, man stellte Nachforschungen in der von ihm bezeichneten Richtung an, war indessen auch damit nicht glücklicher wie mit den bisherigen Versuchen.

Im Uebrigen, wie schon erzählt, zeigte der Oheim

Bayerische

sich weit ruhiger und gefaßter, als man nach seiner sonstigen Art hätte voraussetzen sollen. Tante Fränzchen kam wirklich mit dem bloßen Schreck davon selbst Hermann's Krankheit und die dadurch verursachten Mehrausgaben und Störungen schwanden gegen dies Ereigniß zu einer Unbedeutendheit zusammen, daß kaum die Rede davon war, und so wußte die gute Frau in der Stille oft selber nicht, ob sie das so sehr gefürchtete Ereigniß nicht am Ende noch als ein Glück betrachten sollte. Jedenfalls stand so viel fest, daß Schwager Nonnemann ein Engelherz hatte, ein pures Engelherz, und so sang sie sein Lob denn eifriger als je, vor Jedem, der es hören und nicht hören mochte, obschon der Letzteren in der That außer uns verstockter junger Welt, wohl nur sehr Wenige waren.

Nur über einen Punkt vermochte Herr Nonnemann sich bei alledem nicht zufrieden zu geben. Der Diebstahl an der Kasse war höchst bedeutend, er belief sich auf mehrere Tausende, theils in baarem Gelde, theils in Documenten. Auch Herr Nonnemann's eigene Ersparnisse hatten sich dabei befunden und waren denselben verhängnißvollen Weg gegangen. Doch waren sie zum Glück, wie er mit halbwehmüthigem Lächeln hinzusetzte, nicht groß

gewesen und so wolle er den persönlichen Verlust gern verschmerzen, wenn er nur den Schaden ersetzen könne, welchen die Bürgerschaft dabei erlitten, sowie die zahlreichen Witwen und Waisen und überhaupt die armen Leute, die hier ihren Sparpfennig niederzulegen pflegten. Aber dazu freilich lange sein bischen Caution bei Weitem nicht, selbst angenommen, daß man ihn verantwortlich machen wolle und könne für ein Unglück das sich zu einer Zeit zugetragen, da er mit Erlaubniß seiner vorgesetzten Behörde vom Hause entfernt gewesen. Ihn selbst treffe dabei sicher keine Schuld, im Gegentheil, er habe, wie die Acten der Oberbehörde ausweisen müßten, zu wiederholten Malen auf die Gründung der Gartenpforte aufmerksam gemacht und gehorsamst darauf angetragen, sie doch lieber gänzlich zu vermauern. Ja er habe aus reinem Pflichtgefühl, reinem Sinn für Ordnung und Regelmäßigkeit sich dieses ihm viel bequemeren Zugangs niemals bedient, sondern sei, wie die ganze Nachbarschaft ihm bezeugen könne, jederzeit durch den großen Eingang von der Straße her gegangen; seines Wissens habe er nicht einmal einen Schlüssel zu der Gartenpforte besessen und so dürfe er dreist behaupten, daß ihn in dieser Hinsicht keine Art von Vorwurf treffen könne.

Seine Vorgesetzten gaben ihm in allen Punkten vollkommen Recht und nur über Eines vermochten auch sie ihn nicht zu trösten: das war die Vernichtung seiner Bücher und Papiere. Seit zwanzig Jahren, sagte er, führe er diese Bücher selbständig, nie wäre eine fremde Hand, kaum je ein fremdes Auge darüber gekommen, da bei dem hohen, und — er dürfe es sagen — nicht unverdienten Zutrauen, mit welchem seine Oberbehörde ihn beehre, die vorschriftsmäßige Kassen- und Bücherrevision seit langen Jahren nur der Form wegen vollzogen worden sei. So wären diese Bücher ein Stück seiner Existenz gewesen und er sehe wirklich noch nicht recht ab, wie er, ohne Gottes ganz besondern Beistand, künftighin leben solle ohne sie.

Das Allerschlimmste aber, fuhr er fort, wäre die gräuliche Verwirrung, die dadurch in das Geschäft selber gekommen und die er auf keine Weise zu lösen wisse. Alle Nachweise wären vernichtet, alle Quittungen zerrissen und verdorben; er selbst, so eingearbeitet er in dieses Geschäft auch wäre und so fest er sich in vielen Stücken auf sein Gedächtniß verlassen könne, vermöge doch nicht, sich in diesem chaotischen Haufen von Papieren und Papierfetzen zurechtzufinden.

Aber daraus, ſchloß er, könne man erſt recht ſehen, welch ein verbrecheriſches, abſcheuliches Geſindel dieſe Diebe geweſen ſein müßten. Der roheſte Menſch, ſoweit die göttliche Gabe der Schrift ihm überhaupt bekannt ſei, nicht einmal aus eigener Uebung, nur vom Hörenſagen, empfinde unwillkürlich eine gewiſſe Ehrfurcht vor jeder wohlgeſchriebenen, zierlichen Schrift, geſchweige denn vor ſolchen in ihrer Art unübertrefflich geführten Büchern (— bei ſo außerordentlichen Fällen müſſe ein wenig Selbſtlob ſchon geſtattet ſein —) wie er dieſelben auf ſeinem Bureau gehabt habe. Und ſelbſt dieſe unübertrefflichen Bücher, alle in derſelben Größe, alle geſchrieben wie in Kupferſtich, genau eine Zahl, ein Buchſtabe wie der andere, hätten dieſen Barbaren keinen Reſpect einflößen können, auch ſie wären von ihnen vernichtet worden und zwar offenbar aus reinem Muthwillen, blos um ihre kannibaliſchen Gelüſte zu befriedigen! Es wundere ihn blos, daß ſie nicht auch bei Tante Fränzchen eingebrochen und ihr und den armen Waiſenkindern, denen er in ſeinem Hauſe Obdach gebe — Du lieber Gott, es ſei ja doch ſein Blut und darum, ſo ſchwer die Laſt ihm zuweilen auch würde, murre er doch nicht und baue auf die Hülfe des Herrn — den Hals abgeſchnitten hätten. Denn

zuzutrauen sei solchen Barbaren Alles und er für seine Person begreife beinahe noch eher, wie man in Haß oder Leidenschaft einem lebendigen Menschen ein Messer in den Leib stoßen, als wie man ein solches reinliches, schöngeschriebenes Buch aus bloßem Muthwillen vernichten könne.

Fünfzehntes Capitel.

Die Flucht.

Auch diese Auseinandersetzungen des unglücklichen, in seiner geschäftlichen Ehre so tief verletzten Beamten fanden die vollste Zustimmung der betheiligten Behörden — oder schienen sie doch wenigstens zu finden. Uns mindestens wurde vom Gegentheil nichts bekannt. Die Untersuchung wurde zwar mit Eifer fortgesetzt und auch sämmtliche Hausgenossen, uns Kinder mit eingeschlossen, wurden der Reihe nach vernommen. Doch geschah dies offenbar nur der Form wegen und auch für den Gegenstand der Untersuchung ergab sich daraus nicht der mindeste Aufschluß.

Mir selbst wurde es ungemein schwer, das Schweigen aufrecht zu erhalten, welches Hermann mir zur Pflicht gemacht hatte. Zum Glück brauchte ich auf alle mir vorgelegten Fragen nur immer die eine Antwort zu geben, ich hätte geschlafen und da die Verwirrung welche ich dabei zeigte, für ein junges Mädchen in meiner Lage vollkommen natürlich und angemessen war, so drang auch Niemand mit weitern Nachforschungen in mich. Auch die öffentlichen Bekanntmachungen und Aufrufe, welche die Behörden erließen, blieben ohne Frucht, die Diebe sammt dem gestohlenen Gut waren wie von der Erde verschlungen und so schlief die ganze Untersuchung dem Anscheine nach ein und auch meine Gedanken begannen allmählich sich wieder auf andere Dinge zu wenden.

Mit Hermann hatte ich bisher über den Vorfall kein Wort gewechselt; er selbst vermied es absichtlich und ich meinerseits empfand bei dem Gedanken an die nächtliche Erscheinung noch ein viel zu lebhaftes Grausen, als daß ich aus freien Stücken das Gespräch auf irgend etwas hätte bringen mögen, was damit im Zusammenhange stand — noch dazu in einem solchen geheimnißvollen peinlichen Zusammenhange.

Darum fuhr ich auch ordentlich zusammen, als Hermann mir eines Abends — es mochten ungefähr zehn oder zwölf Tage seit der Rückkehr des Herrn Nonnemann verflossen sein — beim Zubettgeben zuflüsterte, ich möchte meine Kammerthür die Nacht offen lassen, er habe etwas höchst Nothwendiges mit mir zu sprechen und wisse keine andere Art mir dasselbe mitzutheilen, als daß er heimlich, wenn alle Uebrigen schliefen, auf mein Zimmerchen käme.

Man erinnere sich, von wem und zu wem diese Worte gesprochen wurden: nämlich von einem siebzehnjährigen Knaben zu einem zwölfjährigen Kinde — und man wird hoffentlich keinen Anstoß daran nehmen, daß ich, wiewohl in den Tod erschrocken, ihm doch mein Einverständniß zuwinkte.

Eine Stunde mochte ich, unausgekleidet auf meinem Bettchen sitzend, gewartet haben; es war eine dunkle Nacht, mein Lämpchen hatte ich aus Furcht vor Entdeckung längst ausgelöscht und nur die Sterne warfen einen bleichen Schimmer in das enge Gemach, als ich endlich den Sand auf der Diele knistern hörte und gleich darauf schlich Hermann herein. Wir reichten einander durch die Dunkelheit die Hände; dann rückte Jeder, von einer

unwillkürlichen Scheu getrieben, auf die äußerste Ecke des Bettes.

„So müssen wir zusammenkommen," sagte Hermann endlich, „wie die Diebe in der Nacht, weil die wirklichen Diebe uns zu Aufpassern gesetzt sind und nicht dulden, daß wir frei mit einander verkehren. Und weißt Du auch, Helene, ahnst Du, weshalb ich komme?"

Ich verneinte zaghaft; seine Reden erschienen mir so wirr und zusammenhanglos, daß ich schon bedauerte, ihm diese Zusammenkunft gestattet zu haben.

„Nun denn," fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort, „es muß heraus und morgen erfährst Du es ja doch —: ich komme um Abschied zu nehmen, Helene, Abschied für lange Zeit . . ."

„Abschied?!" rief ich entsetzt.

„Ja, Abschied," bekräftigte er: „was ist an dem Worte, das Dich so sehr entsetzt? Habe ich Dich nicht erst neulich darauf vorbereitet und habe Dir gesagt, daß ich dies Leben hier im Hause nicht lange mehr ertragen würde, sondern würde mich auf und davon machen bei der ersten Gelegenheit, weit fort in die Welt, um mein Glück zu suchen — meines und so Gott will auch Deines, Du liebe, kleine Helene?" setzte er mit zärtlicher Stimme hinzu.

„Aber doch nicht jetzt?!“ rief ich, „doch nicht in diesem Augenblick? Was treibt Dich fort gerade in diesem Augenblick?“

Ohne zu wissen, was ich that, war ich aus meiner Ecke aufgesprungen und stand jetzt dicht vor dem geliebten Freund; ich hörte durch die Dunkelheit das schwere Athmen seiner Brust und glaubte zu sehen, wie leise dichte Thränen ihm über das Antlitz flossen.

Aber es währte nur wenige Secunden, so hatte er seine Rührung überwältigt.

„Ja, jetzt, eben jetzt,“ erwiederte er mit fester, beinahe harter Stimme, „noch diese Nacht; ich habe der alten Dörte den Hausschlüssel aus dem Küchenschranke entwendet und da Gott mein Herz kennt und weiß, was mich zu diesem Schritte treibt, so wird er ihn mir auch verzeihen . . . . .“

Ich stand noch immer wie betäubt; die ganze Kammer drehte sich um mich her, feurige Ringel tanzten durch die Dunkelheit vor meinen Augen.

„Und was treibt Dich denn?“ stammelte ich endlich, „warum willst Du von mir gehen und willst mich allein lassen in dieser entsetzlichen Einsamkeit? O so gehe wenigstens nicht heute, gehe wenigstens nicht heimlich, nicht bei Nacht, Hermann! Die Nacht

ist keines Menschen Freund, wir haben es selbst erfahren, Hermann —"

Hermann schien den letzten Theil meines Angstrufes gar nicht gehört zu haben.

„Weil ich muß," erwiederte er entschlossen, „weil man morgen den Dieb ergreifen wird, welcher die Kasse geplündert und die Rechnungsbücher vernichtet hat und weil ich nicht als Zeuge auftreten will gegen den Dieb —"

„Man wird den Dieb ergreifen?!" rief ich halb erfreut: „Aber das ist ja prächtig, das ist ja, was alle Welt wünscht, da wird ja auch wieder Ruhe in unserm Hause werden . . . ."

„Sehr ruhig wird es in diesem Hause werden, allerdings," versetzte Hermann mit Bitterkeit, „so ruhig, fürchte ich, daß bald kein Mäuschen mehr in der Ecke rascheln wird. — Aber laß uns zur Sache kommen: ich will und muß fort, meine paar ersparten Thaler führe ich bei mir, Du bist die Einzige, die von meinem Plane weiß; von Dir Abschied zu nehmen war der Zweck dieser Zusammenkunft — er ist erreicht und nun behüte Dich Gott, Helene . . .!"

Seine Lippen suchten mich durch die Dunkelheit und ein heißer Kuß, von noch heißern Thränen begleitet, brannte auf meiner Stirn.

„Nein, nein," schrie ich, „das ist ja wieder nur so ein furchtbarer Traum, wie wir schon einmal gehabt; was heißt das Alles? Welch ein Wahnsinn hat Dich erfaßt? Was weißt Du von dem Dieb? Und wenn man ihn wirklich ergreift, was kümmert es Dich? und welche Art von Zeugniß hast Du gegen ihn abzulegen, daß Du die Flucht davor ergreifst? Ist denn das solch ein Verbrechen, daß wir Nachts über die Zeit im Garten gesessen haben? Wenn es Dir an Muth fehlt, wohlan, ich selbst will die Erste sein, es zu bekennen und wenn der Oheim uns dafür strafen will, so will ich die Strafe auf mich nehmen ohne Murren —"

„Der Oheim," unterbrach Hermann mich mit starker Stimme, „wird Niemand mehr strafen, hörst Du? Niemand, weder Dich noch mich noch irgend Jemand in der Welt, die Reihe gestraft zu werden kommt jetzt an ihn selbst —"

Und dann sich dicht zu mir neigend und seine Lippe an mein Ohr legend:

„Du fragst mich," flüsterte er, „wer der Dieb ist und warum mir der Muth fehlt Zeugniß abzulegen gegen ihn? Hättest Du wirklich nichts geahnt? Bist Du noch solch Kind, solch armes unschuldiges Kind, daß Dir verborgen ist, was sich schon seit

zwei, drei Tagen alle Leute mit den Augen zuwinken? Du und der Verbrecher selbst und meine arme unglückliche Mutter, vielleicht seid Ihr drei die Einzigen in der ganzen Nachbarschaft, die noch nichts wissen und noch nichts ahnen — es ist schrecklich, schrecklich," stöhnte er, „und meine Seele erschrickt und windet sich in Verzweiflung, daß ich der Erste sein soll, der Deine glückliche Blindheit stört. Aber doch besser, Du erfährst es durch mich und schon jetzt, als erst morgen und aus einem fremden Munde. Also kurz —"

Und wiederum mit seinen Lippen mein Ohr suchend:

„Es ist wie im Lustspiel," sagte er, „Dieb und Bestohlener sind eine Person: Onkel Nonnemann, der Mann nach der Uhr, der pflichttreue Beamte, das Muster der Redlichkeit vor der ganzen Stadt, ist ein langjähriger gewohnheitsmäßiger Kassendieb, er selbst, in der Unmöglichkeit seine Veruntreuungen länger zu verdecken, hat sich auf eine mir noch nicht bekannte Weise heimlich in die Stadt geschlichen und hat den angeblichen Diebstahl veranstaltet. Begreifst Du nun, wer das Gespenst gewesen? Das große riesenhafte Gespenst, das genau so breite Schultern hatte wie Onkel Nonnemann und das auch aller-

dings sehr bequem durch Mauern und Riegel schlüpfen konnte, nämlich weil Onkel Nonnemann heimliche Schlüssel dazu besaß?"

„Der Oheim!" stammelte ich entsetzt; die Sinne verließen mich, ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe.

„Ja der Oheim," wiederholte der unerbittliche Jüngling, „und eben weil es der Oheim ist und, weil dasselbe Blut in ihm fließt, das mich gezeugt hat, weigert mein Herz sich und erschrickt vor dem Gedanken, Zeugniß gegen ihn abzulegen. Erwäge selbst, was soll ich thun? Alles wird zur Sprache kommen, die Criminalbeamten, ich habe es aus ihren Aeußerungen und Querfragen wohl bemerkt, halten ihn bereits an tausend heimlichen Fäden, ein einziger Zug und er zappelt im Netz. Es ist unvermeidlich, daß auch das Ereigniß jener Nacht, unmittelbar vor dem Diebstahl, zur Sprache kommt; was soll ich sagen, was antworten, wenn etwa die Beamten schärfer in mich dringen oder wenn irgend ein anderer zufälliger Umstand zum Verräther an uns wird? Man wird mir einen Eid aufzwingen und ich werde nur die Wahl haben, entweder falsch zu schwören oder durch mein Zeugniß den Bruder meines Vaters, den Mann, an dessen Tisch ich bisher gesessen und dessen Wohlthaten mich ernährt haben, ins Zuchthaus

zu bringen. Alſo Schurke hier oder Schurke da — nein, nein, das iſt eine Wahl, der ich mich nicht gewachſen fühle, davor ergreife ich lieber die Flucht und überlaſſe dem Himmel, dies entſetzliche Räthſel zu entſcheiden."

„Aber man wird Dich ergreifen," wimmerte ich, „man wird Dich zurückführen mit Gewalt . . ."

„Mit Gewalt," erwiederte er, „allerdings, das iſt möglich. Aber ſo geſchieht es eben mit Gewalt und einer Gewalt, die er nicht überwinden kann, muß Jeder weichen."

„Und ich, ich," fuhr ich fort, „was ſoll ich anfangen? Was wird aus mir? Wenn man nun auch mein Zeugniß verlangt, was ſoll ich erwiedern?"

„Du," belehrte Hermann mich, „biſt noch ein Kind, Dein Zeugniß wird Niemand im Ernſt verlangen — und geſchähe es dennoch, nun, ſo gieb es, wie Du es verantworten kannſt vor Gott und Deinem eigenen Gewiſſen; Du biſt kein Mann, Dein Ehrenpunkt liegt nicht darin, daß Du nicht zum Verräther wirſt an Deinem Blutsverwandten und Wohlthäter. Aber mit mir, verſtehſt Du wohl? mit mir iſt das etwas Anderes, ich bin ein Mann und darf nicht den Schimpf auf mich laden, zum

Verräther geworden zu ſein, wo meine Flucht mein Schweigen erkaufen konnte.“

Und indem er ſo ſprach, glaubte ich durch die Dunkelheit zu ſehen, wie ſeine Geſtalt ſich gleichſam in die Höhe hob und ſein Auge leuchtete von edlem, männlichem Stolz.

Meine Einwürfe waren zu Ende; ich konnte nichts mehr, als mit gefaltenen Händen ſeine Knie umfaſſen und wimmernd bitten:

„O verlaß mich nicht! verlaß mich nicht, Hermann! Bleibe hier, Hermann! Verlaß Deine kleine Helene nicht!“ —

Allein er blieb unbeweglich.

„Es geht nicht,“ ſagte er mit feſter Stimme, „ich habe mir in der Stille Alles wol hundertmal überlegt, das Herz blutet mir ſelbſt, daß ich Dich verlaſſen muß und Mutter und Bruder, obenein in ſolch entſetzlichem Augenblick — aber es geht nicht anders, ich kann die Schande nicht auf mich nehmen, meinen Oheim ins Zuchthaus gebracht zu haben . . .“

Seine Beharrlichkeit erbitterte mich; das war nun Einer von jenem Geſchlecht, von dem Tante Fränzchen mich verſichert hatte, ein Wink unſeres Auges könne die beſten, die klügſten von ihnen

zähmen — ich rang die Hände vor ihm, fußfällig bat ich ihn — und was nützte es mir?

Mein kindiſcher Zorn erwachte.

„Gut denn,“ ſagte ich, indem ich mich in die entfernteſte Ecke des Zimmers zurückzog: „ich ſehe jetzt, daß Du mich nie geliebt haſt — o nein, denke nicht, ich wäre ein Kind: Du haſt mich zu Jahren gebracht, ich weiß jetzt, was Deine Schwüre und Verſicherungen ſind — geh! geh!! und opfere uns dem, was Du Deine männliche Ehre nennſt!“

Hermann war mir leiſe gefolgt, er ſuchte meine Hand zu ergreifen; ich aber wandte mich zürnend von ihm und verbarg das Geſicht in den Händen.

„Ah,“ ſagte er leiſe, „das thut weh — aber vielleicht iſt es das Beſte ſo . . .“

Ein flüchtiger Hauch berührte mein Haar. Gleich darauf hörte ich meine Kammerthüre leiſe zuklappen. Ich wandte mich um — aber meine ausgebreiteten Arme griffen nur in das leere Dunkel. Ich wollte hinaus, wollte Lärm im Hauſe machen — aber die Beſinnung verließ mich und ohnmächtig ſank ich am Kopfende meines Bettes nieder. — —

Der erſte Strahl der Sonne, der in meine Kammer fiel, erweckte mich. Der Kopf war mir wüſt,

alle Glieder wie zerſchlagen. Mühſam raffte ich mich auf, ſchleppte mich aufs Bett und ſuchte durch einen kurzen Morgenſchlaf meine zerrütteten Sinne wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Und mitten im Schlaf durchzuckte mich wieder der Gedanke: o Gott, am Ende iſt doch alles nur ein Traum geweſen und wenn Du aufwachſt, iſt Alles wieder wie es ehedem war . . . . .

Aber es war kein Traum, und wurde nicht wieder wie es ehedem war. Als ich zur ungewöhnlich ſpäten Stunde, mit heimlichem Zagen nach Hermann ſpähend, nichts von ihm gewahrend und doch ohne Muth nach ihm zu fragen, in das Wohnzimmer kam, fand ich Tante Fränzchen in händeringender Verzweiflung: der Polizeipräſident in eigener Perſon, mehrere Gensdarmen hinter ſich, hatte ſich eingefunden; ſchon ſeit anderthalb Stunden hatte er ſich mit dem Oheim in deſſen Zimmer eingeſchloſſen, während die Gensdarmen Garten und Hausthüre beſetzt hielten und Niemand aus- noch einließen.

Endlich, nach qualvollem Harren, öffnete ſich die Thüre des Nebenzimmers und hinter dem Polizeipräſidenten, einem hohen ernſten Manne, der kaum

Notiz von uns nahm, trat Onkel Nonnemann herein. Seine riesige Gestalt war welk und zusammengebrochen, das Gesicht noch aschfarbener als sonst. Dennoch versuchte er zu lächeln.

„Ich habe — ich habe," sagte er mit lallender Stimme zu Tante Fränzchen — „es ist — ein seltsames Mißverständniß — ein — ein Geschäft mit dem Herrn Präsidenten, das mich auf einige Tage vom Hause entfernt halten wird —"

Ein Wink des Präsidenten endete das Gespräch, auf einen zweiten, den er den draußen harrenden Gensdarmen ertheilte, fuhr ein Wagen vor; der Polizeipräsident stieg hinein, der Oheim, mit verlegenem Lächeln nach allen Seiten grüßend (denn alle Fenster und Thüren waren dicht mit Menschen besetzt und unwillkürlich mußte ich an jene Scene vor so viel Jahren denken, da die Zigeunerbande mit dem ‚Komödiantenkind' hier vorübergeführt ward —) setzte sich neben ihn, zwei Gensdarmen nahmen den Rücksitz ein und fort rollte der Wagen . . . . .

Tante Fränzchen sank mit lautem Schrei von ihrem Sitz, die alte Dörte aber lachte ins Fäustchen, während auer über die Straße ein Nachbar dem andern die wunderbare Neuigkeit zurief, daß Herr

Rechnungsrath Nonnemann, dieſer Muſterſpiegel der ganzen Stadt, ſein eigener Dieb geweſen und die ihm anvertraute Kaſſe ſeit Jahren aufs Schmählichſte veruntreut habe . . . . .

Fünftes Buch.

Eine berühmte Frau.

Erſtes Capitel.

Rückblicke.

Sich mit dem düſtern Reiz einer Criminalgeſchichte zu ſchmücken, kann natürlich nicht in der Abſicht dieſer Aufzeichnungen liegen; ſie ſollen mir das Herz erleichtern, niemand Fremdes anklagen oder beſchuldigen und ſchon aus dieſem Grunde alſo [illegible] ich darauf verzichten, die Einzelnheiten des beklo[illegible] werthen Schauſpiels, als deſſen Held mein [illegible] nun einige Zeit vor dem Publicum figurirte, [illegible] wiederzugeben. In der That aber iſt mir auch [illegible] Meiſte von dieſen Einzelnheiten aus dem Gedächt[illegible] entſchwunden, oder ich habe ſie vielleicht auch niem[illegible] vollſtändig gewußt; als das unſelige Ereigniß ſelbſt paſſirte, war ich noch zu jung, um mehr als den

allgemeinsten Eindruck davon zu behalten und späterhin hatte ich wahrlich keine Veranlassung, so qualvolle Erinnerungen aufzusuchen. Möge es denn auch hier an jenem allgemeinsten Eindruck genügen und auch davon gebe ich nur soviel, als zum Verständniß des Zusammenhangs unumgänglich nöthig ist.

Herr Nonnemann hieß nicht ohne Grund ‚der Mann nach der Uhr;' es waltete bei ihm wirklich eine erstaunliche Regelmäßigkeit, selbst auch in Dingen, die an und für sich schon die allergrößte Unregelmäßigkeit waren. Er hatte auch Grund gehabt, in der That, sich gegen Tante Fränzchen seines heißen Blutes zu rühmen und daß er seine Leidenschaften so gut habe wie jeder andere Sterbliche; ja es wäre vielleicht besser gewesen, er hätte ihnen freieren Spielraum gegönnt, so wären sie vielleicht weniger tief gegangen und hätten eine minder verderbliche Richtung genommen.

So dagegen, wundersames Gemisch von strengster äußerlicher Zucht und geheimer verzehrender Sinnlichkeit, machte er den frevelhaften Versuch, Gott und dem Teufel zu gleicher Zeit zu dienen; er suchte der Welt, ja vermuthlich sich selbst durch seine Pünktlichkeit, sein strenges gemessenes Wesen zu imponiren, während er innerlich einen Abgrund der allerfurcht-

barſten und niedrigſten Leidenſchaften verbarg. Pünktlicher als Andere in ihren Tugenden, war dieſer räthſelhafte Menſch in ſeinen Laſtern und Verirrungen; den größten Theil des Jahres lebte er in Wahrheit ſtreng und nüchtern, wie wir ihn kannten, und nur während jener wenigen Wochen, die er alljährlich auf der Reiſe zubrachte, überließ er ſich dem Strudel einer Leidenſchaft, die ihn um ſo fürchterlicher erfaßte, je ängſtlicher er übrigens bemüht war, jede leiſeſte Aeußerung derſelben zu bewachen. Jetzt verſtehe ich jene ſeltſame Unruhe, die ihn alljährlich unmittelbar vor ſeiner Reiſe befiel, ach und auch jene eigenthümliche dämoniſche Freude, jener trügeriſche Glanz der Jugend und des Wohlſeins wird mir jetzt verſtändlich, der während der nächſten Wochen nach ſeiner Rückkehr über ſein Antlitz ausgebreitet lag: es war die Erinnerung der genoſſenen verbotenen Freuden, es war das ſchadenfrohe Jauchzen der rohen, ungebärdigen Creatur, des Thiers im Menſchen, das er alljährlich auf einige Wochen entfeſſelte, damit die übrige Zeit auch der Menſch ſelbſt in ihm um ſo tiefer begraben liege und nichts übrig bleibe als ein hohles leeres Phantom, ein Phantom der Regelmäßigkeit, der Strenge, der übermenſchlichen Tugend, vor dem die Welt ſich

um so tiefer beugte, je weniger sie seine wahre Beschaffenheit kannte oder ahnte.

Wie und wodurch der unglückliche Mann zuerst zu diesem furchtbaren Doppelspiel, das er mit dem Leben trieb, gekommen, weiß ich nicht. Doch vermuthe ich, daß der Dämon der Habsucht es zuerst gewesen, der ihn auf diese Bahn verlockte, die nur mit seinem völligen Untergang enden sollte. Die grünen Tische in den Bädern, welche er besuchte, verlockten ihn; gleichviel ob er gewann oder verlor — das Eine fachte nur seine gewaltsam unterdrückte Genußsucht an, während das Andere ihn zu neuen und immer verwegenern Eingriffen in das ihm anvertraute fremde Gut anstachelte. Man kennt ja die Geschichte so unzähliger Verbrecher, die ganz denselben Weg gegangen: der erste Griff in das fremde Eigenthum ist nur ein Darleben, das sie ganz gewiß ersetzen wollen; sie speculiren damit und speculiren unglücklich; dem ersten folgt ein zweites, drittes, viertes Darleben — bis endlich die ganze Existenz am Abgrund steht und der Unglückliche, gleich dem verzweifelten Spieler, Alles oder Nichts auf Eine Karte setzen muß.

Daß mein Oheim seine verhängnißvolle Doppelrolle sehr lange und mit großer Geschicklichkeit gespielt, bewiesen die Aufklärungen, welche eine

unvermuthete Hausſuchung, unmittelbar am Morgen ſeiner Verhaftung, der Behörde lieferte. In einem geheimen Fach ſeines Kleiderſchranks fand man einen ganzen Apparat von verſchiedenartigen Perücken, falſchen Bärten und andern ähnlichen Mitteln, durch die er ſein Anſehen auf der Reiſe nach Belieben verändert hatte, um jeden Verdacht, der etwa aus der Fremde her laut werden möchte, von ſich abzulenken. Sein Schreibtiſch dagegen lieferte eine ganze Auswahl der verſchiedenſten Päſſe und anderer ähnlicher Documente, alle mit großer Kunſt nachgeahmt, ſo daß es eines ſehr genauen Vergleichs bedurfte, um die unechten von den echten zu unterſcheiden.

Eben dieſe Päſſe gaben der Behörde aber auch ein ſehr leichtes und ſicheres Mittel an die Hand, den zahlreichen Schwindeleien nachzukommen, die er während ſeiner jährlichen Ferienreiſen bald hier bald da verübt hatte. Er war überall mit dem Anſtand des vornehmen Mannes aufgetreten, hatte das Geld mit vollen Händen ausgeſtreut, überall die theuerſten Genüſſe, die leichtfertigſten und koſtſpieligſten Bekanntſchaften aufgeſucht. Ganz beſonders leidenſchaftlich hatte er dem Spiel geopfert, häufig mit Glück, noch häufiger mit Unglück, was denn zur Genüge das außerordentliche Deficit erklärte, das

endlich, begünstigt durch das blinde Zutrauen seiner Vorgesetzten, in der von ihm verwalteten Kasse entstanden war.

Um dasselbe zu decken hatte er, da das Spiel am grünen Tische allein dazu nicht ausreichen wollte, auch noch zu andern, minder gewaltsamen und doch vielleicht noch gefahrvolleren Mitteln gegriffen. Namentlich hatte er sich in allerhand zweideutige Geschäftsverbindungen und Speculationen eingelassen, insbesondere mit jenem kleinen dürren Justizrath, den ich an der Leiche des Herrn von Oberstein gesehen und der, durch irgend eine unglückliche Verbindung von Umständen, auch der Geschäftsträger und Testamentsvollstrecker dieses würdigen Mannes geworden war. Man hatte zusammen in Staatspapieren und Actien, in Bergwerken und Schiffsantheilen speculirt, hatte zweifelhafte Darleben gegen wucherische Zinsen übernommen und sich durch dies Alles im Lauf der Jahre dermaßen festgefahren, daß der Justizrath, minder kaltblütig als sein verbrecherischer Genosse, an der Rettung verzweifelnd, Hand an sich selbst gelegt und ein Leben von sich geschleudert hatte, das ihm keine andere Aussicht mehr bot als das Zuchthaus.

Dieser unerwartete Zwischenfall, wenn ich mich recht erinnere, war es auch gewesen, was meinen

Obeim zu seiner letzten verzweiflungsvollen That antrieb. Verkleidet, unter falschem Namen, war er heimlich in die Stadt zurückgekehrt; er hatte es leicht, viermal des Tags den verhältnißmäßig weiten Weg über die Straße in sein Bureau zu gehen, da er desto häufiger bei Nachtzeit die heimlich aufbewahrten Schlüssel der Nebenpforte benutzte, die ihm anvertraute Kasse zu plündern. Es war bei der Rückkehr von einem dieser heimlichen Gänge gewesen, daß ich das Gespenst, das sich demnach nur allzunatürlich aufklärte, erblickt hatte und auch sein zweites Erscheinen in jener Nacht vor dem Diebstahl erklärte sich auf vollkommen ähnliche Weise: er selbst hatte die seit lange dazu vorbereiteten Gitter aus den Zugen gebrochen, hatte die leeren Kisten und Schränke geöffnet, die Papiere und Rechnungsbücher zerrissen und jene ganze Diebstahlskomödie eingeleitet, die lann geraume Zeit hindurch uns in Schrecken und die Behörden in Athem erhielt.

Auf diese Weise hatte der Unglückliche gehofft, jede Spur seiner Vergehungen zu vertilgen und einen Abgrund zu verdecken, den er auf keine Weise mehr ausfüllen konnte. Allein der Scharfsinn der Sicherheitsbehörden hatte seinen Anschlag vereitelt; gewisse Spuren, die man in den Papieren des Justizrathes

gefunden, gewisse Widersprüche, in die er selbst sich in allzugroßer Sicherheit verwickelte, hatten sie auf die Fährte gebracht und bald kam es, wie Hermann vorausgesagt hatte: das Netz, das ihn schon seit einigen Tagen heimlich umsponnen hatte, wurde zugezogen und der Unglückliche saß gefangen.

Zweites Capitel.

Vor Gericht.

Ueber den Gang des Processes, welcher in Folge so vieler Anzeichen gegen meinen Onkel eingeleitet wurde, habe ich nie etwas Genaueres erfahren. Daß es aber ein sehr langwieriger und verwickelter Proceß war und daß es nicht leicht hielt, einen so abgehärteten und verschmitzten Sünder zum Geständniß zu bringen, wird Jeder sich selbst sagen müssen, der meiner Schilderung dieses merkwürdigen und unheilvollen Charakters einige Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Auch sollte ich selbst davon eine Probe erleben, indem ich, sehr gegen meinen Wunsch und doch zuletzt — so wunderbar ist das menschliche Herz

geschaffen und so plötzlich sind oft seine Uebergänge — auf meinen eigenen freien Antrieb, mit in die Untersuchung verwickelt ward.

Nämlich mein Oheim, der gleich einem Ertrinkenden nach jedem Strohhalm griff, entblödete sich nicht, den Umstand von Hermann's Flucht, die ihm, ich weiß nicht auf welche Weise bald nach seiner Verhaftung bekannt geworden war, zu seinen Gunsten auszubeuten. Ja er war verderbt genug, erst in leisen Andeutungen, endlich, da er die Gewißheit erlangt hatte, daß Hermann's Flucht geglückt und seine Rückkehr nicht mehr zu befürchten stand, in offenen bestimmten Worten mit der Beschuldigung aufzutreten, Hermann selbst und Niemand anders sei der Dieb. Ob es einen deutlicheren Beweis seines Schuldbewußtseins gebe, als diese Flucht? Und wie man sich dieselbe erklären wollte, wenn nicht aus den Einflüsterungen seines bösen Gewissens? Ja woher ihm, dem völlig armen, hilflosen Waisenknaben, nur die Mittel zur Flucht gekommen sein sollten, wenn nicht durch ein Verbrechen?

Sogar als der Untersuchungsrichter ihm nachwies, daß Niemand anders der Thäter sein könne, als er selbst, und daß ein junger Mensch in Hermann's Lage gar die Möglichkeit nicht habe, einen so künstlich

angelegten, soweit ausgesponnenen Betrug durchzuführen, behauptete er — ich wage nicht zu entscheiden, ob aus irgend einem Haß gegen den unglücklichen Neffen oder ob aus dem natürlichen Bedürfniß jedes Verbrechers, wenigstens einen Mitschuldigen seiner Thaten zu haben — genug, er behauptete, Hermann habe, um seine Verunreinigungen, die er nachgerade auf keine Weise mehr ableugnen konnte, zum Wenigsten gewußt und auch bei dem letzten verwegenen Possenspiel, dem angeblichen Diebstahl, habe er die Hand mit unter der Decke gehabt.

Tante Kränzchen, welche durch dies neue Unglück so zerschmettert war, daß ich mitunter an ihrem Verstande zu zweifeln anfing, war nicht abgeneigt, auch dieser Beschuldigung Glauben zu schenken, wie wohl dieselbe gegen ihr eigenes Fleisch und Blut gerichtet war; ich vermuthe, die arme Frau, wenn ihr Jemand gesagt hätte, sie selbst hätte gestohlen, geraubt oder gemordet, hätte es ebenfalls geglaubt und wäre hingegangen sich selber anzugeben, so groß war ihre Betäubung und so sehr hatten diese gehäuften Unglücksfälle und dies plötzliche Zusammenbrechen ihres Idols, des Herrn Nonnemann, sie der Urtheilskraft und der ruhigen Ueberlegung beraubt.

Emil dagegen, wiewohl er mit Hermann's

Entfernung im Uebrigen gerade nicht unzufrieden schien, zeigte doch wenigstens darin eine gewisse Spur von Ehrenhaftigkeit und brüderlicher Liebe, daß die freche Beschuldigung, welche der entlarvte Sünder gegen den Abwesenden auszustoßen wagte, ihn in den äußersten Zorn versetzte. Zitternd vor Aufregung kam er zu mir; die erste jener vermeintlichen Geistererscheinungen, welche ich gehabt hatte, war ihm, wie der Leser sich erinnert, nicht unbekannt geblieben und da es eben keines Oedipus bedurfte, um den Zusammenhang zwischen jenem Abenteuer und dieser neuesten, furchtbarsten Katastrophe zu errathen, so drang er mit Heftigkeit in mich, als Zeuge gegen den Abscheulichen aufzutreten und die Ehre unseres entfernten Freundes zu retten.

Ich verspürte anfangs wenig Neigung, auf seinen Vorschlag einzugehen. Theils scheute ich jede Berührung mit dem Gericht, das ich mir wie ein unheimliches Wesen im Finstern thronend dachte, theils war ich auch wirklich tief gekränkt von Hermann's Flucht und dem, wie ich mich überredete, völlig übertriebenen und unwahren Ehrgefühl, welches ihn taub gegen meine Bitten und Vorstellungen gemacht hatte. Ich, die viel Jüngere, das Kind, hatte ja ihn, den Erwachsenen, den angehenden Mann,

gewarnt und hatte ihn aufmerksam gemacht auf die möglichen Folgen seiner Flucht; hatte er sich bei alledem zu klug gedünkt, auf meinen Rath zu hören oder war er zu stolz gewesen, ihm zu folgen, ganz wohl, so mochte er nun die Folgen tragen. Ja so beschämend es für mich ist, so darf ich doch mir selbst das Geständniß nicht ersparen, daß ich Wochenlang, von Tag zu Tag hoffte, seine Flucht sollte mißlungen sein und eines guten Morgens würde er zurückgebracht werden. Wie wollte ich ihn dann ausschelten! Und wenn ich ihn tüchtig ausgescholten hatte, wie wollte ich ihm um den Hals fallen und wollte ihn küssen und streicheln und keine Mutter sollte ihr wiedergefundenes Kind zärtlicher pflegen können, als er von mir gepflegt sein sollte!

Aber Tag auf Tag verrann und die Gelegenheit, auf diese Art Rache an ihm zu nehmen, trat immer tiefer in den Hintergrund. Die immer erneute und immer vergebliche Spannung, mit der ich Hermann's Rückkunft entgegen sah, machte endlich einer dumpfen Verzweiflung Platz; ich beschloß, den Undankbaren ganz und gar zu vergessen und jede Spur von Zuneigung, die ich bisher für ihn gehegt, aus dem Herzen zu reißen.

In dieser Stimmung traf mich Emil's Auf-

forderung und man wird nun begreifen, weshalb ich anfangs so wenig Neigung hatte, derselben zu entsprechen. Erst als Emil drohte, selbst eine Anzeige von dem Vorgefallenen zu machen, entschloß ich mich und ging klopfenden Herzens, als ob ich im Begriffe wäre die äußerste Missethat zu vollbringen, zu dem Untersuchungsrichter; den Ausschlag, um auch dies nicht zu verschweigen, hatte die alte Dörte gegeben, der ich meine Verlegenheit geklagt und die, von einem wahren Fanatismus des Hasses gegen meinen unglücklichen Oheim beseelt, mir aufs Aeußerste zugeredet hatte, den Umstand, der möglicher Weise sehr schwer ins Gewicht fallen und durch dessen Verheimlichung ich mich wohl am Ende noch selber strafbar machen könne, ja nicht zu verschweigen.

Der Untersuchungsrichter nahm mich zuerst ein wenig kühl auf und die verlegene, stammelnde Art, mit der ich mein Anliegen vorbrachte, war gewiß nicht geeignet, mir sein Zutrauen zu erwerben.

Erst als er, vermuthlich mit einem jener Fechterkniffe, welche sogenannte Menschenkenner so gern anwenden, einige Zweifel gegen Hermann's Unschuld fallen ließ und wenigstens die Möglichkeit behauptete, daß er allerdings mit im Complott gewesen — entbrannte meine alte Zärtlichkeit für den entfernten

Freund dermaßen, daß ich in beflügelter Rede, ohne die mindeste Zurückhaltung oder Verlegenheit, Alles ausschüttete, was ich in Betreff dieser unseligen Angelegenheit nur irgend auf dem Herzen hatte. Ich erzählte ausführlich die beiden nächtlichen Begebenheiten, äußerte meine feste Ueberzeugung, daß das Gespenst Niemand anders gewesen, als Onkel Nonnemann in seinem wohlbekannten gelblich weißen Hausrock, den er Sommers zu tragen pflegte, berichtete auch das letzte nächtliche Gespräch zwischen Hermann und mir, setzte die Gründe auseinander, die ihn zur Flucht getrieben und die, wie ich jetzt wohl fühlte, seinem Herzen so viel Ehre machten — und that dies Alles (wie ich wenigstens nach dem Erfolg glauben muß) mit so viel Nachdruck und solcher ungeschminkten natürlichen Beredsamkeit, daß der Untersuchungsrichter völlig auf meine Seite trat.

In wieweit dagegen und mit welchem Erfolg er sich meiner Aussagen gegen den Oheim selbst bedient, vermag ich wiederum nicht anzugeben. Allerdings wurde ich, in Folge meiner Mittheilungen, dem Oheim selbst gegenüber gestellt. Allein die Scene, die sich dabei zutrug, war so über alle Maßen fürchterlich und erfüllte mich mit solchem Entsetzen,

daß nur noch ein ganz dunkles Bild davon in meiner Seele zurückgeblieben ist.

„Wie doch?“ rief mein Oheim, da er mir gegenüber gestellt wurde — die verhältnißmäßig kurze Kerkerhaft, in der er sich befand, hatte sein Aussehen furchtbar verändert, die sonst so hohe kräftige Gestalt war ganz verfallen und in sich selbst zusammengesunken, das sonst so glatte, breite Antlitz war mit Runzeln überdeckt; es sah aus, um mit einem Vergleich zu reden, der ebenso widerwärtig ist wie der Gegenstand selbst, wie ein Todtenkopf von einer schlotternden Haut überdeckt, der ganze Mann aber schien, als hätte er schon Monatelang im Grabe gelegen....

„Wie doch?“ rief er, „dies also ist die Unverschämte, die sich mir gegenüberzustellen wagt? Dies ist das verlogene, verdorbene, undankbare Wesen, das sich nicht scheut, seine giftige Zunge gegen denselben Mann zu erheben, der es von Kindesbeinen an ernährt und beschützt hat und ohne den es längst ein Raub der Würmer — ja was sage ich der Würmer? der Vögel auf dem Felde geworden wäre?! Das also ist der Dank, den ich von ihm ernte? Und so vergilt mein eigenes Fleisch und Blut mir die Opfer, die ich ihm Jahrelang gebracht habe?!“

„Aber Oheim,“ rief ich, entrüstet über das

Uebermaß von Heuchelei, „wer spricht denn jetzt von diesen Dingen? Kommen Sie zu mir, bei Tag, bei Nacht, und sagen Sie zu mir: Helene, mich hungert, arbeite, daß ich zu Essen habe — so will ich ja schaffen und arbeiten, daß mir das Blut unter den Nägeln hervorspritzen soll, um Ihren Hunger zu stillen und Ihre Blöße zu decken! Jetzt aber handelt es sich darum, daß Sie Vetter Hermann beschuldigt haben, er hätte betrogen und gestohlen — ja ja," wiederholte ich kecklich, „betrogen und gestohlen, die Worte klingen nicht fein, aber ich bin es auch nicht, die sie in Umlauf gesetzt hat. Wie oft haben Sie mir nicht gesagt, Oheim, damals, da ich Sie noch Vater nennen mußte und da Ihre Hand auf mir ruhte wie ein eiserner Stab, der Mensch müsse immer und in allen Stücken nur die Wahrheit sagen und weit lieber müsse man Ehre und Leben lassen, als nur ein Haarbreit von der Wahrheit weichen?! Nun denn, ich bin jetzt hier, um der Wahrheit ein Zeugniß zu geben: Sie haben meinen Vetter Hermann verleumdet — ich liebe meinen Vetter Hermann ich kenne ihn und weiß, daß es kein reineres, edleres, großmüthigeres Herz auf Erden giebt und so schleudere ich Ihnen Ihre Lüge ins Angesicht zurück und rufe Ihnen zu: Oheim, denken Sie an

Gott, dessen Namen Sie uns so oft genannt haben und hören Sie auf zu lügen!"

Wundere sich Niemand über den Muth, mit dem ich auf einmal dem bisher so gefürchteten Manne gegenüber zu treten vermochte, noch über den Schwung der Rede, der mir plötzlich zu Gebote stand. Solche Ereignisse, wie ich sie in den letzten Monaten erlebt hatte, reifen schnell; auch war meine Empörung über die Doppelzüngigkeit, mit welcher der Oheim Hermann's Namen anzutasten wagte, so groß, daß jede andere Rücksicht dagegen verschwand.

Dennoch sollte mein jugendlicher Eifer mir schlecht bekommen.

„Haben Sie gehört?" sagte der Oheim nach einer Pause sprachlosen Erstaunens, während deren er die Augen bald aufwärts an der Decke schweifen ließ, bald durch den Fußboden bis in den Mittelpunkt der Erde zu bohren suchte: „Haben Sie gehört?" sagte er, zu dem Inquirenten gewendet. „Und wer denken Sie nun wohl, daß diese kleine zungenfertige Rednerin ist? Nun versteht sich, man hört es ja: eine Schauspielerdirne ist sie und als Schauspielerdirne tritt sie auf und verleumdet ihren armen, von Gott schwergeprüften Oheim mit komödiantenhaft pathetischen Reden!"

„Ich bin," fuhr er fort, indem er beide Hände gegen die Bruſt preßte und den Kopf auf die Schulter ſinken ließ, wie ein verwundetes Täubchen, „ein armer Sünder, ich weiß es wohl, und habe viele und ſchwere Miſſethaten auf mein armes Haupt geladen; wer ſich ohne Schuld weiß, ſchleudere den erſten Stein auf mich, ich will ihm ſtill halten. Aber ſoweit ſoll es doch nicht mit mir kommen und das kann und wird ein erleuchteter Herr Unterſuchungsrichter mir nicht zumuthen, daß ich ſoll mich beſchimpfen laſſen von meinem eigenen Fleiſch und Blut, von dem Fleiſch und Blut einer Schweſter, die trotz aller Aufopferung und Liebe, welche ich ihr jederzeit erwieſen, mich ſtets nur gehaßt und verfolgt hat, und auch dieſem ihren Bankert, wie ich ſehe, nur Undank und Haß gegen mich vererbt hat."

„Ja," rief er mit zunehmender Entrüſtung, indem er mit Blicken um ſich ſah, die an ſeine beſten Zeiten hätten erinnern können, wenn er nur etwas gläubigere Zuſchauer gefunden hätte: „Ja, Bankert, ich wiederhole das Wort und habe ein Recht, es zu wiederholen! Denn wiſſen Sie, mein erleuchteter Herr Richter, wer dieſe kleine unverſchämte Perſonage iſt? Das Herz blutet mir, daß ich ſo meine eigene Schande aufdecken ſoll; allein Sie haben es

ja eben erst gehört: Wahrheit über Alles und so vernehmen Sie denn auch meine Wahrheit: dieses Mädchen hier, ein Kind an Jahren und nur alt an Bosheit und Betrug, ist das einzige Kind meiner verlorenen Schwester, erzeugt in einem Liebesbündniß —"

Hier unterbrach der Untersuchungsrichter ihn, indem er ihm bemerklich machte, daß diese Familiengeschichten, wahr oder erfonnen, nicht das Mindeste zu thun hätten mit der Angelegenheit, über welche hier verhandelt werde; es komme hier nur darauf an, festzustellen, erstens ob er an den bestimmten Tagen, zu der und der Stunde der Nacht, unter den und den Umständen, von mir in der Nähe des Kassenlocals gesehen worden sei, und zweitens, ob seine Beschuldigungen gegen den sogenannten Vetter Hermann in der Wahrheit beruhten und ob er an demselben wirklich einen Genossen und Mitwisser seiner verbrecherischen Unternehmungen gehabt habe. Hierauf allein beschränke sich der Zweck dieser Gegenüberstellung und hierauf allein habe er auch zu antworten; fahre er indessen fort, das junge Mädchen hier, das zwar nicht die volle Glaubwürdigkeit, aber doch gewiß den vollen Anspruch eines Zeugen auf Schutz und Sicherheit habe, mit Schmähungen und

Drohworten zu überschütten, so werde das für ihn selbst die unangenehmsten Folgen haben . . . . .

Ich weiß nicht, ob der Oheim dieser Zurechtweisung bei alledem gefolgt sein und wie lange überhaupt der peinliche Auftritt noch gedauert haben würde, hätten mich nicht plötzlich meine Sinne verlassen; die Anstrengung war zu groß gewesen für mich, körperlich wie geistig, und mitten im Gerichtszimmer fiel ich um, jählings wie ein Baum, den der Blitz zerschmettert hat.

Drittes Capitel.

Im Waisenhaus.

Ein langwieriges hitziges Fieber war die Folge dieser unnatürlichen Aufregung; da der Hausstand meines Oheims sich inzwischen aufgelöst hatte, so wurde ich in einem öffentlichen Krankenhause von fremden Händen gepflegt und weiß nur noch, daß ich in den wenigen lichten Augenblicken, welche die Wuth des Fiebers mir ließ, mich darüber freute, an

derſelben Krankheit zu ſterben, an der Vetter Hermann ſo ſchwer gelitten hatte.

Aber auch meine Jugendkraft war ſtärker als die Gewalt der Krankheit; nach einigen Monaten wurde ich als geneſen aus dem Krankenhauſe entlaſſen. Aber ach wie groß war die Veränderung, welche mich empfing! — Der Proceß des Oheims war inzwiſchen zu Ende geführt; trotz ſeines Leugnens und trotz der Liſt, mit welcher er die halben Zugeſtändniſſe, die er ja nicht umgehen konnte, wenigſtens aufs Mildeſte auszudeuten ſuchte, hatte er doch einer langjährigen ſchimpflichen Gefängnißſtrafe nicht entgehen können. Sein geringes Beſitzthum war von den Behörden, theils zur Deckung der Proceßkoſten, theils zur Schadloshaltung der von ihm ſo ſchmählich verwalteten Kaſſe, in Beſchlag genommen worden. Tante Fränzchen war weggezogen, Niemand wußte wohin; Emil hatte Dienſte auf einem auswärtigen Büreau genommen, die alte Dörte war ebenfalls verſchollen und ſo blieb denn, da meine Mutter für todt galt und ich weitere Verwandten nicht hatte, den Behörden, deren Aufſicht ich anheimfiel, keine Wahl, als mich noch für einige Zeit in eine jener Zwangsanſtalten zu thun, die für gewöhnlich mit dem Namen Waiſenhäuſer beehrt werden.

Glücklicher Weiſe hatte mein wunderbares Schick-

ſal, verbunden mit dem Gerücht von meiner angeblichen romantiſchen Abſtammung, einige hochgeſtellte Damen der Stadt bewogen, ſich meiner mit beſonderer Aufmerkſamkeit anzunehmen. So wurden mir dieſe bittern Jahre nicht ganz ſo ſchwer, als ſie mir vielleicht ohne dies geworden wären. Ueberdies hatte ja Onkel Nonnemann's Erziehung dafür geſorgt, daß ſelbſt die ſtrenge Zucht des Waiſenhauſes mich noch immer gelind bedünkte — und wäre ſie auch wirklich noch härter geweſen als ſie war, ſo würde mich immerhin der Gedanke getröſtet haben, nachträglich dieſelbe Schule der Entbehrungen und Leiden durchzumachen, welche Vetter Hermann beſchieden geweſen war.

Von dieſem ſelbſt erhielt ich während der ganzen Zeit nicht das kleinſte Lebenszeichen. Anfangs machte dieſer Umſtand mich tief unglücklich. Mit der Zeit indeſſen, wie der Menſch ſich ja in Alles findet, gewöhnte ich mich auch daran; ja ich gewöhnte mich, vor mir ſelbſt die Liebe zu verbergen, die ich noch immer zu Hermann hegte, ich beredete mich, er ſei ein ganz ſchlechter undankbarer Menſch, der würdige Neffe ſeines Oheims, und ich thäte ganz Recht daran ihn zu vergeſſen.

Ueberhaupt, wo waren die Traumbilder meiner Jugend geblieben?! Und wie nüchtern, wie dürftig

sah dies Leben mich an, das mich beim Eintritt so phantastisch, in solchem bunten poetischen Glanze angelächelt hatte! Den Gedanken an Florine floh ich nach dem, was ich seither über sie und mich erfahren, mit einer fast kindischen Aengstlichkeit; mein kleiner weißer Pudel, den ich so sorgsam aufbewahrt hatte, war während meiner Krankheit mit dem übrigen Hausgeräthe auf den Trödel gekommen; das Bild des alten würdigen Herrn von Eberstein und seines treuen Dieners stand nur noch in ganz schwachen Umrissen vor meiner, durch soviel traurige und grausenhafte Erlebnisse beängstigten und verdüsterten Seele. Der Oheim saß im Zuchthaus; von Tante Fränzchen (die, wie ich erst später erfuhr, wegen der Aussagen, welche ich gegen den Oheim gemacht, sich förmlich von mir losgesagt hatte) und Emil erfuhr ich nicht mehr als von Hermann, das heißt also nichts — und ich selbst war eine arme, vater- und mutterlose Waise, ein Kind von dunkler und zweideutiger Herkunft, von dessen Familienverbindungen man nicht gern sprach und das sich lediglich auf die Gnade fremder Leute angewiesen sah.

Viertes Capitel.

Ein Capitel über Gouvernanten.

Und wie ſie für mich zu ſorgen wußte, dieſe Gnade der Leute! Wie die Eitelkeit meiner Gönner ſo thätig war, mich zur Schau zu ſtellen vor dem Publicum! Ich war allmälig ſechszehn Jahre geworden und das Waiſenhaus mußte nach den Geſetzen der Anſtalt ſeine Pforten hinter mir ſchließen.

Doch fand man einen Ausweg, der mein Schickſal bis auf Weiteres ſicherte und der meinen Gönnerinnen zugleich Gelegenheit bot, das Capital der Wohlthätigkeit, das ſie an mich verwendet hatten, einigermaßen verzinſt zu erhalten. Schon im Hauſe meines Oheims oder richtiger geſagt in den Lectionen, welche ich dem Einfluß des Herrn von Eberſtein verdankte, hatte ich einen ziemlich guten Grund in allerhand Fertigkeiten und Kenntniſſen gelegt; der mehrjährige Aufenthalt in der Anſtalt hatte mir wenigſtens keine Gelegenheit geboten, das Erlernte zu vergeſſen. Im Gegentheil, die Vereinſamung, in der ich auch dort wieder lebte und die Langeweile, die ich empfand, machte mir die Beſchäftigung mit

den Wissenschaften zu einer höchst angenehmen und wünschenswerthen Unterhaltung.

So mochte ich denn in der That ein klein wenig mehr oder doch vielleicht ein klein wenig gründlichere Kenntnisse besitzen als unsere sechszehnjährigen Mädchen sonst durchschnittlich zu haben pflegen und war es daher von meinen Gönnerinnen, die das Wunder der Anstalt in mir erblickten, vielleicht nicht ganz so leichtfertig gehandelt als es mir hinterher vorgekommen ist, wo ich über die Pflichten meines neuen Berufs besser nachdenken lernte — es war, sage ich, vielleicht nicht so ganz leichtfertig von ihnen gehandelt, da sie mich zur Lehrerin an der Anstalt machten, der ich bis dahin als Zögling und Schülerin angehört hatte.

Da ich gegen mein eigenes Vermuthen so glücklich war, ihre Erwartungen noch zu übertreffen, so wurde mir nach einem Jahre schon jene Laufbahn erschlossen, welche meine Gönnerinnen nicht müde wurden, mir als die wahre Zufluchtsstätte, das wahre Paradies (ich citire wörtlich) ‚mittelloser junger Mädchen von leidlich gutem Herkommen' zu schildern . . .

Mit einem Wort: ich ward als Gouvernante in die Welt geschickt. Meine ersten Versuche waren, wie das so geht, ziemlich untergeordneter Art; Schau-

ſpielerinnen und Gouvernanten haben darin eine merkwürdige Aehnlichkeit, daß ihnen zu ihrem erſten Auftreten immer ſehr beſcheidene, um nicht zu ſagen dürftige Rollen zugetheilt werden: Rollen, an denen ſchlimmſten Falls nicht viel zu verderben iſt und die daher auch zur Noth in die Hand eines Stümpers gerathen können.

Ueberhaupt, wenn dieſe Blätter für die Oeffentlichkeit beſtimmt wären und wenn ſie nicht blos die Beichte eines armen ſchmerz- und ſchuldbeladenen Herzens enthielten, ſo wäre hier wohl ein ſchicklicher Ort die Frage zu erörtern, was das eigentlich heißt und welchen Frevel man damit im Grunde begeht — und zwar einen doppelten Frevel, einen gegen das junge Mädchen, das man als Lehrerin, und den zweiten gegen die unglücklichen Kinder, die man als Schülerinnen der unfähigen Lehrerin hinopfert — daß man jetzt ſo viel junge Mädchen zu Gouvernanten beſtimmt, einerlei ob ſie Beruf und Neigung dazu haben oder nicht. Es wird mir jedesmal ſiedendheiß und mit tiefer Beſchämung muß ich zurückdenken an meine eigenen kläglichen Verſuche auf dieſen ſo wichtigen, ſo heiligen Gebiete, wenn ich ſolch junges Mädchen ſehe, das ſelbſt noch nicht recht erzogen iſt und das doch ſchon Andere erziehen

ioll. Werdet Erzieherinnen, ja; es iſt, ich wiederhole es, ein hoher und heiliger Beruf und wenige Lagen laſſen ſich ausdenken, in denen das Weib ſolche Gelegenheit, ſogar ſolche Verpflichtung hat, die wichtigſten, achtungswürdigſten und tiefſten Seiten der weiblichen Natur zur Geltung zu bringen wie als Gouvernante. Insbeſondere kann das Weib, dem das Glück des eigenen Herdes, dem Mann und Kinder verſagt ſind, gewiß keine würdigere Art finden, ſich und die Welt mit ſeinem Schickſal zu verſöhnen, als indem es ſich der Erziehung des heranwachſenden Geſchlechtes widmet. Aber wartet, Ihr jungen übereifrigen Mädchen, die Ihr Euch auf den Dornenpfad der Erzieherin drängt, als wäre es ein Pfad mit Roſen geſchmückt — wartet zum wenigſten erſt, bis Ihr gewiß ſeid oder doch nach menſchlicher Berechnung ein Recht habt anzunehmen, daß jenes Glück Euch verſagt bleiben wird! Wartet erſt, bis das Schickſal Euch ſelbſt erſt durch Leiden und Freuden, durch Irrtümer und Kämpfe erzogen hat! Wartet, bis Ihr Bitterniſſe und Süßigkeiten des Lebens gekoſtet und dadurch das Recht und die Fähigkeit erworben habt, Andere in das Leben einzuführen! Glaubt nicht, daß es abgemacht ſei mit dem bischen ſtümperhaften Franzöſiſch oder Engliſch, dem bischen Klavierſpielen

und Singen oder in Perlen Sticken, was Ihr allenfalls erlernt habt und womit Ihr Euch nun dünkt, als hättet Ihr alle Weisheit gepachtet! Glaubt nicht, — und wie Viele glauben es von Euch, die es sich selbst nicht einzugestehen wagen — als könne die Laufbahn der Erzieherin noch immer hart an dem alten Jungferthum, das Ihr so sehr fürchtet, hinwegführen und es würde sich schon noch ein bescheidener Collège Hauslehrer oder ein zierlich gescheitelter Herr Pastor oder gar ein Principal, ein Wittwer in den sogenannten gesetzten Jahren finden, der Euch aus Eurer Dienstbarkeit erlöst und Euch unter die Haube verhilft, nach der Euren Herzchen so sehr, ach so heimlich sehr verlangt! Lehrerthum ist Priesterthum; wer sich diesem Berufe einmal hingegeben, der muß auch entschlossen sein, auf alles andere irdische Glück zu verzichten, der muß sein Herz frei gemacht haben von allen eigensüchtigen Wünschen und Hoffnungen; er muß bereit sein, sein ganzes Leben dem Dienste Anderer zu weihen, die Entsagung muß für ihn ihre Dornen verloren haben und nichts muß übrig geblieben sein als die leuchtende, flammende Rose göttlicher Liebe!

Euch aber, thörichte Eltern, besonders Euch verblendete — o ich weiß, in Liebe verblendete, aber

dennoch verblendete Mütter und Vormünder, die Ihr glaubt, Euren Töchtern und Pflegebefohlenen die größte Wohlthat zu erweisen, indem Ihr Erzieherinnen aus ihnen macht — ja wohl macht, wie man ein bestimmtes Kleid aus einem bestimmten Stück Zeug macht — und nicht etwa Nähterinnen oder Köchinnen oder meinetwegen auch Haus- und Stubenmädchen: Euch sage ich, daß das Leben des Stubenmädchens beneidenswerth ist gegen das jammervolle Dasein, welches die Erzieherin führt, die zu ihrem Beruf nur die äußerliche Verpflichtung mit sich bringt, nicht auch die innere Heiligung. Es werden viel bittere Thränen auf Erden geweint und doch, glaube ich, sind wenige so bitter, als jene ungesehenen heimlichen Thränen, welche die Erzieherin vergießt, die sich ihres verfehlten Berufes inne wird und welche der Anblick der ihr anvertrauten Zöglinge nur an ihre eigene verlorene, gestohlene Jugendzeit erinnert!

Und ich sage Euch ferner, Ihr thörichten Eltern und Ihr verblendeten Mütter und Vormünder, daß jede dieser Seelen dereinst von Euch gefordert werden wird. Und zwar nicht blos die Seelen Eurer der Eitelkeit und einem abgeschmackten Vorurtheil geopferten Töchter, sondern auch die Seelen aller Derer werden von Euch gefordert werden, welche sie hätten erziehen

ſollen und die ſie kalt und leer gelaſſen haben, gleich ihren eigenen verkümmerten, verdorrten Herzen! — —

Aber was fällt mir ein? und wohin bin ich gerathen? Du wirſt den Kopf ſchütteln, und mit Recht, o Du, vor der ſich einſt das Geheimniß dieſer Blätter enthüllen wird, über den wunderlichen Eifer Deines alten thörichten Pflegemütterchens, das mit halbergrautem Kopf noch immer nicht gelernt hat, ruhig und verſtändig zu ſein. Ja ganz gewiß, es iſt leichter, Anderen Weisheit zu predigen als ſie ſelbſt zu üben, das fühle ich mit jedem Tage mehr. Doch magſt Du aus obiger Apoſtrophe nur entnehmen, wie ſehr der eben berührte Gegenſtand mir am Herzen liegt und wie tief ich die Irrthümer bereue, die ich mir ſelbſt in dieſer Hinſicht, wenn auch auf fremden Befehl und ohne Bewußtſein und Abſicht, habe zu Schulden kommen laſſen. —

Und ſo nehme ich den Faden meiner Erzählung wieder auf.

Fünftes Capitel.

Verschiedene Lebensläufe.

Ich habe schon erwähnt, wie ich mich, der Gewohnheit gemäß, anfangs ebenfalls in allerlei untergeordneten ‚Conditionen' (wie man es so passend nennt) umhertreiben mußte. Ich half erst einem hektischen Landprediger, dem die Frau gestorben war, dann ein Paar reichen Fleischersleuten, die sich zur Ruhe gesetzt hatten, endlich einem speculativen Landwirth, der sich zum Amtsrath und Domainenpächter emporgeschwungen hatte, ihre unterschiedlichen Kinder verderben, blieb jedoch in jeder dieser Stellungen stets nur wenige Monate — nicht weil meine Principale unzufrieden mit mir waren, sondern im Gegentheil: weil meine Gönnerinnen von meinen angeblichen Kenntnissen und Talenten solch Aufhebens gemacht hatten und weil (in der That sehr ohne mein Zuthun: denn innerlich fühlte ich mich aufs tiefste niedergedrückt und verstimmt) meine Jugend, meine scheinbare Heiterkeit, vielleicht auch mein leibliches Aeußere den Leuten dermaßen gefiel, daß sie förmlich Fangball mit mir spielten und mich Einer dem Andern abzujagen suchten. Kenner dieser Verhältnisse

werden leicht die Stufenleiter bemerkt haben, die ich dabei durchlief und die in dem Stande meiner verschiedenen Principale genau ausgedrückt lag. Auf der unterſten Stufe menſchlicher und daher auch gouvernantlicher Griſtenz ſtand der hektiſche Landprediger: bei ihm gab es ſchmale Biſſen, ein einziges ſchlecht geheiztes, ſchlecht erleuchtetes Familienzimmer und zu Weihnacht (ich war gerade im Winterhalbjahr bei ihm) ein abgelegtes Kleid von ſeiner ſeligen Frau.

Bei den reichen Schlächtersleuten ging es ſchon ein gut Stück vornehmer zu; ſie hatten eine Sommerwohnung, aßen mit ſilbernen Meſſern und Gabeln, hielten ihrem einzigen Töchterchen, zu deſſen Leitung ich eben berufen war, eine prächtige Ziegenbockequipage und ein eigenes Zimmer unterm Dach, in welchem die Gouvernante die Erlaubniß hatte mit einzuwohnen und wo ſogar ein koſtbarer Wiener Flügel ſtand, den ich jedoch außer den Unterrichtsſtunden nicht berühren durfte.

Hier, bei meinen Fleiſchersleuten, lernte der ſogenannte Amtsrath mich kennen. Die Beiden hatten eben ein gutes Lieferungsgeſchäft auf Schlachtvieh mit einander abgeſchloſſen und da ich das unerwartete Glück hatte, dem Herrn Amtsrath zu gefallen,

so wurde ich von dem gutmüthigen Fleischer, wie er selbst mit vielem Behagen erzählte, auf den Handel drauf gegeben. Ich weiß nicht, ob es Hämmel oder Kälber waren, über welche man contrahirt hatte: aber genug, ich wurde dem Amtsrath, der fünf sehr ungezogene Kinder, Knaben und Mädchen, und weder Lehrer noch Erzieher dazu hatte, abgetreten und ging, natürlich immer erst nach eingeholtem Consens meiner gnädigen Gönnerinnen, aus dem behaglichen Gartenhaus des Fleischermeisters in das öde, nur theilweis bewohnte, theilweise zu Vorrathsspeichern benutzte ‚Schloß' des gestrengen Herrn Amtsrath über.

Von jedem dieser verschiedenen Schauplätze, die ich so rasch nach einander betrat, besonders auch von dem letzten, der ein seltsames Gemisch von bäuerischer Knauserei und Sparsamkeit und edelmännischer Verschwendung war, haben sich mir die mannichfachsten und zum Theil ergötzlichsten Erinnerungen eingeprägt. Doch würde die Erzählung derselben mich hier zu weit von meinem Ziele ablenken und bemerke ich daher nur, daß ich in dem letztgedachten Hause die Bekanntschaft der verwitweten Generalin von Reichenau machte, einer Gräfin von reinstem Blut, deren Vorfahren, glaube ich, schon Karl dem Großen beim Essen das Tellertuch gereicht hatten, und daß ich

mir auch deren Beifall wiederum in einem solchen Grade erwarb, freilich ohne es zu wissen noch zu wollen, daß dieselbe mich (sie hatte nur einen einzigen Sohn, der als Officier in der Residenz lebte) als Gesellschafterin zu sich zu nehmen wünschte.

Wiederum wurden meine Schicksalsgöttinnen befragt und wiederum erklärten sie einstimmig, das Haus der Gräfin Reichenau sei eins der ersten im Lande; bei ihr als Gesellschafterin zu ‚dienen,' sei eine Auszeichnung, um die manches Edelfräulein mich beneiden könne. Ich sei jetzt achtzehn Jahre und hätte natürlich meinen freien Willen: aber so viel müßten sie mir allerdings sagen, daß sie, ich möchte die Stelle nun annehmen oder nicht, in dem einen wie in dem andern Falle ihre Hand von mir abzögen. Denn wenn ich die Stelle ablehnte, so sei ich gar nicht werth, daß sie sich ferner um mich bekümmerten; nähme ich sie aber an, so sei damit, wenn ich anders nicht ganz schlecht und unfähig wäre, für mich gesorgt auf Lebenszeit, so daß sie sich dann also ebenfalls nicht mehr um mich zu kümmern brauchten.

Sechstes Capitel.

Eine neue Welt.

So hatte ich denn in wenig mehr als Jahresfrist die ganze Stufenleiter durchlaufen, welche dem Ehrgeiz einer Gouvernante geöffnet ist; ich hatte beim Landprediger angefangen und siehe da, jetzt war ich als Gesellschaftsfräulein in einem hochadeligen, in einem gräflichen Hause, bei einer Dame, die wegen ihrer feinen Bildung, ihrer echt aristokratischen Manieren und freilich auch wegen des sehr lebhaften Bewußtseins, das sie von ihrem Rang und ihrem Reichthum hatte, berühmt war durch das ganze Land.

Ob ich das Glück zu schätzen wußte? Wir werden ja sehen . . .

Jedenfalls, was die Aeußerlichkeiten meiner Stellung anbetraf, so konnte ich mir dieselben unmöglich bequemer und glänzender wünschen. Die alte Gräfin bewohnte ein stattliches Schloß, — ein wirkliches, nicht blos ein nachgeahmtes, wie das des Bauers, der Amtsrath geworden war — auf einem ihrer zahlreichen Güter. Es war ein alterthümliches, aber

in edlem Stil erbautes und mit einer seltenen Mischung von Geschmack und Luxus, von Pracht und Behaglichkeit eingerichtetes Gebäude, gelegen in einer höchst anmuthigen Gegend und von einem Park umgeben, der des Rufes, den er bei den Gartenfreunden der Umgegend genoß, vollkommen würdig war.

Auch alle übrigen Einrichtungen des Hauses entsprachen dieser bequemen, gediegenen Pracht. Zimmer und Möbel waren mit schweren kostbaren Stoffen bedeckt, die mich zum ersten Mal nach langer Zeit wieder an jenes Zimmer im Eberstein'schen Palais erinnerten, das mich als Kind in so lebhaftes Entzücken versetzt hatte. Vielleicht war die Ausstattung nicht immer im neuesten Geschmacke; doch vermehrte gerade das Alterthümliche, das ihr anhaftete, die Behaglichkeit des Aufenthaltes und entfernte jenes fremde drückende Gefühl, das Einen in solchen hohen, prächtig ausgestatteten Zimmern so leicht überkommt. — Die Dienerschaft war, wie bei meinem seligen Freunde, dem Herrn von Eberstein, meistentheils im Hause selbst aufgewachsen, sie war dienstwillig, treu, verschwiegen, also ganz so, wie die Dienerschaft eines wahrhaft guten und vornehmen Hauses sein muß. Edle Rosse lieferte ein Gestüt, das sich auf einem benachbarten Gute der Gräfin befand und das bei den

Pferdekennern ebenso beliebt und belobt war, wie der Park bei den Gartenfreunden, im Ueberfluß, und auch an allen möglichen und unmöglichen Kutschen, Phaetonen, Gigs, Britschken und ähnlichen Fuhrwerken war kein Mangel. Ebenso wenig an köstlichen Blumenanlagen, Gewächshäusern, Teichen zum Fischen, während die zum Gut gehörigen Waldungen, die sich weithin in das Land erstreckten, dem Jagdliebhaber den erwünschtesten Tummelplatz boten.

Mit einem Wort: es war ein in jeder Hinsicht wünschenswerther Aufenthalt und auch darin zeigte die edle, wahrhaft vornehme Sitte des Hauses sich, daß auch mir, dem armen namenlosen Gesellschaftsfräulein, mein bescheidenes Theil an allen diesen Herrlichkeiten zugemessen war. Ich hatte zu meiner Verfügung drei allerliebste Zimmer neben einander, mit einem Luxus und einer Behaglichkeit ausgestattet, die mich, besonders nach den Leidensstationen, welche ich bisher durchgemacht hatte, wahrhaft entzückten. Ein eigenes Kammermädchen wartete meiner Befehle; wollte ich im Park spazieren gehen, trabte einer der zahlreichen Bedienten demüthigst hinter mir her und trug mir den Shawl oder das Buch nach, in welches ich, versteckt in einer der reizenden Anlagen, welche den Garten schmückten, mich

zu vertiefen gedachte. Ja selbst ein eigenes Reitpferd stand mir zu Gebote und die alte Gräfin vermerkte es sehr gnädig, da ich das Anerbieten eines alten pensionirten Husarenrittmeisters, eines entfernten Anverwandten der Gräfin, der in ihrem Hause das Gnadenbrot aß, annahm und mich von ihm in der Kunst unterrichten ließ, den Zügel zu führen und mit schwanker Gerte das ungeduldige Roß bald zum Trab, bald zum Gallop anzutreiben. Es war mir selbst oft traumhaft zu Muthe, wenn ich so, meinen alten Rittmeister neben mir und ein paar flinke Reitknechte hinter uns, durch die Felder und Wälder jagte, nicht anders als ob sie mir gehörten und als ob ich selbst die Gebieterin sei von all diesen Herrlichkeiten, die vor mir ausgebreitet lagen; unwillkürlich mußte ich dann an Hermann denken, den längst Verschollenen, und die ängstliche Frage, wie es ihm wohl gehen möge und in welchem Elend er vielleicht in eben diesem Augenblick schmachte, trat mir zuweilen so dicht an die Seele, daß ich ganz melancholisch und niedergeschlagen zurückkehrte.

Aber im Uebrigen ist das ein entzückendes Bild, nicht wahr? Ein rechter Seelentrost und Lockspeise für angehende Gouvernanten, die es auch einmal

zur Geſellſchaftsdame einer alten reichen Gräfin zu bringen hoffen?

Aber gedultet Euch nur, der hinkende Bote wird ſchon nachkommen . . . . .

Siebentes Capitel.

Eine vornehme Dame.

Die alte Gräfin galt, wie ich bereits erwähnt habe, für ſehr adelſtolz. Und ſie war es wirklich, nur daß ſie auch darin wieder ihre eigene vornehme Art hatte, wie ſie ihren Adelſtolz an den Tag legte.

Nämlich nicht, wie Emporkömmlinge und halbvornehme Leute zu thun pflegen, durch gefliſſentliches Herabdrücken ihrer Umgebung von minder ‚gutem Blut.' Im Gegentheil, gerade gegen uns Stiefkinder des Schickſals, uns Nullen des Glücks, die wir zwar irgend wie genannt wurden, aber doch keinen ‚Namen' hatten — oder wenn einen Namen, doch keine ‚Familie' — oder wenn eine Familie, doch kein ‚Blut' — gerade gegen uns war die alte Gräfin von der größten Herablaſſung und Güte, während ſie gegen niedriger ſtehende Perſonen von Adel,

gegen Freiherren, Barone oder bloße simple Edelleute, in Ton und Manier leicht eine gewisse Herbigkeit oder doch eine gewisse berechnete Glätte annehmen konnte.

Darein freilich mußte man sich finden, daß ihre Güte gegen unser Einen — und sie war in der That sehr gütig und fand namentlich am Geben und Schenken eine fast kindische Freude — stets das Gepräge einer gewissen Herablassung trug. Sie war mild und gütig, aber sie wußte auch, daß sie es war; sie erkannte auch Bürgern und Bauern einen gewissen Kreis menschlicher Rechte zu, aber sie wußte auch sehr genau, wie weit diese Rechte sich erstreckten und keine Macht der Erde noch des Himmels hätte sie bewegen können, ihnen auch nur ein Titelchen zuzusetzen. Sie sprach selten oder nie von ihrem Rang oder Reichthum oder überhaupt von ihrer Ueberlegenheit über die Mehrzahl der Sterblichen: aber wenn sie es that, so that sie es auch mit einer solchen Selbstgewißheit und einer solchen großartigen Unbefangenheit, daß man wohl merkte, eher könne der Himmel über ihr in Stücke fallen, als daß ihr jemals der geringste Zweifel über die Rechtmäßigkeit ihrer Ueberlegenheit kommen könnte.

Am meisten aber zeigte der eigenthümliche Stolz der alten Dame sich darin, daß sie zwar gern und

mit einer gewissen Vertraulichkeit ihre eigenen Angelegenheiten mit uns Niedriggeborenen durchsprach, niemals jedoch fiel ihr auch nur im allerentferntesten ein, daß wir auch Angelegenheiten haben könnten, die des Nachfragens, des Erkundigens, des Besprechens werth wären. Ganze Stunden, ja halbe Tage lang konnte sie mir von ihrem seligen Mann, dem General, von ihren und seinen Eltern, Großeltern, Urgroßeltern bis hinauf zu dem famosen Tafeldecker Carls des Großen erzählen, mit einer Vertraulichkeit, die selbst die Mittheilung gewisser kleiner anstößiger oder bedenklicher Geschichten, wie sie wohl in keiner größern Familie ganz fehlen, nicht scheute. Aber daß ich auch jemals Vater und Mutter gehabt hätte, daß ich vielleicht Geschwister hatte oder sonstige Anverwandte, Freunde, Bekannte, die meiner in Liebe gedächten und nach denen mein Herz sich sehnte, das überhaupt ich, ich bürgerlich namenloses Ding ich Gesellschaftsfräulein bei Ihrer Erlaucht der Frau Gräfin Reichenau, irgend eine Art von Anhang oder Verbindung in der Welt haben könnte und daß es auch wohl menschlich sei, mir gelegentlich darüber ein Wort zu gönnen — das fiel ihr auch im Traume nicht ein. Sie dachte vermuthlich die gute Frau Gräfin, wir bürgerliche Crapüle, wir

wüchsen nur so auf dem Felde, wie Kraut und Rüben, ohne Vater und Mutter und Bruder oder Schwester; und so wenig Du den Krautkopf fragst, den Du zum Futter für Deine Kuh einstampfen läßt, woher er stammt und wie die liebe Mutter und der vortreffliche Papa sich befinden, eben so wenig fragen diese Hochgeborenen auch uns, die sie als Futter für ihre Langeweile oder als Ruthe für ihre unartige Jugend gebrauchen, woher wir stammen oder mit welchen Fäden wir mit der übrigen Welt zusammenhängen. Ja hängen wir denn überhaupt nur zusammen? und heißt das noch eine Welt, aus der unsere dunkle namenlose Existenz sich entwickelt hat? Man zweifelt!

So lange ich im Hause der Gräfin war, hat sie mich jederzeit — einer leidenschaftlichen Störung, die gegen das Ende meines Aufenthalts eintrat, werde ich an ihrem Ort Erwähnung thun — mit größter Güte und Herablassung behandelt, sie hat mich an allen Genüssen ihres Hauses Theil nehmen lassen, als wäre ich ihr eigenes Kind, und hat mir meine Dienstbarkeit nie, auch nur mit der leisesten Silbe vorgerückt. Aber ebenso wenig hat sie auch jemals die leiseste Frage an mich gerichtet, die irgend eine Beziehung auf meine allgemeine menschliche Existenz

gehabt hätte. Selbſt über den ſo delicaten Punkt der Herkunft war ſie durch die Empfehlungen meiner Gönnerinnen (die ebenfalls der Creme der Geſellſchaft angehörten) vollkommen beruhigt; nie hat ſie mich gefragt, ob meine Eltern noch lebten oder geſtorben wären, in welcher Gegend des Landes ich geboren wäre, wie und wo ich meine Kindheit verlebt, ob ich Geſchwiſter hätte oder irgend etwas dem Aehnliches; nie hat ſie ſich auch erkundigt, ob und mit wem ich Briefe wechſelte, ob mein Herz noch frei ſei oder nicht und ob und welche Hoffnungen ich für die Zukunft hätte.

Wohl aber, da ich ſelbſt einmal — es war noch im Anfang meines Aufenthaltes bei ihr und ich hatte den eigenthümlichen Ton des Hauſes noch nicht ſo kennen gelernt wie ſpäterhin — über irgend eine Scene meiner Jugend zu ihr zu ſprechen anfing, ſo ſah ſie mich mit einem Blicke an, ſo kalt, ſo fremd und ſo durchbohrend, wie ich ihn noch nie an ihr bemerkt hatte und entließ mich gleich darauf mit einer Geberde, die mir deutlich ſagte, welch Verbrechen gegen den guten Ton und die nothwendige Unterordnung der Stände ich ſo eben begangen hatte.

Achtes Capitel.

Das Mutterſöhnchen.

Unter den Gegenſtänden, in Betreff deren die Gräfin mich mit ihrem Vertrauen beehrte (einem Vertrauen, über deſſen Werth nach dem Obigen wohl Niemand mehr in Zweifel ſein wird), nahm ihr Sohn die erſte Stelle ein. Er war, wie ich ſchon bemerkt habe, ihr einziges Kind und ſo liebte ſie ihn denn mit der ganzen blinden Zärtlichkeit, um nicht zu ſagen mit der Vergötterung, welche das Haupt eines reichen vornehmen Hauſes dem einzigen Nachfolger und Erben, der beſtimmt iſt, den Glanz deſſelben zu erhalten und zu vermehren, ſo leicht widmet.

Waldemar — dies war der Name des jungen Grafen — ließ ſich, ſoviel ich aus den Erzählungen der Mutter ſchloß, dieſe Zärtlichkeit beſtens gefallen. Da die alte Dame keinen Gegenſtand kannte, über den ſie ſich eifriger und lieber unterhielt, und da ſelbſt die Briefe, welche ſie vom Sohn regelmäßig alle acht Tage empfing, mir wenigſtens bruchſtückweiſe mitgetheilt wurden, verſteht ſich nur, damit ich ſie genügend bewundern und in Rührung und Ehrfurcht erſtarren ſollte vor dem Glück einer Mutter,

welche ſolche Briefe von ihrem Sohn erhielt — ſo fiel es mir ſchon nach den erſten Wochen nicht ſchwer, mir ein Bild des jungen Mannes zuſammenzuſetzen, das der Wahrheit ziemlich nahe kam.

Waldemar war jung, reich, lebensluſtig, der einzige Sohn und Erbe einer Mutter, die nur in ihm lebte und webte und deren Auge leuchtete, ſowie ſein Name nur in ihrer Nähe ausgeſprochen wurde. Dürfen wir uns wundern, daß er ſich dieſe ſeltenen Vorzüge des Glücks zu Nutze machte, wie die Jugend dergleichen zu benutzen pflegt? Das heißt alſo, ohne Maß, ohne Rückſicht und zuweilen wohl ſelbſt ohne allzugroße Gewiſſenhaftigkeit.

Die alte Gräfin wußte das; ſie wußte, daß ihr Sohn Waldemar das hergebrachte Leben junger, reicher Thoren führte und daß auch der Dienſt als Gardeofficier für ihn nur ein erwünſchter Vorwand war, ſich dauernd in der Reſidenz aufzuhalten und die Freuden derſelben in vollen Zügen, erhöht durch die Theilnahme gleichgeſinnter Kameraden, zu genießen.

Aber das war auch gerade, was ſie wollte. Die Gräfin Reichenau war reich genug, die lockern Streiche und ſelbſt die Verſchwendungen eines jungen lebensluſtigen Gardeofficiers zu bezahlen; ihr Sohn und künftiger Erbe ſollte ein luſtiges Leben

führen, sein Rang, sein Name, seine Jugend und Schönheit (von welcher letztern die Mutter ebenfalls mit Entzücken sprach) gaben ihm das Recht dazu, ja sie verlangten es und die Mutter selbst würde unwillig gewesen sein (soweit sie auf einen solchen Sohn unwillig sein konnte) und es für einen Mangel an dem richtigen edelmännischen Bewußtsein gehalten haben, hätte er diesem Verlangen nicht in der ungebundensten Weise nachgeben wollen. Waldemar Graf Reichenau, dereinst einer der reichsten Standesherren, wie schon jetzt einer der ersten Cavaliere des Landes, sollte das Leben genießen, er sollte glänzen und die Hauptstadt selbst sollte durch seinen Glanz in Verwunderung gesetzt werden. Ihm wurden die edelsten und kostbarsten Rosse zugesendet, welche auf den Gütern der Gräfin erzogen wurden; ja sie ließ eigene Reisen nach England machen, um die schönsten Vollblutspferde für ihn anzukaufen. Seine Livree war die glänzendste und zahlreichste von allen Cavalieren der Residenz; Niemand gab so luculliſche Frühstücke. Niemand wettete so hoch und löste seine Wetten mit dieser noblen Leichtigkeit wie Graf Waldemar. Hatte die Mutter in Betreff seiner eine Sorge, so war es nur diese, daß es ihm doch vielleicht noch an irgend etwas fehlen, daß er

seinem Range noch nicht genug Ehre machen, noch nicht Geld genug unter die Leute bringen möchte. Dies ‚Geld unter die Leute bringen' konnte die alte Dame mit einer unnachahmlichen Würde sagen; es war darin nichts von der Vornehmthuerei, der aufdringlichen Geschwätzigkeit, mit welcher unsere Banquiers und andere schnell reich gewordene Leute ihren Reichthum zur Schau zu stellen pflegen und wobei man sie ordentlich mit ihren Ducaten klimpern hört: sondern sie sprach das im Gegentheil so ruhig und gelassen, ja gewissermaßen so verbindlich, als ob — um einen närrischen und doch nicht ganz unpassenden Vergleich zu gebrauchen — der liebe Gott in höchst eigener Person gelegentlich bei den Menschen, seinen Geschöpfen, nachfragen wollte, ob er es auch genug regnen lasse oder ob sie gleichfalls veränderungshalber lieber einmal Sonnenschein oder Kälte wünschten, es käme nur ganz auf ihr Belieben an, bei ihm wäre ja Alles in Vorrath und er gäbe es gerne . . . . .

Dafür aber hatte die alte Dame dann auch die Genugthuung, daß ihr und ihres Sohnes Lob gesungen wurde weit und breit und daß kein hochadeliger Besuch aus der Residenz, kein hungriger Vetter und Vettersvetter bei ihr einsprach, dem es nicht an Worten gefehlt hätte, den Glanz zu schildern,

mit welchem Graf Waldemar seinen Junggesellenhaushalt führte, sowie das Aufsehen, das er dadurch erregte selbst bis zu den allerhöchsten Herrschaften hinauf. Man mußte sie sehen in solchen Augenblicken, meine gute Gräfin, wie sie das süße Gift behaglich einsog, um einen Begriff von der Tiefe ihrer Mutterliebe zu bekommen — aber freilich auch von der etwas absonderlichen Weise, in welcher sie dieselbe bethätigte.

Merkwürdig dabei und ein neuer Beweis von der seltenen Verstandesklarheit, welche dieser Frau bei allen ihren Seltsamkeiten und Schwächen innewohnte, war, daß ihr niemals der geringste Wunsch kam, dieses glänzende Treiben des geliebten Sohnes mit eigenen Augen kennen zu lernen. Sie liebte überhaupt Ruhe und Bequemlichkeit und war daher auch keine Freundin von häufigen Ortsveränderungen. Schon dieser Umstand würde sie abgehalten haben, die ziemlich entlegene Residenz mit ihrem Besuch zu beehren. Doch kamen noch allerhand andere Gründe dazu.

Zum Beispiel — Gräfin Reichenau dachte und fühlte sich selbst vollkommen wie eine Fürstin und auf ihren Gütern, in Mitten einer Dienerschaft, von der sie angebetet, einer Bevölkerung, von der sie aufrichtig geliebt ward, war sie es auch wirklich.

Was ſollte ſie denn alſo in der Reſidenz? Was ſollte ſie in der Nähe eines Hofes, den ſie, wenn ſie einmal in der Hauptſtadt war, natürlich nicht ignoriren konnte und der denn doch immer der regierende Hof blieb, während ſie nur Gräfin Reichenau war? — Nein, nein, überlaſſen wir das dem jungen Geſchlecht, überlaſſen wir es dem Grafen Waldemar, bei Hofe aufzuwarten und in Entzücken zu gerathen über einen Blick oder wohl gar ein Lächeln, das die allerhöchſten Herrſchaften ihm zuwerfen. Er iſt jung und hat alſo das Recht thöricht zu ſein; wenn er dereinſt älter und zu voller Selbſtändigkeit gelangt ſein wird, wird er auch die Nichtigkeit dieſes Treibens einſehen und wird fühlen, was ein Graf Reichenau, einer der erſten Standesherren der Monarchie, ſich ſelbſt dem Hofe gegenüber ſchuldig iſt.

Aber der Hauptgrund blieb doch immer, daß ſie ſich ſelbſt im Stillen ſagte, das Treiben ihres Sohnes, welches ſie von der Ferne aus ſo ſehr bewunderte, möchte in der Nähe doch wohl einen etwas andern Eindruck auf ſie machen. Wenigſtens pflegte der alte Rittmeiſter, der, nach der Weiſe ſolcher alten überzähligen Anverwandten, für die kleinen Schwächen der Gräfin ſowie des ganzen gräflichen Hauſes ein ſehr ſcharfes Auge hatte und auch ſeinen Bemerkungen

darüber, wenn er nur ſonſt ſicher war, von der Gräfin ſelbſt nicht gehört zu werden, nicht den mindeſten Zwang anthat — der alte Rittmeiſter pflegte mich in ſeiner trockenen ironiſchen Manier zu verſichern, daß die gnädige Frau Muhme auch allerdings ſehr wohl daran thue, das Goldſöhnchen in der Reſidenz unaufgeſucht zu laſſen; beſagtes Goldſöhnchen ſei bei Lichte beſehen nicht mehr noch weniger als ein erzliederlicher Verſchwender, ein Wildfang und Taugenichts, und wenn der Menſch damit in den Ruf eines ausgezeichneten jungen Mannes kommen und das Herz einer Mutter glücklich machen könne, nun, ſo habe es wenigſtens nicht an ſeinem, des Rittmeiſters Willen, ſondern lediglich an der Unzulänglichkeit ſeiner Mittel gelegen, daß er nicht ebenfalls weit und breit als Genie berufen und ſeine ſelige Frau Mutter nicht die glücklichſte aller Weiber geweſen wäre.

Sogar darauf verzichtete die Gräfin, ihren Sohn, bei ſich zu ſehen, theils weil ſie wußte, wie ungern er die glänzende Reſidenz verließ und wie langweilig ihm der Aufenthalt auf ihrem ſtillen, einſamen Gute war, theils auch weil ſie es allen Ernſtes für nöthig hielt, ein junger Menſch oder richtiger geſagt, ein junger Graf Reichenau, ja um es ganz genau

auszudrücken: Graf Waldemar Reichenau, ihr Sohn, müſſe eine gewiſſe Zeit haben ſich auszutoben und je ungeſtörter man ihn dabei laſſe, je beſſer ſei es für die Folgezeit.

Auch war dieſer Zeitpunkt, wo Graf Waldemar zu Ordnung und Nüchternheit zurückkehren ſollte, von ihr ſelbſt ſchon ſehr genau feſtgeſetzt. Daß es mit ſeinem Militairdienſt nicht Ernſt gemeint war, wurde bereits geſagt, und ſo ſollte er mit dem Tage ſeiner Mündigkeit nicht blos den Dienſt, ſondern auch die Hauptſtadt mit ihrem Glanz und ihren Genüßen verlaſſen, um als Erb- und Majoratsherr den Thron ſeiner Väter zu beſteigen, neben dem die Gräfin von da an nur noch den Ehrenplatz als Königin Mutter behaupten wollte.

Selbſt an eine regierende Königin hatte ſie bereits gedacht; es war ein ziemlich offenes Geheimniß, daß die einzige Tochter und Erbin eines benachbarten reichen Edelmannes, ebenfalls eines Grafen, verſteht ſich, zu Waldemar's Gemahlin beſtimmt war. Wenigſtens waren die beiderſeitigen Eltern und Angehörigen vollkommen einig darüber — und auf die Zuſtimmung der jungen Leute kam es ja nicht an, da dieſe ſich von ſelbſt verſtand.

Und doch war dies der Punkt, wo das Glück der Gräfin ſeine wunde Stelle hatte, wie wir ſogleich im nächſten Capitel des Genaueren erfahren werden.

Neuntes Capitel.

Die gefährliche Schöne.

Ein junger Mann, ein junger Graf Reichenau, das ſtand bei meiner alten Dame feſt, mußte Pferde, Wagen, Hunde haben; er mußte wöchentlich ſo und ſoviel Dejeuneurs und Soupers geben, monatlich ſo und ſoviel Wetten entriren, von denen ſo und ſoviel mit Anſtand verloren werden mußten; er mußte auch ſeine kleinen Liaiſons und zärtlichen Neigungen haben, blos ſo zum Zeitvertreib, mit Sängerinnen, Tänzerinnen und anderer leichter Waare, damit das junge Herz doch nicht ganz unbeſchäftigt bleibe und die Manieren den gehörigen Schliff von Galanterie und Ritterlichkeit erhielten.

Inſoweit alſo war die Gräfin auch ganz einverſtanden damit, daß Graf Waldemar ſich auch im Punkt der Liebe nicht den mindeſten Zwang anthat, in ſolchem Umfange, daß die öffentliche Stimme ihm

zu einen sonstigen Meriten bald auch den Namen des unermüdlichsten und unwiderstehlichsten Herzensbezwingers beilegte.

Allerdings hatte die alte Dame deshalb manchen kleinen Strauß mit dem Vater der künftigen Braut, der in diesem Punkt weit weniger liberale Ansichten hegte, sowie auch mit der jungen Dame selbst zu bestehen, die es keineswegs völlig in der Ordnung fand, daß, während sie auf dem Gute der Eltern in klösterlicher Stille gehütet ward, (sie war noch ein halbes Kind und noch zu jung, um bei Hofe aufgeführt zu werden) ihr Verlobter den Don Juan der Hauptstadt spielte und ganz öffentlich jedem schönen Gesicht nachlief.

Indessen die Partie mit Graf Waldemar war eine der besten im Lande und auch übrigens hatte die Gräfin allerhand Gründe, wirkliche und scheinbare, mit denen sie ihren Sohn zu vertheidigen wußte.

„Sie sind noch ein liebes Kind, Gräfin Constanze," pflegte sie zu der Verlobten ihres Sohnes zu sagen, „und wissen noch nicht, wie es in der Welt zugeht; werden Sie erst einige Jahre älter, sehen Sie erst am Arme ihres Gemahls, meines Sohnes, das Treiben dieser Welt und Sie werden sich überzeugen, daß diese kleinen Plänkeleien, die Sie jetzt

so sehr choquiren, das unschuldigste und nothwendigste Ding von der Welt sind. Woher sollte ein junger Edelmann, der berufen ist dereinst eines der ersten Häuser der Monarchie zu repräsentiren und," setzte sie mit verbindlichem Lächeln hinzu, „einer unsrer liebenswürdigsten jungen Dame das Leben zu verschönern — woher, sagen Sie selbst, Gräfin Constanze, sollte er den Aplomb, die Gewandtheit und Sicherheit des Betragens, ja selbst die Kenntniß des weiblichen Herzens lernen, deren er dereinst bedarf? Das sind Studien, meine Liebe, zu denen wir zu gut sind, die müssen an untergeordneten Personen gemacht werden, wie ja auch der Arzt seine Studien nicht am lebendigen Leibe macht, sondern an Leichen. Nein nein, mein gutes Kind, glauben Sie einer erfahrenen Frau: gerade daß Waldemar, wie Ihr trefflicher Vater zu sagen beliebt, ein Don Juan ist, gerade das ist ein Beweis seines reinen, unverdorbenen Herzens; so lange er jedem schönen Gesicht nachläuft, so lange sind seine Leidenschaften ungefährlich; erst wenn Sie, was Gott verhüte, einmal hören sollten, daß er in den Fesseln einer Einzigen schmachtet, dann allerdings, Constanze, dann haben Sie Grund zu zittern!"

Ach und auch dieser Moment des Zitterns

ſollte eher kommen, als die gute Gräfin für mög-
lich gehalten hatte. Es lebte damals in der Haupt-
ſtadt, wie ich theils aus den Journalen erſah, theils
auch aus den Erzählungen der alten Gräfin vernahm,
eine der gefeiertſten Künſtlerinnen der Zeit, eine Schau-
ſpielerin, gleich groß im Tragiſchen wie in der heitern
Muſe. Sie konnte nach dem, was ich über ſie hörte,
nicht mehr in der erſten Blüthe der Jahre ſtehen;
doch ſtimmten alle Schilderungen darin überein, daß
ſie den Namen der ſchönen Iſabella, unter dem ſie
weit und breit bekannt war, noch immer mit vollſtem
Rechte führte. Es ſollte ein bezauberndes Weib ſein:
ſchön, geiſtreich, blendend, Meiſterin in allen Künſten
der Coquetterie, von raſchem und feurigem Charakter,
dem ſelbſt ihre Feinde gewiſſe großartige Seiten nicht
abzuſprechen wagten. Ihre Kunſt — ſie war bei der
Hofbühne engagirt — liebte ſie leidenſchaftlich und dies
war wohl auch der Grund, weshalb ſie von den zahl-
reichen und zum Theil höchſt glänzenden Anträgen, die
ihr von den verſchiedenſten Seiten her gemacht worden
waren, keinen angenommen und ſich ſtets jene Un-
gebundenheit bewahrt hatte, die nicht nur ihrer künſt-
leriſchen Stellung, ſondern, wie es ſchien, auch ihrer
eigenen perſönlichen Neigung und der Heftigkeit ihres
Temperamentes am beſten entſprach.

Auch entbehrte sie dabei wahrlich nichts. Im Gegentheil: was hätte dieser Frau, so glänzend, so bewundert, von einem solchen Schwarm von Anbetern umgeben, deren Jeder sich glücklich schätzte, nur einen Wink ihres Auges, nur ein Lächeln ihres Mundes zu erhaschen -- was hätte ihr die Ehe bieten können als etwa jenes unscheinbare stille häusliche Glück, für das sie selbst offenbar so wenig Sinn hatte und das vielleicht sogar mit ihrer künstlerischen Stellung nicht ganz vereinbar gewesen wäre? Ihr Haus war eins der glänzendsten der Residenz; die ersten Würdenträger des Staats, Officiere, Diplomaten, Alles was jung oder reich oder angesehen war, berühmte Dichter und Schriftsteller, drängten sich in ihren Salons; selbst die jüngern Prinzen des regierenden Hauses verschmähten es nicht, sich hin und wieder zu einem jener kleinen reizenden Feste einzufinden, die Niemand so herrlich einzurichten verstand wie die schöne Isabella und denen sie mit einem Witz und einem Liebreiz präsidirte, der den nüchternsten Verstand zur Bewunderung hinriß, die kältesten Herzen in lichte Flammen versetzte.

Freilich kostete eine solche Lebensweise Geld, viel Geld sogar und jedenfalls mehr, als selbst die Gage einer ersten Bühnenkünstlerin der Residenz abwarf.

Allein wozu hatte die ſchöne Iſabella denn ihre Bewunderer? An und für ſich zwar, das wurde ihr wiederum ſelbſt von ihren Gegnern zugeſtanden, hatten Geld und Koſtbarkeiten für ſie keinen Werth; ſie war ein echtes Künſtlerblut, das ebenſo leicht einnahm wie ausgab, ohne recht zu fragen, woher das Eine kam und wohin das Andere ging. Nicht der Reichthum als ſolcher lockte ſie, ſondern nur der Glanz, die Heiterkeit, das Leben, welche Reichthum, gepaart mit Geſchmack und Geiſt, um ſich zu verbreiten im Stande iſt. Sie ſelbſt war großmüthig und freigebig bis zur Verſchwendung und zwar mit Allem, was ſie beſaß: mit ihrem Gold, ihrem Credit, ihrem Witz, ach und ich fürchte, auch mit ihrer Perſon . . .

Aber dieſelbe Freigebigkeit und Großmuth erwartete ſie auch von ihren Liebhabern, ja ſie forderte dieſelbe als ein Recht und äußerte oft ihr naives Erſtaunen darüber, wie ſich Männer ihrem Zauberkreiſe nähern könnten, die ihre jährlichen Einnahmen nicht wenigſtens nach Zehntauſenden zählten. Die boshafte Welt (die doch vielleicht in dieſem Fall gutmüthiger war, als ſie ſelbſt wollte und wußte) behauptete ſogar, ſie habe einige junge liebenswürdige und geiſtvolle Männer, aber von ſchmalen Mitteln, die

ihre Bekanntſchaft geſucht hatten, ausdrücklich gewarnt und ihnen vorgeſtellt, wie thöricht ſie handeln würden, wollten ſie das mäßige Vermögen, das ſie beſäßen und das ihnen zu ihrem bürgerlichen Fortkommen ſo treffliche Dienſte leiſten könnte, in einem Wettkampf zu Grunde richten, dem ihre Kräfte in keiner Weiſe gewachſen wären. Ja man flüſterte ſich in die Ohren von einem jungen, ſpäterhin ſehr berühmt gewordenen, aber armen Künſtler, der im Begriff geſtanden, ſich in ſie zu verlieben und dem ſie ſelbſt durch dritte Hand die Mittel verſchafft hatte, nach Italien zu reiſen und durch dieſe Flucht die Unabhängigkeit ſeines Herzens, ſein Talent, vielleicht ſein Leben zu retten.

Dagegen, wo ſie ihre richtigen Leute fand, da machte ſie ſich auch nicht das geringſte Gewiſſen daraus, die Börſe derſelben zu benützen, als wäre es ihre eigene. Es wurde in den vornehmen Kreiſen der Hauptſtadt eine ganze Reihe von Cavalieren namhaft gemacht, welche auf dieſe Weiſe in ihren Finanzen zurückgebracht worden waren und mit mehrjähriger Zurückgezogenheit und Einſchränkung die Ehre büßen mußten, einige Monate hindurch den Kaſſenführer der ſchönen Iſabella gemacht zu haben. Allein auch unter dieſen, die ſie alſo gewiſſermaßen

ruinirt hatte, fand ſich Niemand, der Böſes von ihr ſprach oder auch nur den Rauſch bereuete, den er an ihrer Seite empfunden hatte und deſſen Nachwehen er jetzt noch ſo deutlich verſpürte: ſondern ſelbſt dieſe ‚abgelegten‘ und ‚zurückgeſetzten‘ Liebhaber, wie der Witz der feinen Welt ſie nannte, zählten noch immer zu ihren lebhafteſten Anhängern und widmeten ihr, wenn auch aus beſcheidener Ferne, eine Bewunderung, die nah, an Ehrerbietung grenzte.

In die Feſſeln dieſer gefährlichen Schönen war nun auch Graf Waldemar gerathen. Wiederum wäre das der alten Gräfin an und für ſich ganz genehm geweſen, Graf Waldemar ſollte und mußte in allen Stücken das Beſte haben, alſo mußte natürlich auch die berühmteſte Coquette der Hauptſtadt ſeine Geliebte ſein. Geraume Zeit hindurch ſonnte ihre mütterliche Eitelkeit ſich in dem neuen Ruhme, der ihrem Sohne dadurch zuwuchs, daß er der erklärte Liebhaber der erſten Schönen der Hauptſtadt, einer der erſten Bühnenkünſtlerinnen Deutſchlands und der geiſtvollſten Frauen ihrer Zeit, war; ſo etwas gehörte ſich für Waldemar Graf Reichenau und wenn das kleine gute Kind, die Conſtanze, nicht noch gar ſo jung und unerfahren geweſen wäre, ſo hätte ſie ſich ja

freuen müſſen, nicht betrüben über das Aufſehen, welches die Verbindung ihres künftigen Verlobten mit der berühmten Schauſpielerin machte. Es ſchadete gar nichts, wenn die Geldſendungen nach der Hauptſtadt in Folge dieſes Verhältniſſes auch etwas häufiger wurden, man hatte es ja: und du lieber Himmel, ein junger Mann iſt ja nur einmal jung und bis zu Waldemar's Mündigkeit waren nur noch ſechs oder acht Monate . . .

Ja ſoweit ging dieſe Verblendung, daß die alte Dame, ohne das mindeſte Gefühl für das Unſchickliche, das darin lag, ſogar mir, dem jungen, völlig unerfahrenen Mädchen, dem alle dieſe Herrlichkeiten und — Schlüpfrigkeiten der großen Welt völlige böhmiſche Dörfer waren, von dieſem Verhältniß erzählte, in der ſichern Vorausſetzung, mir damit eine ganz beſondere Ehre anzuthun und mir etwas höchſt Wichtiges und Intereſſantes mitzutheilen. — Bei der eigenthümlichen Vertraulichkeit, die zwiſchen Graf Waldemar und ſeiner Mutter beſtand, hatte der junge Mann (und dies war ohne Zweifel die beſte Seite dieſes Verhältniſſes) auch keine Art von Geheimniß vor ihr, ſondern theilte ihr Alles, was er erlebte und wovon er irgend vorausſetzen konnte, daß es ſie intereſſirte, mit einer Unbefangenheit mit, wie

ſie vielleicht noch niemals zwiſchen Mutter und Sohn beſtanden hatte. Sogar ſein Verkehr mit der ſchönen Iſabella machte davon keine Ausnahme; ja ſo verliebt war der junge Mann oder vielleicht auch ſo eitel auf ſeine Eroberung, daß er der Mutter ſogar einige Briefe und Zettelchen überſandte, welche die ſchöne Iſabella ihm bei verſchiedenen Veranlaſſungen geſchrieben und die denn allerdings wahre Muſter eines feinen zierlichen und geiſtreichen Briefſtils waren.

Und ſollte man es für möglich halten: ſelbſt dieſe Briefe und Briefſtellen theilte die alte Gräfin mir mit, und nicht blos mir, ſondern ſie trug die zwanzigmal geleſenen, zerknitterten Blätter mit ſich in der Taſche und las ſie der Reihe nach ihren ſämmtlichen Bekannten und Beſuchen vor. Ja ſie war höchlich entrüſtet, als Conſtanzens Vater ſich eines Tags mit dürren Worten verbat, ihm ſolche Briefe ins Haus und ſogar vor die Augen ſeiner Tochter zu bringen; wobei er nicht undeutlich zu verſtehen gab, daß, wenn ſolcher Briefe überhaupt noch mehr gewechſelt werden ſollten, die öffentliche Verlobung ſeiner Tochter Conſtanze mit Waldemar Graf Reichenau wohl bis zum Nimmermehrstage aufgeſchoben bleiben könnte . . . .

Zehntes Capitel.

Diplomatiſche Sendung.

So wenig Antheil ich nun auch im Ganzen an dieſen mir theils völlig fremden, theils herzlich gleichgültigen Perſonen und Zuſtänden nahm, ſo konnte es doch nicht ausbleiben, daß die fortwährenden Erzählungen und Schilderungen, deren Zeuge ich war, mir nicht endlich ein gewiſſes Intereſſe dafür einflößt hätten, wenn daſſelbe zunächſt auch nur ziemlich äußerlich blieb, ein bloßes Intereſſe der Neugier, zum Theil der bloßen Schadenfreude Wie viel Söhne, dachte ich bei mir, wachſen auf, denen nicht der hunderſte, der tauſendſte Theil dieſer Mutterliebe zu Theil wird und die mit dem hunderſten, dem tauſendſten Theil derſelben glückliche und zufriedene Kinder geweſen wären! Ich mußte unwillkürlich an Hermann gedenken, ſoweit ich auch ſein Bildniß aus meinem Herzen verbannt hatte. Ja meine eigene traurige Jugend ſtellte ſich mir vor Augen: was wäre wohl aus uns beiden geworden und wie anders hätte unſer Leben ſich geſtaltet hätte man uns nur ein Proſamen dieſer Liebe und Nachſicht zugewendet, die mit ſo vollen verſchwende

riſchen Händen über Graf Waldemar, dieſes Kind des Glücks, ausgeſchüttet ward!

Neugierig, den Grafen kennen zu lernen, fing ich an, die zahlreichen Portraits zu ſtudiren, die in den Zimmern der Gräfin hingen und die ihn ſämmtlich in den verſchiedenſten Altern und Umgebungen, als Kind, als Knaben, als angehenden Officier, zu Fuß, zu Pferde, im Kahn, an der Spitze ſeiner Reiter, kurzum in den mannichfachſten Situationen darſtellten: wobei ſie immer daſſelbe weiß und rothe, gutmüthige, wenn auch nicht beſonders geiſtvolle Angeſicht zeigten.

Beſonders begierig aber wurde ich, etwas Genaueres von der ſchönen Iſabella zu vernehmen; ſo fern die glänzende, großartige Natur dieſes wunderſamen Weibes auch meinem bürgerlich beſcheidenen Weſen laß, ſo lebhaft fühlte ich mich doch von ihr angezogen, wenn ſchon ich nicht läugnen darf, daß dieſe Anziehungskraft zugleich mit einer eigenthümlichen Scheu, faſt muß ich ſagen mit einer Art von Grauſen gemiſcht war.

Auch von Iſabella beſaß die Gräfin ein Bild; Graf Waldemar hatte es ihr zum Geſchenk gemacht. Doch hatte ſie wenigſtens noch ſo viel natürliches Schicklichkeitsgefühl, daß ſie das Bild nicht öffentlich aufſtellte und ſelbſt mir wurde es nur in beſonders

vertraulichen Momenten gezeigt. Isabella war darauf in idealem Kostüm, als eine Art von Muse dargestellt; das frei flatternde Haar, der feurige Blick, die stolzen Linien des edlen feingeschwungenen Profils machten einen tiefen Eindruck auf mich und prägten mir diesen Kopf so unvergeßlich ein, daß er mir bei meinen kleinen Zeichenübungen unwillkürlich in den Griffel kam und ich manches Blatt Papier und manches Stückchen Pergament damit verkritzelte.

Indem mein Interesse für das wunderliche Paar solchergestalt immer mehr zunahm, mußte es mich natürlich in die lebhafteste Bewegung versetzen, als mich der Rittmeister eines Tages bei Seite winkte und mir mit geheimnißvoller Miene vertraute: die Geschichte mit Waldemar stände sehr schlimm, die alte Gräfin wäre außer sich, der junge Tollkopf habe der schönen Isabella ein Eheversprechen gegeben und sei drauf und dran, dasselbe in Ausführung zu bringen. Schon habe die Gräfin in Begriff gestanden, selbst nach der Hauptstadt zu reisen, um den verirrten Sohn zur Vernunft zurückzubringen und, mit welchen Opfern es auch sein möge, das schmähliche Band zu lösen, mit welchem die gefährliche Coquette ihn umsponnen halte. Auf seine, des Rittmeisters, Vorstellung habe sie jedoch darein gewilligt, dies letzte

äußerſte Mittel vorläufig noch aufzuſchieben und ihn ſelbſt als Unterhändler voranzuſchicken. So werde er alſo morgen mit dem Früheſten die Reiſe in die Hauptſtadt antreten; es ſolle ihm kein kleiner Genuß ſein, dem verzogenen Mutterſöhnchen, dem Glückspilz, deſſen Fehler man behandle wie anderer Leute Tugenden, den Kopf recht gehörig zu waſchen. Und was nun gar erſt das Frauenzimmer, die Iſabella anbetreffe, ſo werde er mit der erſt recht kein Federleſens machen; er kenne noch von ſeiner Garniſonszeit her den richtigen Ton, mit der Art Heren umzugehen; auch ſei er alt genug, um ſich von keinem noch ſo ſchönen Geſicht mehr verblüffen zu laſſen (— „das merken Sie ja wohl an ſich ſelbſt, Fräulein,“ ſetzte er mit altväteriſcher Galanterie hinzu, „denn ſonſt würde ich Ihnen dergleichen unmöglich ins Geſicht ſagen können —“) und ſo hoffe er denn alſo feſt, die Sache, ſei es auf die eine, ſei es auf die andere Art, wieder in Ordnung zu bringen.

„Aber eine verwetterte Geſchichte,“ fügte er hinzu, „bleibt es bei alledem und die gnädige Frau Muhme ſieht nun, wohin die allzugroße Nachſicht und die Empfindelei mit dem Herzblatt, dem Goldjüngelchen führt; wenn Conſtanzens Vater von der

Affaire Wind kriegt — na, dann iſt es mit der Mariage — ab puh!!“

Wirklich reiſte der Rittmeiſter am nächſten Morgen ab und es folgte nun, ganz gegen die ſonſtige Gewohnheit meiner alten Gräfin, eine Reihe trüber, ſchweigſamer Tage.

Bald jedoch wurde ihr ſelbſt das Schweigen läſtig und nach ihrer redſeligen Art fing ſie an, mir Stück vor Stück das ganze Abenteuer zu erzählen. Es war wirklich, wie der Rittmeiſter mir anvertraut hatte: Graf Waldemar, hingeriſſen von der Liebenswürdigkeit der ſchönen Schauſpielerin, hatte ihr ſeine Hand angetragen. Vergebens waren ſeine Freunde in ihn gedrungen, das tolle Vorhaben aufzugeben; vergebens hatten ſogar die Officiere ſeines Regiments erklärt, im Fall dieſe Ehe wirklich zu Stande käme, nicht länger mit ihm dienen zu können (— denn natürlich, die ſchöne Iſabella zur Geliebten zu haben und ſich von ihr ruiniren zu laſſen, war eine Ehre, nach der Alle geizten: aber ſie zur Frau zu nehmen, ei ja wohl, das wäre völlig gegen Sitte und Anſtand geweſen —); vergebens hatte ſogar der Hof ihm einen allerhöchſten ungnädigen Wink zukommen laſſen: der junge Mann blieb unerſchütterlich bei ſeinem Entſchluß und es kam nur auf Iſabella an,

ob ſie die dargebotene Hand annehmen, mit andern Worten alſo, ob ſie Gräfin Reichenau werden wollte oder nicht . . . .

In dieſer Lage befanden die Dinge ſich, als der Rittmeiſter ſeine Miſſion antrat. Die alte Gräfin hatte ihn mit den weitgehendſten Vollmachten ausgeſtattet; er ſollte kein Geld und überhaupt keine Opfer ſcheuen, um Iſabellen zur Verzichtleiſtung auf die Hand des jungen Grafen zu bewegen. Und wenn es eines ihrer Güter koſten ſolle, hatte die Gräfin ihm noch beim Abſchied geſagt, immerhin beſſer ein Gut verloren, als dieſen Schandfleck in der Familie.

Man kann ſich leicht vorſtellen, in welcher Spannung uns unter dieſen Umſtänden die Tage verfloſſen. Der Verkehr mit Conſtanzen und ihrer Familie hatte beinahe völlig aufgehört, da derſelben doch allerhand Gerüchte zu Ohren gekommen waren; aller andere Beſuch, der im Schloſſe erſchien, kam ſichtlich auch nur, um zu horchen, wie es denn eigentlich mit Waldemar ſtehe und ſo entwickelte meine alte Dame eine Virtuoſität der üblen Laune, die mir in der That mitunter recht ſchwere Stunden bereitete. Nun, das war in der Ordnung, dafür war ich Geſellſchaftsfräulein . . . . .

Endlich, nach beinahe vierzehntägiger Abweſen-

heit, kam der Rittmeiſter zurück. Er that ſehr geheimnißvoll, ſah kaum Einen von uns an und ſchloß ſich ſofort mit der Gräfin in dem Cabinet derſelben ein. Mir jedoch, die ich ſein Weſen allmählich ſtudirt hatte, war gleich bei ſeinem Eintritt ins Zimmer ein gewiſſes Schlenkern ſeines linken Zeigefingers aufgefallen, welches, in Verbindung mit einem eigenthümlichen Zucken ſeiner dichten buſchigen Augenbrauen, allemal ein ſicheres Zeichen war, daß er ſich durch irgend etwas innerlich ſehr erfreut und befriedigt fühlte — und ſo zog ich daraus denn auch diesmal den Schluß, daß ſeine Miſſion wohl nach Wunſch ausgefallen ſein müſſe.

Und ſie war es wirklich. Gleich noch denſelben Abend beim Thee, den ich allein mit ihr einnehmen mußte (der Rittmeiſter hatte ſich den Förſter und den erſten Bereiter auf ſein Zimmer kommen laſſen und erholte ſich hinter einer mächtigen Punſchbowle von den Anſtrengungen ſeiner Reiſe), vertraute die Gräfin mir, daß Alles glücklich beigelegt ſei und zwar ohne die mindeſten Opfer; möge man auch über die ſchöne Iſabella urtheilen, wie man wolle, eine ungewöhnliche Creatur ſcheine ſie doch auf jeden Fall zu ſein —

„Was zwar ſchon daraus hervorgeht," ſetzte ſie

wohlgefällig hinzu, „daß Waldemar sich hat von ihr bethören lassen; einem gewöhnlichen Frauenzimmer wäre das auf keinen Fall gelungen . . . .“

Im Lauf des folgenden Tages sprach ich denn auch den Rittmeister. Er mochte wohl sein bestes Pulver schon in der Unterhaltung mit dem Förster und dem Bereiter verschossen haben; wenigstens war er gegen mich, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, sehr kurz angebunden, und nur als ich ihm zu seinem Erfolg bei der schönen Isabella gratulirte und ihn fragte, wie er es denn angefangen habe, die gefährliche Schöne so rasch nach seinem Wunsche zu stimmen — meinte er murrend: eine gefährliche Schöne sei das allerdings, aber doch ein Weib, für das er noch jeden Augenblick bereit sei, ein Paar Kugeln zu wechseln mit Jedem, der ihr etwas Uebles nachsagen wolle —

„Und jedenfalls,“ stieß er halb zwischen den Zähnen hervor, „steckt ein ganz anderer Kern in ihr und ist sie zehnmal mehr werth als der Musje, der Waldemar, trotz seines hochgräflichen Blutes . . . . .“

Eilftes Capitel.

Ein Beſuch.

Nun verfloſſen die Tage wieder ſtill und ruhig. Der Zeitpunkt, wo Graf Waldemar den Dienſt verlaſſen und zu ſeiner Mutter zurückkehren ſollte, rückte immer näher und mit ihm wuchs auch meine Neugier. Denn welches junge Mädchen wäre wohl nicht neugierig geweſen, den Helden ſo wunderlicher Abenteuer, den Gegenſtand ſo vieler Unterhaltungen kennen zu lernen?

Die Gräfin ſah dieſem Zeitpunkt mit großer Genugthuung entgegen; nachdem es ihrem mütterlichen Einfluß gelungen war, jenen ſchlimmſten Stein des Anſtoßes hinwegzuräumen, zweifelte ſie keinen Augenblick, daß es ihr auch in allen andern Stücken gelingen werde, ſich im beſten Einvernehmen mit dem Sohne zu erhalten. Zwar das Verhältniß zu Conſtanze und ihrer Familie war noch nicht völlig wieder hergeſtellt; man hatte Waldemar's Verirrung, wie die alte Gräfin es ſchonend bezeichnete, hier denn doch etwas zu ſtark gefunden für einen jungen Mann, der die Kinderſchuhe nachgerade ausgetreten und dem auch keineswegs unbekannt

war, was zwiſchen ihm und Conſtanzen beabſichtigt wurde. — Indeſſen auch in dieſer Beziehung tröſtete meine Gebieterin ſich damit, daß Waldemar's Anweſenheit Alles wieder in das richtige Gleis bringen werde; ſo viel ſtolze, ſpröde Herzen habe er beſiegt, wie laſſe ſich wohl denken, daß eine junge Landſchöne wie die kleine Conſtanze ihm widerſtehen könne?! —

Während alſo die Gräfin ſich ſolchen Erwartungen und Hoffnungen hingab und dadurch in eine beſſere Laune verſetzt war als ſeit langem, kam eines Abends um die Dämmerſtunde — es war zu Anfang des Herbſtes, wo die Abnahme der Tage ſchon merklich zu werden anfängt — der Haushofmeiſter herein und meldete: ſo eben ſei in der Nähe des Gutes eine fremde Herrſchaft mit dem Wagen verunglückt, das Rad ſei gebrochen und der Stellmacher des Dorfes behaupte, den Schaden vor morgen Früh nicht curiren zu können. Nun ſei zwar für die Unterkunft der Dienerſchaft in der Dorfſchenke geſorgt: allein die Herrſchaft ſelbſt — noch dazu eine Dame, ſetzte er mit bedeutungsvoller Geberde hinzu — könne ſich doch unmöglich mit dieſem ſchlechten Aufenthalt begnügen und ſo habe ſie ihren Diener aufs Schloß geſchickt, mit der Bitte an die gnädige Gräfin, die

Gaſtfreiheit derſelben für ein Nachtlager in Anſpruch nehmen zu dürfen.

Dergleichen Geſuche, aus dieſen und ähnlichen Veranlaſſungen, kamen häufig vor und wurden von der Gräfin jedesmal mit größter Liberalität bewilligt. Ja ſoweit ging dieſe Liberalität und in ſo echt adeligem Sinne übte ſie ihre Gaſtfreundſchaft, daß ſie nicht einmal nach Namen und Herkunft ihrer Gäſte zu fragen pflegte; ſie verließ ſich darin ganz auf den Takt ihres alten Hausbofmeiſters, der die Eigenheiten ſeiner Gebieterin genügend kannte und auch hinlängliche Menſchenkenntniß beſaß, um zu wiſſen, wen er der Gräfin zuführen dürfe und wen nicht. Wen er alſo anmeldete, der mußte vorher ſchon ſeine Inſpection paſſirt haben und von ihm gebilligt worden ſein: ſo daß von ihm angemeldet werden, vollkommen eben ſoviel war, als bei der Gräfin eingeführt werden.

Auch diesmal — die Gräfin war, was ich bisher noch vergeſſen habe zu ſagen, etwas kurzſichtig, beſonders bei Licht, wo ſie deshalb auch eine große grüne Brille zu tragen pflegte, die ihrem ernſten regelmäßigen Angeſicht ein ganz beſonders ehrwürdiges Ausſehen verlieh —

Auch diesmal, ſage ich, rückte ſie nur ein klein

wenig an der Brille und ſah über der feinen ſchildpattenen Einfaſſung hinweg den Haushofmeiſter flüchtig an. Derſelbe verſtand ſofort den Blick und als geſchehe es aus eigenem Antrieb, ſetzte er mit gedämpfter Stimme hinzu:

„Da ich weiß, wie die Frau Gräfin in ſolchen Fällen zu handeln pflegen und was die Ehre des hochgräflichen Hauſes erfordert, ſo hielt ich es für meine Pflicht, mich ſelbſt an Ort und Stelle zu begeben und der fremden Herrſchaft meinen Reſpect zu bezeigen. Es iſt, wie ich ſchon die Ehre hatte zu bemerken, eine Dame — ſehr feine Dame, muß von Familie ſein — guter Anſtand, noble Manieren, auch Wagen und Gepäck, Alles recht nobel eingerichtet — einfach, tüchtig, ohne Prahlerei — nicht wie die reichgewordenen Juden, die jetzt durchs Land kutſchiren, mit Reſpect zu ſagen — guter Landauer, Kammermädchen und Bedienten hintenauf, vier Pferde, Poſtillon vom Sattel gefahren — Alles recht brav, recht nett —“

„Aber, guter Heinrich,“ erwiderte die Gräfin lächelnd, indem ſie die Brille wieder auf ihren Fleck rückte und ſich gemächlich in ihren Fauteuil zurückſinken ließ, „wer fragt denn danach? Sie wiſſen ja doch ein für allemal, daß mein Haus Jedem offen

steht, der ihm die Ehre anthun will es aufzusuchen. Melden Sie der Dame, sie würde mir willkommen sein und richten Sie das Nöthige für sie her."

Heinrich, der sich mit seiner Gebieterin vollkommen gut verstand, wußte auch recht wohl, was er von dieser gelinden Zurechtweisung zu halten hatte; er empfahl sich mit tiefer Verneigung und die Gräfin fuhr zu mir gewendet fort:

„Das trifft sich ja wahrhaftig prächtig, daß wir in unserer Einsamkeit einmal wieder Besuch bekommen; die Abende werden jetzt schon so lang und unsere Nachbaren schwärmen noch in Bädern und auf Reisen und vergessen die alte Frau, die hier ganz allein sitzt und nicht mehr so mitmachen kann, wie die Jugend es treibt. Nun nun, wenn nur erst Graf Waldemar im Schlosse ist, da wird es hier wohl ein anderes Leben werden, besonders," setzte sie mit feinem Lächeln hinzu, „wenn er erst eine kleine hübsche junge Frau neben sich hat; warum sie sich wohl so lange nicht bei mir hat sehen lassen, die gute kleine Constanze?!"

Und dann wie sich selbst unterbrechend:

„Sagte der Heinrich nicht, die fremde Dame käme aus der Hauptstadt? Nun das ist ja charmant, in der Hauptstadt passirt doch immer etwas Neues,

wenigſtens für ſolche Landbewohner wie wir; vielleicht weiß ſie etwas von meinem Sohn Waldemar oder ſie kann mir auch etwas von der Perſon erzählen, wie heißt ſie doch? der Schauſpielerin — eine ganz noble Perſon übrigens, das muß ich ſagen, und wenn Waldemar die Komödie nicht ein wenig zu weit getrieben hätte, ſo wüßte ich an ſeinem Geſchmack nichts auszuſetzen . . . . ."

Zwölftes Capitel.

Erkennungsſcene.

Indem die alte Dame noch ſo plauderte, trat der Bediente herein und fragte an, ob die fremde Dame, die inzwiſchen im Schloſſe angelangt war und die für ſie beſtimmten Zimmer in Beſitz genommen hatte, die Ehre haben könne, der Frau Gräfin ihre Aufwartung zu machen. Die Gräfin nickte gnädig und ich wurde abgeſchickt, die Fremde willkommen zu heißen und ſie in den Salon herüber zu geleiten.

Neugier iſt ja ein weibliches Erbtheil und da der Zufall wollte, daß die Zimmer, welche der Fremden angewieſen waren, dicht neben den meinen lagen,

ſo wird man es ja wohl verzeihlich finden, daß, indem ich in mein Ankleidezimmer trat, um noch raſch etwas an meiner Toilette in Ordnung zu bringen, ich einen heimlichen Blick durch die Thürſpalte warf. Er fiel gerade auf die Fremde, die ſich auf das Ruhebett, der Thür gegenüber, geworfen hatte. Es war eine hohe üppige Geſtalt in einem einfachen ſchwarzſammetenen Kleide; die weißen Arme und Schultern, die ſie entblößt trug, ſtachen blendend ab gegen das dunkle Gewand. Den Kopf hatte ſie auf die Hand geſtützt, als ob ſie über etwas tief nachdächte. Doch war das Haupt dabei keck hinten über geworfen und das große feurige Auge blickte frei vor ſich hin. Welch ein Auge! welch ein Glanz darin! In dem ganzen Kopf welch ein Adel! Welche Fülle goldener Locken um die hohe ſtolze Stirn! Um den ſchwellenden Mund ſpielte ein leiſes halb verächtliches Lächeln, während der kleine fein beſchuhte Fuß in unruhigem Takt auf- und niederklappte, als ob irgend etwas ihre Ungeduld rege machte oder ſie irgend einen ſtillen Verdruß niederzukämpfen hätte.

Ich ſchaute und ſchaute und konnte nicht ſatt werden zu ſchauen. Wie war mir doch? Hatte ich dies Geſicht nicht ſchon irgendwo geſehen? Ich konnte es nur halb erkennen, auch ſaß die Dame

im Schatten — und dennoch war es mir, als müßte ich sie schon irgend einmal erblickt haben . . . .

In diesem Augenblick erhob sie sich und da ich befürchtete, sie möchte mir am Ende zuvorkommen, so sprang ich schnell aus meinem Versteck empor, eilte über den Corridor und trat zu ihr ins Zimmer.

Wie ich eintrat, stand sie eben vor dem großen silbernen Doppelleuchter und las in einem zerknitterten Briefchen, das sie jedoch bei meiner Annäherung hastig verbarg; das volle Licht der Kerzen schien gerade auf ihr Angesicht und wiederum fiel mir eine Aehnlichkeit auf, die gar nicht größer sein konnte, obwohl ich, verwirrt wie ich im Augenblick war, nicht wußte, wohin ich sie bringen sollte.

Inzwischen half die fremde Dame mir rasch über meine Verlegenheit hinweg. Des feinsten Welttons vollkommen Herr, wußte sie das Abenteuer mit dem Wagen, die Noth in der Dorfschenke, die etwas altmodische Höflichkeit des Haushofmeisters so allerliebst zu schildern, daß ich mich gleich nach den ersten Worten ganz vertraut fühlte. Schon indem wir über den Corridor gingen, legte sie ihren weißen vollen Arm in den meinen; fast um eines ganzen Kopfes Länge ragte sie über mich empor und wie sie in dem langen sammetnen Gewande so neben

mir dahinrauſchte, fühlte ich lebhafter denn je, daß ich nur ein armes kümmerliches Geſellſchaftsfräulein....

Auch ihre Begrüßung mit der Gräfin trug denſelben Stempel feinſter Weltbildung. Sie wußte der alten Dame ſo viel Verbindliches über ihre Gaſtfreundſchaft zu ſagen, rühmte die Lage des Schloſſes und was ſie von ſeiner Einrichtung geſehen, mit ſo viel Einſicht und Geſchmack, wußte auch die Störung, die ſie veranlaſſe, ſo allerliebſt zu entſchuldigen und entwickelte bei dem Allen eine ſolche Sicherheit und Würde des Auftretens, daß auch meine alte Gräfin ſichtlich davon befriedigt war und mir über ihren Brillenrand hinweg verſchiedene Blicke des Einverſtändniſſes zuwarf. Bald war die lebhafteſte Unterhaltung im Gang; die Fremde war in der Reſidenz vollkommen heimiſch, kannte alle ‚guten' Häuſer, auf welche die Gräfin das Geſpräch leitete und auch über Graf Waldemar und ſeine ſchönen Pferde und Hunde wußte ſie ihr allerhand Angenehmes und Verbindliches zu ſagen.

Ich inzwiſchen nahm nur wenig Theil an dem Geſpräch; theils war ich niemals in der Reſidenz geweſen und kannte daher die Mehrzahl der Perſönlichkeiten nicht, von denen hier die Rede war, theils konnte ich auch die Aehnlichkeit nicht los werden

und konnte doch ebenso wenig herausfinden, worin sie eigentlich bestand und wohin sie zielte. Unverwandt, so viel es irgend ohne den Anstand zu verletzen geschehen konnte, starrte ich diesen prächtigen, wahrhaft königlichen Kopf, diese feine stolz geschwungene Nase, diese köstlichen frischen Lippen an und immer gewisser wurde es mir, daß ich sie schon einmal gesehen hatte. Ja es war mir, als müßte ich schon ganze lange Zeiten mit ihr verlebt haben und es wäre nur das Wiedersehen einer alten lieben Bekannten, das ich feierte. Bild auf Bild, Gedanke auf Gedanke jagten sich in meinem Hirn; endlich, wie man in solchen Stimmungen oft zu dem Trivialsten greift, nur um sich von der innern quälenden Unruhe zu befreien, blieb ich bei der Frage stehen, wie alt die Fremde wohl eigentlich sein möchte.

Und siehe da, auch das vermochte ich mir nicht zu beantworten. Daß sie über die erste Jugend hinauswar, zeigte weniger irgend ein Mangel an Frische und Jugendlichkeit, als die reiche, üppige Fülle der hohen, wahrhaft junonischen Gestalt; Farbe, Haut, Zähne, Alles war von untadeliger Frische und doch lag über dem Ganzen ein Etwas gebreitet, ich möchte sagen, eine gewisse satte, sommerliche Beleuchtung, die es Einem unzweifelhaft machte, daß

dieſe bezaubernde Erſcheinung den Mittag ihres Lebens bereits erreicht haben oder ihm doch ſehr nahe ſein müſſe.

Das Geſpräch zwiſchen der Fremden und meiner alten Gräfin wurde, wie geſagt, mit großer Lebhaftigkeit geführt; eben hatte es ſich auf das Lieblingsthema ſolcher Unterhaltungen, das Theater, gewendet und meine Gräfin war gerade ſo glücklich geweſen, die längſt beabſichtigte Frage nach der ſchönen Iſabella anzubringen, als die Thür aufging und der alte Rittmeiſter, der um dieſe Stunde des Abends mit der gnädigen Frau Couſine eine Partie Dame zu ſpielen pflegte, hereintrat. Ueberraſcht durch den unerwarteten Beſuch, trat er einen Augenblick zurück; dann mit den lebhafteſten Zeichen des Erſtaunens und der Freude auf die Fremde zueilend, rief er:

„Aber um des Himmels willen, meine Gnädigſte, wache oder träume ich?! Wie kommen Sie hieher? Und welche wunderbare Schickſalsfügung führt Sie gerade unter dies Dach?“

Und dann ſich zu der Gräfin wendend:

„Und weiß die gnädige Couſine auch,“ ſtammelte er, „wem ſie ihre Gaſtfreundſchaft erzeigt? Es iſt Iſabella, die gefeierte Iſabella, der erſte Stern der deutſchen

Bühne und eine der edelſten Frauen, die je gelebt haben, die ihr gegenüber ſitzt!“

Dreizehntes Capitel.

Die Rache.

Ich muß es einer gewandteren Feder überlaſſen, als die meine iſt, die Verwirrung zu ſchildern, in welche die Gräfin und ich durch dieſe ſo ganz unerwartete Entdeckung verſetzt wurden. Auch der alte Rittmeiſter war ganz außer ſich; bald eilte er auf Iſabella zu, ihr die ſchöne weiße Hand zu küſſen, bald drängte er ſich wieder an die gnädige Couſine heran, und ſuchte ihr durch Zeichen und Winke zu verſtehen zu geben, daß er für ſein Theil an dieſem Abenteuer vollkommen unſchuldig und nicht die mindeſte Ahnung davon gehabt habe.

Nur Iſabella ſelbſt behauptete ihre Haltung unverändert; mitten in dem Gewirr, während wir Uebrigen ſprachlos vor uns niederſahen, ſtand ſie gleich einer Königin und ließ die ſtolzen leuchtenden Blicke über uns hinfliegen; um ihren Mund ſchwebte daſſelbe ſchadenfrohe Lächeln, das ich ſchon vorhin

von meinem Versteck aus bemerkt hatte und auch der kleine zarte Fuß pochte und hämmerte unmerkbar, aber unaufhörlich wie damals.

Endlich, mit derselben klangvollen melodischen Stimme, die mich gleich bei der ersten Begrüßung in Entzücken versetzt hatte, sagte sie, sich mit holdseligem Lächeln gegen den alten Rittmeister kehrend:

„Und habe ich Ihnen denn nicht, als wir Abschied nahmen, versprochen, Sie nächstens einmal aufzusuchen? Sie sehen, mein Freund, Unsereins, wiewohl wir nur dem leichtfertigen Volk der Bühne angehören, ist doch gewohnt Wort zu halten . . . . .“

Ein Blick, leuchtend und zerschmetternd, wie ein Blitz, flog hinüber zur Gräfin. Doch war er auch von ebenso kurzer Dauer wie der Blitz und gleich darauf, mit der anmuthigsten Freundlichkeit, fuhr sie fort:

„Da die Frau Gräfin mir soeben die Ehre erwies, sich bei mir selbst nach mir selbst zu erkundigen, so darf ich ja wohl annehmen, daß sie ein klein wenig Theilnahme für die mehrgenannte Isabella empfindet und so wird es also auch keiner Entschuldigung bedürfen, daß eine Schauspielerin sich in die Gastfreundschaft der Frau Gräfin eingedrängt hat.“

Und dann, sich in die Causeuse zurücklehnend,

als wäre nicht das Mindeste passirt, in der ruhigsten und artigsten Weise, nahm sie den Faden des früheren Gesprächs wieder auf.

„Die Frau Gräfin," sagte sie, „beliebten sich so eben nach dem Theater zu erkundigen. Wie es damit in der Hauptstadt steht? Je nun, wie überall in Deutschland: es will Abend werden, wir Schauspieler sind müde, ewig die alten classischen Rollen zu spielen und unsere Dichter verstehen doch nicht, neue zu schreiben. Im Uebrigen," setzte sie nachlässig hinzu, „habe ich mich in der letzten Zeit wenig mehr um das Theater gekümmert und bin sogar ohne Abschiedsrolle aus der Hauptstadt abgereist; es war früher meine Leidenschaft, das Theaterspielen, aber du lieber Himmel, wenn man erst in meine Jahre kommt, da kühlen die Leidenschaften sich ab; meinen Sie nicht, Rittmeister?"

Der Rittmeister stammelte und stolperte von seinem Winkel aus irgend etwas zurecht, was kein Mensch verstand. Die schöne Isabella jedoch, über deren Aehnlichkeit ich nun allerdings vollständig aufgeklärt war, lächelte ihm so anmuthig zu, als hätte er das Verbindlichste und Witzigste von der Welt gesagt und bob dann, immer in demselben leichten spielenden Tone, von Neuem an:

„Graf Waldemar — Sie wissen, Frau Gräfin, daß ich das Vergnügen hatte, mit Graf Waldemar bekannt zu sein? Nun gut: Graf Waldemar hat mir in früherer Zeit so viel — und wie ich jetzt sehe, nicht zu viel, ja noch nicht einmal genug — von der angenehmen Lage dieses Schlosses und der liebenswürdigen Gastfreiheit seiner verehrungswürdigen Besitzerin erzählt, daß ich, da der Zufall mich hier in die Nähe führte, der Versuchung nicht widerstehen konnte, die Eine wie die Andere kennen zu lernen. Ja da Wahrheit gewissermaßen eine Nothwendigkeit ist für uns kleine Leute, die wir die Mittel nicht besitzen, unsere Lügen mit klingenden Gründen zu beschönigen, so muß ich Ihnen, Frau Gräfin, nur gestehen, daß die Geschichte mit dem zerbrochenen Rade nur war, was man bei uns einen Theatercoup nennt — ein sehr natürliches Ding, versteht sich, bei uns Leuten vom Theater. Das Rad mußte brechen, verstehen Sie, weil ich nämlich vor Begierde brannte die Frau Gräfin kennen zu lernen und ihr meine ehrerbietigen Grüße zu Füßen zu legen . . ."

Wieder flog einer jener Blitze herüber zu meiner alten Dame, welche noch immer da saß, vergeblich nach Fassung ringend; ich hätte es nie für möglich gehalten, daß die Gräfin Reichenau, die

stolze, weltgewandte, durch und durch aristokratische Dame die Fassung jemals so gänzlich einbüßen könnte, vermochte mich aber doch einer stillen Schadenfreude nicht zu erwehren, da ich sie so völlig betäubt und niedergeschmettert sah. Die Art der Schauspielerin gefiel mir ungemein, alles Ungünstige, was ich früher über sie gehört, war vergessen, ich hätte ihr an den Hals fliegen mögen und sie tüchtig abküssen für die gründliche und doch so feine, überlegene Rache, die sie an der alten adelstolzen Dame nahm.

Zuletzt jedoch raffte diese sich zusammen und ergriff den Ausweg, der unter diesen Umständen in der That wohl der beste war.

„Wenn Ihnen, Madame," sagte sie mit milder aber fester Stimme, „von meinem Hause irgend ein Unrecht geschehen ist oder Sie sonst irgend einen Grund haben über mich Klage zu führen —"

Isabella sah sie mit großen verwunderten Blikken an.

„Ich verstehe Sie nicht, Frau Gräfin," sagte sie dann, mit vornehmem, fast hochfahrendem Tone: „Was ich bisher von Ihrem Hause gesehen habe, gefällt mir recht wohl und überdies, wenn man auf der Reise ist, so bescheidet man sich ja in seinen

Ansprüchen. Ich verlasse Deutschland," setzte sie nachlässig hinzu, „es wird mir zu langweilig hier im Lande, ich muß wieder einmal Paris sehen, mein geliebtes Paris, den einzigen Ort, wo ein . leidlich vernünftiger Mensch noch leben kann — waren Sie in Paris, Rittmeister? Ah ja so, in den Feldzügen meinen Sie — nun ja, das wird nicht gerechnet. Aber was ich sagen wollte: ich verlasse Deutschland, verlasse die Bühne und werde gewiß erst nach Jahren, vielleicht nie wieder in diese Gegend zurückkehren . . . . ."

Unwillkürlich, trotz der absichtlichen Nachlässigkeit, mit der sie zu sprechen sich bemühte, war ihre Stimme bei den letzten Worten doch etwas nachdrücklicher geworden. Die Gräfin verstand den geheimen Wink, sie warf der Schauspielerin einen raschen fragenden Blick zu und da diese denselben mit eherner Ruhe von sich gleiten ließ, so fiel auch meiner alten Dame sichtlich ein Stein vom Herzen und bald hatte auch sie ihre gewöhnliche vornehme Ruhe wieder gewonnen.

Das Gespräch wurde nun von beiden Seiten noch eine Zeitlang scheinbar mit großem Interesse über allerhand gleichgiltige Dinge geführt, bis endlich die Theestunde vorüber war und die schöne

Fremde um Erlaubniß bat, ſich in ihr Zimmer zurückziehen zu dürfen. Man reichte ſich zum Abſchied die Hand, wünſchte ſich gegenſeitig angenehme Ruhe und wiederum legte Iſabella, nach ihrer raſchen herzlichen Manier, ihren Arm in den meinen, um ſich von mir in ihr Zimmer zurückführen zu laſſen.

Vierzehntes Capitel.

Ein heißes Herz.

Schweigend ſchritten wir an einander hin; an dem heftigen Wogen ihres ſtolzen königlichen Buſens merkte ich wohl, wie die Fremde, trotz alles ſcheinbaren Gleichmuthes, von dem eben Erlebten in Aufregung verſetzt war.

Indem wir an meiner Thür vorüberſchreiten wollten, blieb ſie plötzlich ſtehen.

„Habe ich vorhin recht geſehen," ſagte ſie in ihrer traulichen herzgewinnenden Weiſe, „ſo liegen unſere Zimmer neben einander; iſt es Ihnen nicht unangenehm, ſo komme ich noch ein wenig zu Ihnen herein — oder noch beſſer: wir öffnen die Zwiſchenthür und plaudern nach Herzensluſt."

Ich konnte nur meine Freude ausdrücken über einen Vorschlag, der so ganz meinen eigenen Wünschen entsprach. Denn in der That fühlte ich mich von dem wunderbaren Wesen aufs Lebhafteste angezogen und betrachtete es als ein wahres Glück, noch eine Zeit in ihrer Nähe verweilen zu dürfen.

Wir traten also mit einander ein und während ich mich bemühte, es meinem schönen Gast möglichst behaglich und wohnlich in meinem Stübchen zu machen, warf sie sich auf meinen Divan, drückte das schöne Gesicht tief in beide Hände und schien sich irgend welchen schmerzlichen oder tief aufregenden Gedanken zu überlassen.

Um jeden Anschein zu vermeiden, als wollte ich sie belauschen oder mich sonst wie in ihre Geheimnisse eindrängen, fuhr ich leise in meiner wirthschaftlichen Beschäftigung fort, rückte hier einen Stuhl, dort ein Kissen zurecht und nahm so dem Scheine nach von ihrer Anwesenheit nicht die geringste Notiz.

Aber gerade diese Unbekümmertheit schien der Fremden zu gefallen. Als ich wieder in die Höhe sah, hatte sie sich aufgerichtet; die Locken, halb aufgelöst, fielen um die weiße Stirn, auf der ich jetzt allerdings bei genauerem Hinsehen einige leichte Striche, Ahnungen künftiger Runzeln, bemerkte. Mit

mildem gütigem Blick meiner Hantirung zuſchauend, ſagte ſie:

„Wie glücklich Sie ſind, gutes Kind, daß Sie Sich in ſolcher kleinen Welt wohl fühlen! Was das traulich und nett iſt hier in Ihrem Stübchen! Und wie viel traulicher das noch in einem Herzen ſein muß, das niemals, mit keinem Wunſche, keinem Verlangen, über dieſe vier engen Wände hinausgeſchweift hat!“

Und dann plötzlich wieder abſpringend, als wollte ſie ihre eigene Rührung gewaltſam unterdrücken:

„Sie ſind hier,“ fragte ſie, „was man ſo nennt Geſellſchaftsfräulein? Auch eine Stellung, vermuthe ich,“ fuhr ſie fort, da ich mit leiſem Kopfnicken und — ſeltſamer Weiſe — nicht ohne ein leiſes Erröthen bejahte: „Auch eine Stellung, vermuthe ich, in welcher es Ihnen nicht an der Gelegenheit fehlen wird, ſich in der Tugend der Demuth zu üben — einer ſehr chriſtlichen Tugend, wie man ſagt, aber gewiß keiner angenehmen. Und wiſſen Sie,“ fuhr ſie fort, mich mit durchdringendem Blick anſchauend, „von meinem Abenteuer mit dem Grafen?“

Ich nickte wiederum.

„Nun,“ rief ſie, mit ſtolzen Schritten das kleine Gemach durchmeſſend, „ſo werden Sie auch verſtan-

den haben, was mein Besuch hier soll und woher dieses Rachegefühl stammt, das ich heute befriedigt habe, indem ich sah, wie die alte stolze Gräfin vor mir zitterte. Nehmen Sie Sich in Acht vor der Gräfin," fuhr sie fort, „es ist eine alte böse Frau mit aller ihrer Vornehmheit und ihren sanften Manieren; sie hat mir Anträge machen lassen, Anträge durch dieses Jammerbild von Menschen, diesen sogenannten Rittmeister — !"

Sie stampfte mit dem Fuß und vermochte vor Zorn nicht weiter zu reden. Dann sich vor mich hinstellend, fragte sie plötzlich:

„Kennen Sie Graf Waldemar ?"

Ich schüttelte schweigend mit dem Kopf; ich war nicht im Stande ein Wort hervorzubringen, so sehr fühlte ich mich zugleich erhoben und niedergedrückt durch den löwenartigen Grimm dieser wunderbar unbegreiflichen Frau.

„Nun," erwiederte sie mit einem Tone, der geringschätzig sein sollte und doch nur leichtfertig klang: „Sie verlieren nicht viel daran, es ist ein Mann, wie unsere Cavaliere sind: ein Gesichtchen wie Milch und Blut, hübscher Knebelbart, passable Augen, guter Tänzer, guter Reiter, artig gegen die Damen, witzig, wo es nicht anders geht, und sentimental, wo

er durch Sentimentalität ſein Glück zu machen glaubt — aber ſchwach! ſchwach!! ſchwach wie ein Weib!! — Allein wiſſen Sie," fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe wieder auf, „was das Entſetzlichſte bei der ganzen einfältigen Geſchichte?! Daß ich noch weit ſchwächer bin als Waldemar — daß ich ihn liebe! liebe — o, zum Wahnſinn liebe!!"

Sie blieb wie eine Säule in der Stube ſtehen, warf den claſſiſch geformten Kopf hinten über und wühlte mit beiden Händen krampfhaft in den weichen goldenen Locken, während ſich der fieberiſch zuckenden Bruſt ein leiſes wimmerndes Stöhnen entwand.

Es bedurfte einige Zeit, bevor ſie ihre Faſſung wieder gewann. Dann ihren Arm um mich ſchlingend und das ſchöne Antlitz, wie ermüdet, auf meine Schulter neigend, ſagte ſie zärtlich:

„Wiſſen Sie, mein Kind, was Liebe iſt? Haben Sie ſchon gekoſtet von dieſem ſüßen, ach ſo ſüßen und verderblichen Gift?!"

Ich erröthete bis unter die Augen, ſie gewahrte es mit Lächeln.

„Nein, nein," ſagte ſie, „ich ſehe ſchon, das iſt das rechte Erröthen noch nicht, Sie haben noch nicht geliebt — armes Kind! ſo wird alſo Ihre Stunde noch erſt kommen! O ganz gewiß, ſie wird kommen!

Glauben Sie einer Frau, die viel geliebt und viel dafür gelitten hat, aber nie schmerzlicher als jetzt, da das ungehorsame Herz sich festhängt an diesem jungen — Thoren und ihn nicht loslassen will, obschon ich weiß — daß er ein Thor! — Fürchten Sie nichts," fuhr sie fort, da sie die Befremdung sah, welche sich bei diesen Worten in meinen Mienen spiegelte: „ich habe ihm entsagt, die Wunde blutet nur noch ein wenig nach — nur Ruhe! nur ein wenig Zeit! es wird sich ja schon geben....."

Fünfzehntes Capitel.

Die Entdeckung.

Ich war in der größten Verlegenheit, was ich, bei meiner gänzlichen Unbekanntschaft mit solchen leidenschaftlichen Gemüthszuständen, der Fremden erwiedern sollte, fühlte aber doch die Nothwendigkeit, irgend etwas zu erwiedern, wenn ich nicht kalt und theilnahmlos erscheinen wollte. Nach einigem Zaudern sagte ich endlich, indem ich sie leise zu ihrem Sitz zurückführte und dann auf einem kleinen Schemelchen zu ihren Füßen Platz nahm:

„Sie kommen, gnädige Frau, aus einer so ganz andern, so viel großartigeren Welt und die Blicke, welche Sie mich in das Schicksal der Menschen

thun laſſen, ſind mir großentheils ſo neu, daß Sie mir nicht zürnen und es nicht für Theilnahmloſigkeit halten müſſen, wenn ich beſchämt verſtumme und nicht weiß, was ich Ihnen erwiedern, wie ich Sie tröſten und beruhigen ſoll. Nur glauben Sie meiner Verſicherung, daß ich keineswegs unempfindlich gegen Ihren Kummer bin. Alle Leidenden ſind ſich verwandt und auch ich, ſo jung ich noch bin und ſo ereignißlos mein Leben im Vergleich mit Ihrer glänzenden und großartigen Laufbahn auch iſt, habe doch ebenfalls ſchon meine Schmerzen und Leiden gehabt, wenn ſie auch von anderer und jedenfalls geringerer Beſchaffenheit geweſen ſind, als die Ihren. Ich bin ein Waiſenkind, früh ins Leben hinausgeſtoßen —"

„O bitte, erzählen Sie, erzählen Sie!" ſagte ſie halb theilnahmvoll, halb ermüdet.

Auch den letzteren Umſtand fühlte ich ſehr wohl: aber — „erzählen Sie! erzählen Sie!" wie lange hatte das nicht vor meinen Ohren geklungen, wie lange war es her, daß irgend eine freundliche Stimme mir das zugerufen hatte! Der Menſch iſt ſelbſtſüchtig von Natur — und wie er ſich drehen und wenden mag, das eigene Ich, die eigenen Schmerzen und Freuden bleiben doch der Mittelpunkt, auf den er immer wieder zurückkommt. — Ich ſah, wie Iſabella ſich

behaglich zurechtrückte, einige von den Albums und Zeichenmappen ergriff, die auf dem Tischchen vor ihr lagen, um darin während meiner Erzählung zu blättern und da ſie dabei ihr freundliches „o bitte, erzählen Sie!“ mit einer Stimme wiederholte, der auch ein minder vereinſamtes Herz als das meine, wohl ſchwerlich widerſtanden hätte, ſo ließ ich mich nicht zum drittenmal bitten, ſondern fing an, den Kopf vertraulich gegen ihr Knie gelehnt, ihr die Geſchichte meiner einſamen, verlaſſenen Jugend zu erzählen.

Anfangs ſchien ſie mir nur mit halbem Ohre zuzuhören; ſie blätterte in den Zeichnungen, beſah hier und dort ein Blatt und ließ dabei ihre Gedanken vermuthlich in ganz andern Regionen ſchweifen. Allmählich indeß ſteigerte ſich ihre Aufmerkſamkeit und als ich einmal halb gegen meinen Willen — denn aus einer Art von Schamgefühl vermied ich übrigens abſichtlich, irgend beſtimmte Namen und Localitäten zu nennen — den Namen des Herrn Nonnemann nannte, fuhr ſie auf:

„Nonnemann! Was iſt das für ein Name! und wie kann ein Menſch Nonnemann heißen!“

„Es war auch nur ein halber Menſch und ein ganzer Barbar,“ erwiederte ich mit erzwungenem Scherz und entwarf ihr eine flüchtige Schilderung des

unheimlichen Mannes, durch den mir meine Jugendzeit so bitter vergällt, ja mein ganzes Leben verdorben war.

Von da ab horchte Isabella meinen Erzählungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, kein Wort entging ihr; mechanisch blätterte sie in den Bildern weiter, aber ich merkte wohl — und merkte es, warum soll ich die kleine Eitelkeit nicht eingestehen?— mit geheimem Stolz, wie die ganze Aufmerksamkeit der schönen, geistreichen, berühmten Frau bei meiner einfachen kindischen Erzählung war.

Mit einem Male sprang sie wie von Entsetzen geschüttelt in die Höhe; die Arme heftig unter einander schlagend, starrte sie mich an mit weit aufgerissenen Augen, schritt die Stube zweimal auf und nieder; dann sich wieder neben mich setzend, eines der Bilderchen aus der Mappe nehmend und es mir dicht vor die Augen haltend, fragte sie mich mit kurzem herrischem Tone:

„Was soll das Bild? Welche Gesichter sind das? Und wessen soll die Gestalt sein, die dort aus dem Baume tritt?"

Es war ein Phantasiebild, eine Art von Arabeske, die ich unlängst in einer müssigen Stunde entworfen und in der ich gleichsam mein ganzes Jugendleben symbolisch niedergelegt hatte. Unten sah man

die Thürme meiner Geburtsſtadt; von dort aus ſchlangen ſich zu beiden Seiten allerhand Ranken und Blumengewinde empor, die ſich oben in dem von Eberſteiniſchen Wappen vereinigten. In den Blumengewinden ſelbſt hatte ich verſchiedene mir beſonders denkwürdige Scenen, Erinnerungen und Träume meiner Kinderzeit angebracht. Auf der einen Seite ſtand Onkel Nonnemann, wie er mir als Geſpenſt erſchienen war; auf der andern war der vielerwähnte Birnbaum zu ſehen und aus ſeinem geöffneten Stamme trat in goldener Glorie Florine, dieſer ſüßeſte Traum meiner Kindheit, hervor. Bei dem tiefen Eindruck, welchen, wie ich früher erzählt habe, das Bild Iſabellens, das ich bei der Gräfin geſehen, auf mich gemacht hatte, war es eben nicht zu verwundern, daß ich auch dieſer Lichtgeſtalt Florinens die edlen und merkwürdigen Züge dieſes Antlitzes gegeben hatte, eines Antlitzes, von dem ich damals allerdings noch nicht ahnte, daß es mir jemals ſo nahe kommen würde.

Indem Iſabella mir jetzt das Bild vor die Augen hielt, bemerkte ich ſogleich den Mißgriff, welchen ich begangen, indem ich dieſe kleinen Gedankenſpiele nicht ſorgfältig vor ihr verborgen hatte.

„Ich muß in der That um Entſchuldigung

bitten," sagte ich, indem ich mir Mühe gab, das Ganze möglichst scherzhaft zu behandeln, „wegen des Raubes, den ich an Ihrem holden Angesicht begangen; ich sah ein Bildniß von Ihnen bei der Gräfin. — Sie werden schon errathen, auf welche Weise es dahin gekommen — und fühlte mich von der Schönheit dieser Züge sofort so ergriffen — —"

„Nein, nein," unterbrach sie mich, noch immer mit derselben Heftigkeit und indem ihre Hände so zitterten, daß sie kaum mehr das Blatt zu halten vermochte: „ich frage nicht, wie mein Gesicht auf dieses Blatt kommt, wenn es denn doch mein Gesicht sein soll — ich will wissen, was das Alles hier bedeutet, Alles, Alles? Der alte abgestumpfte Thurm hier unten, dieser öde Garten mit dem halb verwitterten Birnbaum und das Wappen dort oben, das Wappen —?!"

„Das Wappen da oben," sagte ich verwundert, „ist das Wappen des seligen Herrn von Eberstein, die Lichtgestalt aber, die Sie an dem Baum hier sehen und der ich unschicklicher Weise Ihre Züge gegeben habe, ist der Abgott meiner Jugend, meine schöne unglückliche Mutter Florine —"

„Ihre Mutter Florine!!" kreischte die Schauspielerin, indem sie bewußtlos in die Kissen zurücksank.

Entsetzt lief ich nach Wasser, netzte ihr die

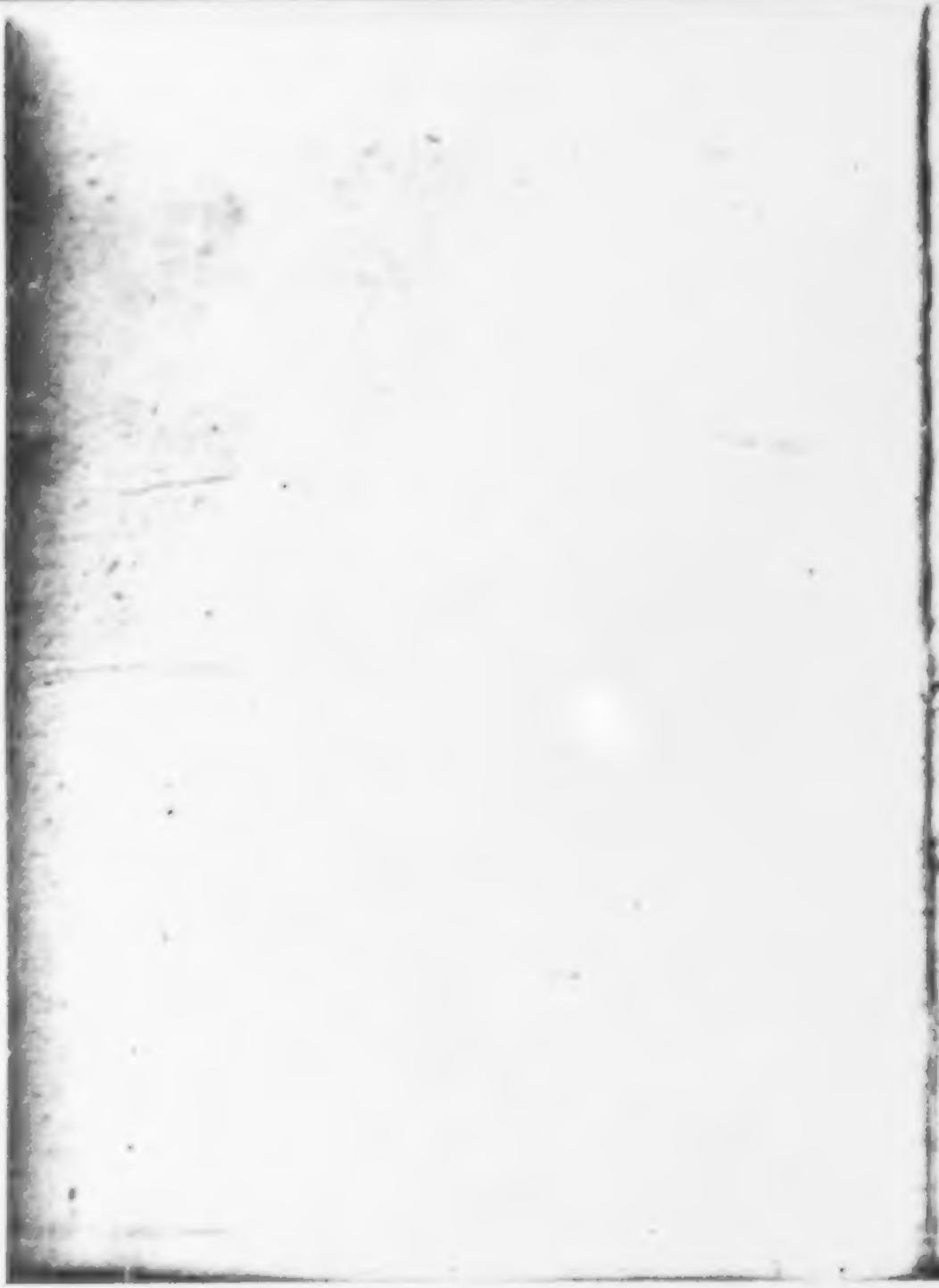
Schläfe und hatte auch wirklich die Freude, ſie nach wenigen Minuten aus ihrer Betäubung erwachen zu ſehen. Sie ſchlug die Augen auf, ſtarrte mich an, drückte die zarten roſigen Finger gegen die Stirn, faßte ſich an Schulter, Arme, Hände, als wollte ſie prüfen, ob ſie auch wirklich noch dieſelbe ſei; dann fing ſie hell an zu lachen, das lieblichſte Lachen, das ich jemals vernommen habe, und während ſie noch ſo lachte, ſchoſſen ihr die hellen Thränen über die Wangen.

Dann ſtand ſie auf und mich dicht an ſich preſſend, mit einer Stimme, die leichtfertig klingen ſollte und die doch vor Rührung erzitterte:

„O," ſagte ſie, „was wir Schauſpieler doch für elendes Geſindel ſind! Da habe ich nun viel hundert Male auf den Brettern die Situation einer Mutter dargeſtellt, welche ihr verlorenes Kind wiederfindet — wie ſoll ich das nun machen, woher ſoll ich den Ton nehmen, der wahr und ernſt und heilig genug iſt, indem ich Dich an meine Bruſt ſchließe, o Du in Wahrheit mein verlorenes und wiedergefundenes Kind und zu Dir ſage: umarme mich — ich bin Deine unglückliche Mutter Florine! —"

Ende des zweiten Bandes.

Bayeriſche



Helene.

Ein Frauenleben.

Roman

in drei Bänden.

Von

Robert Prutz.

Dritter Band.

1856.

Prag & Leipzig.

Expedition des Albums.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Sechstes Buch.

Florine.

		Seite
Erstes Capitel.	Das Erwachen	1
Zweites „	Vor alten Zeiten	7
Drittes „	Eine heimliche Ehe	15
Viertes „	Mutter und Tochter	22
Fünftes „	Bei der Toilette	28
Sechstes „	Künstlerleben	34
Siebentes „	Auf der Sonnenseite des Lebens	40
Achtes „	Alte Freunde	48
Neuntes „	Das Herz einer Frau	56
Zehntes „	Gefunden und verloren	64

Siebentes Buch.

Die Nebenbuhler.

Erstes Capitel.	Neue Träume	79
Zweites „	Eine geheimnißvolle Meldung	86
Drittes „	Die Warnung	90
Viertes „	Graf Waldemar	100

		Seite
Fünftes Capitel.	Der Lauf der Welt	107
Sechstes „	Eine gefährliche Bekanntschaft	111
Siebentes „	So leben wir	119
Achtes „	Rudolph	123
Neuntes „	Der Brief	132
Zehntes „	Unterhandlungen	138
Eilftes „	Die Verwirrung steigt	147
Zwölftes „	Verschiedene Wirkungen	155
Dreizehntes „	Festpläne	163
Vierzehntes „	Auf der Jagd	168
Fünfzehntes „	Die Schlinge fällt zu	179

Achtes Buch.

Schuld und Buße.

Erstes Capitel.	Neue Gäste	187
Zweites „	Der Verrath	192
Drittes „	Aufklärungen	199
Viertes „	Die Gräfin	204
Fünftes „	Die Verlobten	210
Sechstes „	Ein treuer Freund	217
Siebentes „	Ein Vorschlag für Erzieher	224
Achtes „	Auf der Hochzeitreise	228
Neuntes „	Ehestand	233
Zehntes „	Wehestand	241
Eilftes „	Begegnungen	247
Zwölftes „	Der Versucher	252
Dreizehntes „	Die Flucht	258
Vierzehntes „	Die Unterschrift	262
Fünfzehntes „	Das Gericht	272
Schlußwort des Herausgebers		276

Sechstes Buch.

Florine

Erſtes Capitel.

Das Erwachen.

Nichts Furchtbareres als das erſte Erwachen nach einem großen und unerſetzlichen Verluſt, der uns unerwartet betroffen. Erſchöpft von Jammer und Thränen, haben wir endlich im Schlaf eine kurze Erholung gefunden; mit wohlthätiger Hand hat er uns die Erinnerung des Vorgefallenen aus dem Gedächtniß gelöſcht, ja die Phantaſie gaukelt uns vielleicht eben ihre goldenen Bilder vor und im Traume beſitzen wir wieder, was uns doch auf ewig entriſſen iſt. Da weckt der erſte Strahl der Sonne uns aus dem leichten Schlummer und mit dem Licht, das unſer Auge berührt, dringt auch ſofort das ganze jammervolle Bewußtſein unſeres Unglücks auf

uns ein; wie von einem Abgrund verſchlungen, liegt die ſelige Vergeſſenheit des Schlummers hinter uns, ohne nachzudenken, ohne uns zu beſinnen, wiſſen wir auf einmal Alles, was die Nacht mit gnädigem Schleier verbarg, ausgetilgt, verſchwunden, wie vom Blitz verzehrt iſt der Friede, deſſen wir ſoeben noch genoſſen, und nur die tiefe, tiefe Sehnſucht bleibt zurück nach einem anderen Schlummer, der noch feſter iſt und aus dem es kein Erwachen giebt. Ach, ſolcher Morgen habe ich in ſpäterer Zeit viele verbracht, unzählig viele — denn es giebt Qualen des Herzens, die mit jedem Morgen neu werden, es giebt Verluſte, die längſt verjährt ſind und doch niemals verſchmerzt.

Umgekehrt aber giebt es auch nichts Seligeres und nichts, was die Seele mit ſüßerem Frieden erfüllt, als das erſte Erwachen nach einem großen ungeahnten Glück, das plötzlich, wie aus Götterhänden, in unſer armes Leben hineingeſchneit iſt. Noch ſind wir nicht ganz erwacht und ſchon ſchwebt den noch halb betäubten Sinnen das Bewußtſein des neuen Glückes vor, mit Behagen wiegen wir uns in dieſem traumhaften Zuſtand und wenn wir uns endlich entſchließen das Auge zu öffnen, o wie der Tag dann ſo golden ſcheint, wie die Welt ſo ganz anders, ſo viel ſchöner, ſo viel liebenswürdiger gewor-

den iſt! So muß das Erwachen der Kinder am Morgen nach dem Weihnachtfeſte ſein, wenn ſchon der Tannenbaum die vergoldeten Zweige durch die Kammerthür ſtreckt — und ſo war auch mein Erwachen an dem Morgen, der jener verhängnißvollen Nacht zunächſt folgte. Unter Lachen und Weinen, Fragen und Antworten war ich endlich eingeſchlummert, ohne es ſelbſt zu wiſſen und als ich erwachte, fiel mein erſter Blick auf das Antlitz meiner Mutter.

Meiner Mutter! Welch ein Wort war das! und wie bebten meine Lippen, da ich es jetzt ausſprechen durfte, ach in ſo ganz anderem Sinne und mit ſo ganz anderen Empfindungen als ſonſt!

Doch iſt es menſchliches Schickſal, daß keine Freude ganz rein und ungetrübt bleibt und auch die junge Roſe meines Glückes, die da ſo plötzlich an meinem Wege aufgeſproßt war, hatte — ich ſollte es bald gewahr werden — ihre Dornen.

Iſabella oder wie ich ſie wohl eigentlich nennen müßte, Florine hatte den Reſt der Nacht im Lehnſtuhl vor meinem Lager zugebracht. War es dieſe ungewohnte Anſtrengung oder war es die Aufregung des vorhergehenden Abends oder endlich war es die Schuld des Morgenlichtes, das bleich und fahl durch die dicht geſchloſſenen Vorhänge fiel — genug, ich erſchrak

faſt, als ich ſie vor meinem Bette ſitzen ſah ſo ernſt, ſo bleich, ach und dabei mit einem Zuge von Müdigkeit in dem edlen ſtolzen Angeſicht — der volle Reſt meines Lebens wäre mir nicht zu theuer geweſen, hätte ich dieſen Zug von Müdigkeit aus dem geliebten Antlitz hinwegwiſchen können.

Doch war ſie klar und gefaßt und zeigte dieſelbe Ueberlegenheit des Geiſtes, die ich bei der erſten Bekanntſchaft an ihr bewundert hatte. Bereits während ich noch ſchlief, hatte ſie der Dienerſchaft die nöthigſten Befehle ertheilt, uns ungeſtört zu laſſen. Der alten Gräfin ſollte man melden, die Fremde wäre von einem plötzlichen leichten Unwohlſein befallen, weshalb ſie um Erlaubniß bitte die Gaſtfreundſchaft des Hauſes noch einen Tag länger in Anſpruch nehmen zu dürfen. Doch möge die Frau Gräfin ſelbſt ſich dadurch keinen Augenblick beunruhigen laſſen, ſie habe an dem Geſellſchaftsfräulein allen Beiſtand, deſſen ſie bedürfe und werde der Frau Gräfin ſehr dankbar ſein, wenn ſie dem jungen Mädchen geſtatten wolle, ſich heut ausſchließlich ihrem Dienſte zu widmen.

„Die Frau Gräfin," ſagte ſie mit bitterm Lächeln, indem ſie mir dieſe von ihr getroffenen Anordnungen mittheilte, „wird in dieſem angeblichen

Unwohlsein eine neue Intrigue von mir wittern: sie wird denken, ich suche nur nach einem Vorwand meinen Aufenthalt in ihrem Hause zu verlängern bis — —"

Hier stockte sie und eine leichte Röthe flog über ihr marmorbleiches Angesicht. Dann aber fuhr sie entschlossen fort:

„Nun ja doch, bis etwa mein schöner Ungetreuer zurückkehrt und mich antrifft in dem Hause seiner Väter, dem hochadlichen, hochgräflichen Hause, in das er mich selbst als Herrin führen wollte. Als ob, wenn ich das wirklich gewollt hätte, irgend eine Macht der Erde im Stande gewesen wäre mich daran zu hindern! Die Elenden, die sich einbilden, mich durch ihre Drohungen eingeschüchtert, durch ihre Versprechungen bestochen zu haben! Es sind Elende, wie sie da sind, trotz ihres Stammbaums und trotz ihrer Reichthümer, ja trotz dieses Firnisses von Bildung und geselliger Sitte, mit dem sie ihre innere Rohheit zu übertünchen suchen; sie wissen nicht, was ein liebendes Weib vermag und daß es nur einen Wink meines Auges bedurft hätte, so hätte Waldemar ihnen den ganzen Plunder ihrer Vornehmheit vor die Füße geworfen und wäre als Schauspieler mit mir durch die Welt gezogen. Allein der gute Junge,"

ſetzte ſie mit einem halben Seufzer hinzu, „hat kein Talent zum Schauſpieler, er iſt zu offen, zu ehrlich, zu ſchwach dazu: gerade wie auch Du —“ indem ſie einen raſchen Blick über mich hingleiten ließ — „kein Talent dazu hätteſt, mein Kind: dazu gehören andere, härtere Herzen, geſtählt in der Flamme der Leidenſchaft und geweiht vom Stempel des Unglücks . . .“

Sie verſank in ein minutenlanges Schweigen, dann plötzlich in die Höhe fahrend, mit einem Ausdruck von Schadenfreude, der den ſchönen Kopf faſt widerwärtig machte:

„Aber das bischen Angſt,“ ſagte ſie, „kann der alten ſtolzen Dame nicht ſchaden, ſie hat es um mich verdient — ſo mag ſie denn ein wenig ſchwitzen an dem Feuer ihrer eigenen Angſt. Weißt Du auch, Kind, was ſie mir angethan hat, dieſe alte böſe Frau? Daß ſie mich bei Waldemar zu verleumden ſuchten, daß ſie Geſchichten erſannen und Lügen ſchmiedeten ſein Herz von mir abzuwenden — pah, das vergeb' ich ihnen; was wäre das für eine Liebe, die ſich durch ſolche Mittel erſchüttern ließe? Selbſt Waldemar, ſo ſchwach, ſo weibiſch ſchwach er im Grunde iſt — dieſen Angriffen, das weiß ich gewiß, hätte er doch widerſtanden. Aber nein, ſie haben mir

Geld geboten, denke Dir, mein Kind, Geld! Dieſer ſogenannte Rittmeiſter, dieſe Jammergeſtalt von Mann, ein armer Vetter, der im Hauſe der gnädigen Frau Muhme mit dem Gnadenbrode durchgefüttert wird, dieſe alte penſionirte Sünde hat es gewagt mir Geld zu bieten, wenn ich dafür das Eheverſprechen zurücklieferte, das Waldemar mir gegeben hatte. — Geld! mir! einer Künſtlerin, einem Weibe Geld!! Und Waldemar hat es gewußt, hat es wenigſtens nachträglich erfahren und hat dem Schurken nicht den Degen durch den Leib gerannt! Das hat zwiſchen uns entſchieden, das und nichts Anderes: hätte ich ihm nicht ſchon entſagt gehabt — o Gott, jetzt hätte ich es ja müſſen! Aber ſie ſollen mir dafür büßen, die Elenden, die meine reine ſtolze Liebe ſo verunſtaltet haben, büßen ſollen ſie mir und wäre es nur durch die Angſt Eines Tages — wer mißt den Jammer, den ich tragen werde bis an das Ende meiner Tage?!“ —

Zweites Capitel.

Vor alten Zeiten.

Man fühlt leicht, wie peinlich es mir ſein mußte, ſolche Reden zu vernehmen aus dem Munde einer

Frau, in der ich meine Mutter verehrte und die so lange der Gegenstand meiner kindlichen Sehnsucht gewesen war. Auch das schadenfrohe Lächeln, das ihre schönen Züge dabei verunzierte, ängstigte mich mehr als ich mir gestehen mochte; es war mir, als legte sich damit ein Schleier über das geliebte Antlitz, dessen Schönheit mich gestern noch so sehr entzückt hatte und das mir heut, in der blassen Beleuchtung des jungen Tages, so ermüdet, so krank erschien.

Ich suchte daher dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, indem ich es unvermerkt auf die Geschichte meiner Kindheit und jene langen trüben Jahre brachte, welche ich von ihr getrennt gelebt hatte. In meinem einfältigen Sinne dachte ich, Florine müsse an diesen Erinnerungen dasselbe Interesse nehmen wie ich selbst und da eine sehr natürliche Scheu mich zurückhielt, sie nach ihren Schicksalen zu fragen, so überschüttete ich sie mit Erzählungen aus meinem kleinen Leben; meine Geschwätzigkeit, hoffte ich dabei in der Stille, sollte endlich auch ihre Lippe lösen und mir Geheimnisse aufdecken, die mich so nahe angingen und deren Zusammenhang ich bis jetzt nur dunkel ahnte.

Aber auch hier wieder stieß ich auf einen Punkt, der mich beängstigte und mein junges Glück zu

trüben drohte. Florine lieh meinen Erzählungen ein gütiges Ohr: aber trotz der Zeichen von Theilnahme, mit denen ſie dieſelben begleitete, fühlte ich doch deutlich, daß ihre Aufmerkſamkeit eben nur eine geliehene war und daß andere Erinnerungen und andere Intereſſen ihr Herz beherrſchten. War die Geſchichte der Vergangenheit ihr vielleicht eben ſo peinlich wie mir die Schilderung ihrer gegenwärtigen Leiden und Qualen? Schämte ſie ſich, mir Geſtändniſſe zu thun, die allerdings für das Ohr einer Tochter am wenigſten geeignet waren und die doch unmöglich länger verſchwiegen bleiben konnten? — Ein tiefer Schmerz, eine plötzliche Angſt, als hätte der Tag die geliebte Erſcheinung der Nacht mir ausgetauſcht und das wäre gar nicht mehr die Frau, die mich wenige Stunden zuvor noch ſo zärtlich in ihre Arme ſchloß, durchzuckte mich — waren das die Unterhaltungen einer Tochter mit ihrer Mutter? mit einer Mutter, die ſie heut nach jahrelanger Trennung zum erſten Male wieder in die Arme ſchloß? So hatte ich ſie mir wenigſtens anders gedacht . . . . . .

Selbſt die Kataſtrophe im Schickſal des Herrn Nonnemann, das Fürchterlichſte in meinen Gedanken, was einem Menſchen begegnen konnte, gewann ihr

nur ein flüchtiges Zeichen innerer Befriedigung ab. So sei ihm Recht geschehen, meinte sie, und so habe es kommen müssen; er habe das verdient, um mich, um sie selbst, um die Unzähligen, die er seit Jahren durch seine Heuchlermaske getäuscht und hintergangen. Doch möge ich mich wohl vor ihm in Acht nehmen, falls er jemals wieder in Freiheit käme; er sei ein rachsüchtiger, heimtückischer Charakter von unergründlicher Arglist, der mir gewiß niemals den Antheil vergeben würde, den ich an der endlichen Entdeckung seiner vieljährigen Betrügereien hätte.

So wohlgemeint dieser Rathschlag ohne Zweifel war und so viel Grund sie dazu haben mochte, so hörte ich doch nur mit halbem Ohr darauf. Denn erstlich begriff ich nicht recht, wie Florine noch von meiner Zukunft als von etwas Besonderm sprechen und mir Rathschläge deshalb ertheilen konnte; waren wir nicht Mutter und Tochter? Hatte uns nicht der Himmel selbst auf den wunderbarsten Wegen zusammengeführt? Und welcher Vorsicht bedurfte ich noch, da ja von jetzt an das Auge einer Mutter über mir wachen sollte?

Außerdem aber, ich darf es nicht läugnen, peinigte mich auch die außerordentlich leichte, fast oberflächliche Art, mit welcher Florine meine Erzählung

von den Schickſalen meines Oheims, des Herrn Nonnemann, aufnahm; er war ja doch immer ihr Bruder und wenn es auch richtig genug ſein mochte, daß er ſich niemals ſehr brüderlich gegen ſie benommen, ſo hätten, meinte ich, die Rechte des Blutes doch immerhin etwas mehr Schonung verdient.

Ich wagte es dieſer meiner Empfindung einen Ausdruck zu geben, wenn auch in der mildeſten Form, und dies veranlaßte Florine denn endlich den Schleier von der Vergangenheit zu heben und mir, wenn auch nur in den flüchtigſten Umriſſen, die Geſchichte ihrer Jugend, ihrer Leiden und Verirrungen mitzutheilen — eine Geſchichte, mit der meine eigene Exiſtenz ſo nahe verflochten war . . . . . .

Und da war es denn eine große Beruhigung für mich, da ich zunächſt erfuhr, daß Herr Nonnemann und meine Mutter keineswegs leibliche Geſchwiſter. Der Vater meines ſogenannten Oheims hatte noch in ſpätern Jahren eine zweite Frau geheirathet, die ihm Florinen, das Kind einer frühern Ehe, ins Haus gebracht. Florine war alſo, was man ein angeheirathetes Kind nennt: ein Verhältniß allerdings von ſehr lockerer Beſchaffenheit und wenig geeignet, geſchwiſterliche Empfindungen zu erwecken, beſonders wo die Charaktere ſich ſo ſchroff gegenüber

ſtanden, wie es bei Herrn Nonnemann und meiner Mutter der Fall war. Im erſten Augenblick überraſchte es mich lebhaft, daß Herr Nonnemann ſelbſt, der doch ſonſt nichts zu verſchweigen pflegte, was irgend dazu dienen konnte mich zu kränken und zu beſchämen, dieſes Verhältniſſes gegen mich niemals erwähnt. Aber erwähnte er denn meiner unglücklichen Mutter überhaupt jemals, es wäre denn mit halben Worten und dunkeln Andeutungen, die irgend etwas Ungeheures, Unſagbares vermuthen ließen? Auch war ja das Martyrium, mit dem er ſich vor den Leuten brüſtete, jedenfalls noch viel drükkender und bemitleidenswerther, wenn es die leibliche Schweſter verſchuldet hatte, als wenn es nur ein angeheirathetes Kind war, das dieſes Elend und dieſe Schmach über die Familie gebracht; dieſe Art der Heuchelei lag ganz in dem Charakter des unſeligen Mannes und erklärte ſich die Zurückhaltung, welche er über dieſen Punkt beobachtet hatte, daraus zur Genüge.

Im Uebrigen war Alles ziemlich ſo, wie Emil es mir in jener Nacht nach dem Tode des alten Herrn von Eberſtein aus Vorwitz oder Schadenfreude verrathen hatte. Meine Mutter, jung, ſchön, leidenſchaftlich, hatte ſich dem ſtrengen Regiment nicht

unterwerfen mögen, das Herr Nonnemann, in deſſen Hände nach dem frühen Tode beider Eltern ihr Schickſal gerathen war, über ſie verhängt hatte, ganz in derſelben Art und mit derſelben eiſernen Schwere, unter welcher ich dann in der Folge zu ſeufzen hatte.

Aber Florine war kein Kind mehr wie ich, ſie war ein früh gereiftes Mädchen von entſchloſſenem und männlichem Geiſte. Dazu kam ein unwiderſtehlicher Trieb zur Bühne; ſchon von früh an war das Theater der Gegenſtand ihrer heißeſten Sehnſucht geweſen und je ſelbſtändiger ſie ſich entwickelte, je mächtiger trat auch dieſe Leidenſchaft zu Tage — und mit der Leidenſchaft wuchs das Talent.

Natürlich war dem ſtrengen, aller weltlichen Freude und Luſtbarkeit abgewandten Herrn Nonnemann der Gedanke, ein Weſen, das irgend wie in Beziehung zu ihm ſtand und wenn es auch nur ein angeheirathetes Kind ſeines Vaters war, könne jemals die Bühne betreten, dieſen wahren Schauplatz ſchnöder Weltluſt, unerträglich. Auf alle Weiſe ſuchte er den Plan des jungen Mädchens zu hintertreiben, erreichte damit jedoch weiter nichts, als daß ſie heimlich ſein Haus verließ und ſich auf gut Glück bei einer jener herumziehenden Truppen anwerben ließ, die, eben weil ſie auf der niedrigſten Stufe der Kunſt ſtehen, die

gewöhnliche Zuflucht aller jungen Talente ſind — und leider auch Derer, die ſich blos für Talente halten, ohne es zu ſein.

Meine Mutter gehörte zu dieſen Letztern nicht, das bewies die Sonnenhöhe des Ruhmes, auf der ſie in dieſem Augenblick ſtand und die darum nicht minder glänzend war, weil ſie ſelbſt ſich davon erſchöpft und übersättigt fühlte. Aber auch der Anfang ihrer künſtleriſchen Laufbahn mußte ungewöhnlich raſch und glänzend geweſen ſein. Wenigſtens gelang es ihr ſchon wenige Monate, nachdem ſie das Haus meines Oheims verlaſſen, die Aufmerkſamkeit eines jungen Mannes zu feſſeln, der durch Rang und Reichthum zu den erſten Partien des Landes gehörte. Aus leichtbegreiflichen Gründen ging meine Mutter über dieſen Abſchnitt ihres Lebens ſehr raſch hinweg und ſo weiß ich weder zu ſagen, wie viel Antheil an dieſer Aufmerkſamkeit ihre Kunſt als Schauſpielerin hatte und wie viel ihre Jugend und Schönheit — noch auch wie es kam, daß der junge reiche Edelmann ſie unter der herumziehenden Schauſpielerbande auffand. Jedenfalls war die Aufmerkſamkeit, welche der junge Mann ihr widmete, ſehr lebhaft, — ſo lebhaft, daß ſie bald in die glühendſte Leidenſchaft überging. Wie weit dieſelbe von Florinen erwiedert

ward, vermag ich wiederum nicht zu ſagen; ich fürchte jedoch ſehr, mein armer Vater hat mehr geliebt als er geliebt worden iſt . . . . . .

So jung meine Mutter damals auch noch war, ſo hatte ſie doch ſchon dieſelbe Schärfe des Verſtandes und denſelben ſtolzen Alles beherrſchenden Geiſt, den ich in dieſem Augenblick an ihr erkannte. Fahrende Schauſpielerin — ganz wohl, dazu hatte ſie ſich entſchließen können; ſo niedrig die Stellung war, gleichviel, ſo war es doch eine Stufe zum Tempel des Ruhmes und der gewandte Reiter, der nur erſt einen Fuß im Bügel hat, ſchwingt ſich auch wohl in den Sattel. Aber die fahrende Geliebte eines jungen Cavaliers? Nimmermehr; wenn nicht ihre Tugend, ſo empörte ſich doch jedenfalls ihr Stolz dagegen — ach, hätte er es immer gethan!

Drittes Capitel.

Eine heimliche Ehe.

So blieb dem jungen Manne denn, um zu dem Ziel ſeiner Wünſche zu gelangen, nichts übrig, als eine heimliche Ehe. Nämlich eine heimliche um

deshalb weil er selbst die Jahre der Mündigkeit noch nicht erreicht hatte und weil außerdem sein Vater, einer der ersten Würdenträger des Landes, ein Mann war von außerordentlich strenger Denkungsart, der niemals zugegeben haben würde, daß sein einziger Sohn und Erbe ihm eine fahrende Schauspielerin, eine Komödiantin, als Schwiegertochter ins Haus gebracht hätte. Es war also eine ganz ähnliche Situation wie diejenige, welche in diesem Augenblick wieder zwischen Florine und Waldemar bestand — mit dem Unterschiede freilich, daß Florine damals um zwanzig Jahre jünger war und daß die Blüthe ihrer Schönheit, deren Ueberreste noch jetzt so gewaltig wirkten, damals eben in ihrer ersten jugendlichen Frische prangte.

Ihr selbst entging diese Aehnlichkeit nicht; die Art jedoch, wie sie derselben gedachte, hatte für mein Gefühl wiederum etwas sehr Beunruhigendes.

„Siehst Du," sagte sie, „das ist nun einmal mein Schicksal. Da stehst Du große Tochter vor mir, jung und blühend, wie ein Röschen im Mai und die närrischen Männer übersehen Dich und laufen meiner welkenden Schönheit nach; ich werde alt — o wahrhaftig, es weiß keiner so genau wie ich, wie alt ich eigentlich werde — aber die Männer werden

niemals .ing. Es iſt eben immer daſſelbe Spiel der Leidenſchaft, man wird müde dabei, aber doch niemal befriedigt; heute heißt er Waldemar und vor zwanzig Jahren hieß er Adolph — ach wie dies ganze Leben mir zur Laſt iſt! Aber beruhige Dich," ſetzte ſie raſch hinzu, da ſie ſah, wie mir die Thränen in die Augen traten, „der gute Adolph, Dein Vater, war doch beſſer als dieſer Waldemar und ich ſelbſt, mein Kind — ich ſelbſt war damals auch noch beſſer . . ."

Adolph — ſo war der Name alſo heraus. Auch erräth gewiß Jeder ſogleich, wer damit gemeint war Adolph von Eberſtein, der einzige Sohn meines alten väterlichen Freundes, das Urbild zu jenem Gemälde mit den friſchen rothen Wangen und den krauſen blonden Locken, welches, vom Trauerflor verhüllt, in ſeinem Zimmer hing, als ich daſſelbe zum erſten Mal betrat, und das ich dann am Fußende ſeines Sterbebettes wiederfand, gleichſam noch feucht vom Todesſchweiß, noch angeſtrahlt von den letzten ſehnſüchtigen Blicken des ſterbenden Greiſes. O wie Alles nun auf einmal ſo wunderbar vor meiner Seele tagte! Jetzt verſtand ich, warum der alte Herr damals ſo jählings in die Höhe gefahren war, als ich den Namen meiner Mutter Florine nannte; ich

verſtand jetzt, warum er mich vor ſich in die Höhe gehoben und mein kleines unſchuldiges Kindergeſicht ſo ſorgfältig, ſo ängſtlich mit dem Gemälde unter dem Trauerflor verglichen hatte — und auch dieſe Miſchung von Zorn und Liebe, von Strenge und Güte, mit der er mich behandelt hatte, verſtand ich jetzt nur allzuwohl: es war die natürliche Zärtlichkeit des Großvaters, kämpfend mit der Abneigung und dem Haſſe, den eine ungeliebte, ihm wider Willen aufgedrängte Schwiegertochter in ihm erweckt hatte — eine Schwiegertochter, in der er nicht blos die Verführerin, nein, auch die Mörderin ſeines Sohnes haßte.

Denn dies war der unglückliche Verlauf dieſer jungen leidenſchaftlichen Liebe geweſen. Adolph von Eberſtein, jung, unerfahren, kopflos vor Leidenſchaft, hatte die meiſten jener Vorſichtsmaßregeln verſäumt, welche nöthig geweſen wären, die heimlich geſchloſſene Ehe auch wirklich als Geheimniß vor der Welt zu bewahren. Im Gegentheil: der Uebermuth ſeiner Leidenſchaft, vielleicht auch Eitelkeit auf den Beſitz des ſchönen Weibes, hatten ihn verführt, ſich öffentlich mit Florinen zu zeigen; er hatte ſie vom Theater hinweggenommen und, unfähig ihre Nähe auf längere Zeit zu entbehren, ihr insgeheim eine

Wohnung in Florinens Vaterſtadt gemiethet, derſelben Stadt, wo der alte Herr von Eberſtein lebte und wo auch Adolph, der Beſtimmung ſeines Vaters gemäß, ſeinen gewöhnlichen Aufenthalt hatte. Die Beſuche in der geheimen Wohnung waren ſo häufig, die Ausflüge, die er am Arm der jungen, über Alles geliebten, durch das Geheimniß in ſeinen Augen nur doppelt bezaubernden Gattin machte, ſo rückſichtslos geworden, daß wenige Wochen genügt hatten, die halbe Stadt in das Geheimniß einzuweihen.

Als daſſelbe dem alten Herrn von Eberſtein zu Ohren kam, brach er in den fürchterlichſten Zorn aus. Noch wie ich ihn kennen lernte, einen gebrochenen, lebensmüden Greis, hatte er bei aller Freundlichkeit und Milde doch gewiſſe herbe Seiten, welche man ſich wohl hüten mußte zu berühren; wie mußte die Flamme ſeines Zornes nicht erſt gewüthet haben, da der halberloſchene Vulkan in ſeiner Bruſt noch in voller Kraft und Thätigkeit war! — Adolph, ſtolz auf ſeine Liebe und die Opfer, die er im Begriff ſtand ihr zu bringen, machte nicht den mindeſten Verſuch, dem zürnenden Vater die wahre Beſchaffenheit ſeines Verhältniſſes zu der ſchönen Schauſpielerin zu verbergen oder ſeine Vergebung zu erflehen. Adolph war wohl urſprünglich eine harmloſe, nachgiebige

Natur; raffen ſich ſolche einmal zu einem Widerſtande auf, der ihrem Charakter eigentlich fremd, ſo begegnet es ihnen leicht, hartnäckiger zu werden und hochfahrender als ſie ſelbſt eigentlich gewollt haben.

Auch der junge Herr von Oberſtein beſtätigte die Wahrheit dieſes Satzes. Vielleicht wäre es möglich geweſen, durch augenblickliche Nachgiebigkeit den Zorn des Vaters zu beſchwichtigen, oder ſchlimmſten Falles hätte er ſich und die Geliebte durch eine ſchleunige Flucht vor den Folgen deſſelben ſchützen können. Aber das Eine ſowenig wie das Andere kam ihm in den Sinn; auf das Recht ſeiner Leidenſchaft pochend, verſicherte er mit tauſend Eiden, niemals und unter keiner Bedingung von der Angebeteten zu laſſen und auch daß ſie ein Kind von ihm unter dem Herzen trage, ein Kind, das er mit Stolz als das ſeine anerkenne und für deſſen dereinſtige Rechte er keinen Kampf ſcheuen würde, ſelbſt gegen des Kindes eigenen Großvater nicht — auch dieſe für den alten Herrn von Oberſtein ſo erſchütternde Nachricht theilte er ihm mit dem ganzen Uebermuth der Liebe, dem ganzen Stolz der erſten Vaterfreude mit

Es kam nun zu böſen gerichtlichen Händeln zwiſchen Vater und Sohn. Der Erſtere ſuchte die Giltigkeit der heimlich abgeſchloſſenen Ehe anzufechten

und warf dabei ſeine ganze juriſtiſche Gelehrſamkeit, das ganze Gewicht ſeines amtlichen Anſehens und ſeiner zahlreichen geſelligen Verbindungen in die Wagſchale. Er hätte ſich die Mühe ſparen können: noch bevor das Gericht dazu kam die Nichtigkeit des angefochtenen Bündniſſes auszuſprechen, hatte ſchon ein anderer noch mächtigerer Arm das traurige Scheidungsamt übernommen — der Tod. Mein Vater ſtarb, noch bevor ich das Licht der Welt erblickte — ſtarb in Folge eines hitzigen Fiebers, welches der erbitterte Streit mit ſeinem Vater und die Beſorgniß, ſich von dem geliebten Weibe getrennt zu ſehen, ihm zugezogen hatte.

Wie tief der Schmerz des Alten über dieſen unerwarteten Ausgang geweſen ſein mußte, das ließ ſich aus der tiefen und unauslöſchlichen Trauer ſchließen, deren Zeuge ich ſelbſt noch geweſen und die ihn auch nicht wieder verlaſſen hatte, bis auf das Sterbebett. Aber ebenſo tief wie ſeine Trauer und vielleicht noch tiefer — nämlich wenn das Herz des um alles Lebensglück und alle Lebenshoffnung getäuſchten Greiſes noch einer tiefern Empfindung fähig geweſen wäre — war auch der Haß, mit dem er meine unglückliche Mutter, die unſchuldige Urſache ſo vielen Elends, verfolgte.

Denn in seinen Augen war sie nichts weniger als unschuldig; nicht ihre Schönheit, nein, ihre Arglist, behauptete er, sei es gewesen, was den verblendeten Jüngling in ihre Netze verlockt; ohne diese Leidenschaft wäre der Friede zwischen Vater und Sohn nie gestört worden, der Fluch, den er im Uebermaß des Zornes auf das Haupt des Sohnes geschleudert, wäre unausgesprochen geblieben und auch dies vorzeitige Grab, das sich so plötzlich zu den Füßen des entsetzten Vaters geöffnet hatte und in dem nun auf einmal all sein Glück und alle seine Hoffnungen versunken waren — auch dies unselige Grab, dies Grab, das er jetzt gern mit den eigenen Nägeln wieder aufgerissen hätte, wäre wohl noch lange nicht gegraben worden, ohne jene verhängnißvolle, jene teuflische Leidenschaft!

Viertes Capitel.

Mutter und Tochter.

Wie gesagt: nicht blos die Verführerin, auch die Mörderin seines Sohnes haßte der alte Herr in der schönen Schauspielerin und das erklärte denn zur

Genüge den unversöhnlichen Groll, mit welchem er sie und mich, ihr unglückliches, noch ungeborenes Kind, verfolgte. — Der Tod des jungen Mannes war so plötzlich gekommen und ihm selbst so unerwartet, daß er nicht die geringsten Verfügungen zu Gunsten seiner Gemahlin hatte treffen können, selbst angenommen, daß ihm solche Verfügungen bei der unglücklichen Lage des Rechtshandels juristisch möglich gewesen wären. Somit sah Florine mit dem Tode meines Vaters sich auf einmal der hilflosesten Lage preisgegeben und der alte Herr von Eberstein — ich muß mir das ganze Uebermaß seines Vaterschmerzes vor die Seele rufen, um das Gefühl von Bitterkeit zu unterdrücken, das mich bei dieser Erinnerung beschleicht — Herr von Eberstein, sage ich, war grausam genug, die unglückliche Lage der jungen Frau noch durch die gehässigsten Verfolgungen und Anfeindungen zu verschlimmern. Aller Existenzmittel beraubt und von der Behörde auf Betrieb des unversöhnlichen Herrn von Eberstein selbst in ihrer persönlichen Sicherheit bedroht, blieb der unglücklichen Frau nichts übrig als ihre Zuflucht in dem Hause des Herrn Nonnemann zu nehmen — oder vielleicht ward sie auch von der Behörde dazu genöthigt; in ihrer Erzählung ging sie, wie ich

bereits erwähnte, über dieſe Epoche ihrer Vergangenheit ſehr flüchtig hinweg und ſo kann ich nicht dafür einſtehen, ob mein Gedächtniß mich nicht in dieſen oder jenen untergeordneten Punkten irreführt.

Genug, der Raſen grünte ſchon luſtig auf dem Grabe meines Vaters und von den Gerichten war eben die Ungiltigkeit der Ehe ausgeſprochen, der ich mein Daſein verdankte, als ich, ein armes weinendes Kind, im Hauſe meines Oheims, des Herrn Nonnemann, das Licht der Welt erblickte. Ich vermuthe, daß mein Erſcheinen Niemand beſonders viel Freude gemacht hat, ſelbſt meiner Mutter nicht. Wenigſtens weiß ich mir es nur ſo zu erklären, wie es der Letztern möglich war, mich bald nach meiner Geburt zu verlaſſen, um aufs Neue als Schauſpielerin in die Welt zu gehen. Sie ſelbſt, indem ſie über dieſe dunkelſte Stelle ihres Lebens ſo raſch wie möglich hinwegeilte, verſicherte mich zwar, ſie ſei durch die Macht der Umſtände dazu genöthigt geweſen; von dem Vater ihres Gatten, ihres Gatten, dem ſie nicht einmal mehr dieſen Namen in die Gruft nachrufen durfte, mit ſchneidender Härte zurückgewieſen, habe ſie ſich außer Stande gefühlt, die unaufhörlichen Anſchuldigungen, die Vorwürfe und Stachelreden zu ertragen, mit welchen Herr Nonne-

mann ſie verfolgte. Er hatte, wie wir wiſſen, niemals mit ihr harmonirt; er hatte immer in ihr nur das ‚angeheirathete Kind‘ ſeines Vaters, einen Fremdling in der Familie und eine unnütze Vermehrung ſeiner eigenen Laſten geſehen. Daß ſie gewagt hatte, ſich ſeiner ehernen Zucht zu entziehen und eine Laufbahn zu betreten, die er in tiefſter Seele verabſcheute, hatte ſeinen Widerwillen natürlich nur noch geſteigert. Jetzt, da ſie als Verfolgte, als Hilfloſe, ja ſprechen wir es nur aus: als Gefallene zu ihm ins Haus zurückkam — denn welche Achtung konnte ſeinem mißgünſtigen Herzen dieſe Ehe noch abnöthigen, nachdem das Gericht ſelbſt erklärt hatte, es ſei gar keine Ehe?! — jetzt glaubte er den Zeitpunkt gekommen, wo er das früher Verſäumte nachholen und durch die unerbittlichſte, gewaltthätigſte Strenge den allzukecken Geiſt meiner Mutter brechen und bändigen könnte. Die Unglückliche hatte endlich keine Wahl, als ſich über der Wiege ihres Kindes, vor den Augen des unerbittlichen Bruders, das Meſſer durch die Bruſt zu ſtoßen — oder ein Haus zu verlaſſen, das ihr durch ihn zur Hölle geworden war.

So wenigſtens ſtellte Florine das Verhältniß dar und wer die Geſchichte meiner eigenen jammervollen Kindheit noch im Gedächtniß hat, der wird es

allerdings vollkommen begreifen, wie ein minder fügsames, minder schüchternes Gemüth, als Gott es mir beschieden hatte, durch diese unaufhörliche, tägliche und stündliche Marter, welche mein Oheim im Stande war auf seine Umgebung auszuüben, dazu getrieben werden konnte, sein Haus mit dem Rücken anzusehen — auch wenn dies Haus die letzte Zuflucht auf Erden war, ja selbst wenn es die Wiege des einzigen Kindes, den letzten kümmerlichen Rest so vieler glänzenden Hoffnungen, umschloß . . . .

Jedermann, sage ich, wird dies begreiflich finden und auch ich selbst thue es jetzt. Dennoch, da ich mir bei diesen Aufzeichnungen einmal die vollkommenste und buchstäblichste Wahrheit zur Pflicht gemacht habe, so darf ich nicht verschweigen, daß ich damals, da meine Mutter dies Verhältniß mir zuerst auseinandersetzte, keineswegs so völlig damit einverstanden war. Es schien mir, als könne es keine Macht auf Erden geben und keine Qual und keine Marter, die eine Mutter dazu bringen könne, ihr Kind zu verlassen; es schien mir, als hätte das Haus meines Oheims, in welchem meine Mutter so unglückliche Tage verlebte, bewohnt sein können bis unter das Dach von Schlangen und Drachen und

ſie hätte dennoch nicht daraus weichen müſſen, es ſei denn mit ihrem Kinde auf dem Arm!

„Gutmüthige Thörin," ſagte ich zu mir ſelbſt, „da haſt Du Dich nun geſehnt und gegrämt ein ganzes Leben lang nach Deiner Mutter — und ſie hat ſich von Dir abgewendet, da Du noch in den Windeln lagſt, wie man ſich von einer Laſt abwendet, die man froh iſt los zu werden, und hat ſich nicht wieder umgeſchaut nach Dir in vollen achtzehn Jahren! Wie viel Schmerz, wie viel Elend hätte mir erſpart werden können, hätte ſie damals den Muth gehabt, mich auf ihren Arm zu nehmen und mich mit ſich hinauszuführen in Nacht und Wind, immer dem Elend entgegen! — Ich hätte vielleicht mein frühes Grab dabei gefunden: aber wäre denn das Grab nicht eine Wohlthat geweſen gegen dieſe Jugend, die ich im Hauſe meines Oheims verbrachte? Ja gerade weil ſie ihn kannte, dieſen furchtbaren unergründlichen Mann, weil ſie ſelbſt auf der Folterbank ſeines Haſſes geblutet hatte — wie war es ihr möglich, mich, ihr einziges Kind, die letzte Hinterlaſſenſchaft eines Gatten, der ſie ſo ſehr geliebt und der ihr ſo ganz entriſſen war, ſelbſt bis auf den Namen — wie war es ihr möglich, wie konnte ſie es über ihr Herz bringen, dies Kind in den

den eines Mannes zurückzulaſſen, wie dieſer kalte finſtere Böſewicht?!"

Ach, ich wußte damals noch nicht, daß es im Leben jedes Menſchen finſtere Augenblicke giebt — Augenblicke, in denen die Himmliſchen ſich von uns wenden und böſe ſchadenfrohe Geiſter uns zu Thaten hinreißen, die wir ſelbſt noch in der Minute zuvor für unmöglich gehalten hätten; ich wußte und ahnte noch nicht, daß ſelbſt die Liebe der Mutter, dieſe ſtarke und heilige Flamme, nicht ſtark und heilig genug iſt, uns vor jeder Verſuchung zu ſchützen und daß auch für mich noch eine Stunde kommen würde...

Aber nein, ich will den Ereigniſſen nicht vorgreifen, nur das Geſtändniß kann ich ſchon hier nicht zurückhalten, daß es mir unmöglich fällt, meiner Mutter zu zürnen — und zwar deshalb, weil ich ſelbſt in ſpäteren Tagen noch viel verbrecheriſcher gehandelt und noch viel ſchuldiger bin als ſie.

Fünftes Capitel.

Bei der Toilette.

So viel Mühe ich mir auch gab, das Befremden, das Florinens Erzählung mir ſtellenweis erregte, vor mir ſelbſt zu verbergen, geſchweige denn vor

Florinen, ſo mochte ihr ſcharfer Blick doch wohl Einiges von dem, was in meinem Innern vorging, auf meiner Stirne leſen.

„Du hältſt mich,“ ſagte ſie —

Allein ehe ich fortfahre, iſt es wohl nöthig, hier die Bemerkung einzuſchalten, daß das ganze Geſpräch, deſſen Inhalt ich im Vorſtehenden mitgetheilt habe, während Florinens Toilette ſtattfand. Schauſpielerinnen, welche weſentlich darauf angewieſen ſind, durch ihre äußerliche Erſcheinung zu wirken, pflegen bekanntlich aus der Kunſt der Toilette ein eigenes Studium zu machen und auch Florine bildete in dieſer Hinſicht keine Ausnahme; in kleinen zierlich ausgelegten Käſtchen führte ſie eine Auswahl von Pomaden und Wohlgerüchen und tauſend anderen kleinen Nothwendigkeiten des Luxus mit ſich, von denen ich, Dank meiner Waiſenhaus-Erziehung, die meiſten nicht einmal dem Namen nach kannte. Da ſie ohne Kammermädchen war, hielt ich es für meine Pflicht, ihr meine Dienſte anzubieten, zeigte mich dabei jedoch ſo ungeſchickt, daß ſie meinen Beiſtand lächelnd ablehnte.

„Laß nur gut ſein, mein Kind,“ ſagte ſie, „wir Schauſpielerinnen ſind das nicht anders gewöhnt: wie manches Mal habe ich mich mit dieſem Flitter-

ſtaat behängen und habe Roſen der Jugend und der Freude auf meine Wangen lügen müſſen, während mir das Herz innerlich krank war zum Zerbrechen. Das iſt nun ſo unſer Loos: die ganze Welt iſt eine Welt der Lüge und wir ſind ihre eigentlichen Prieſter.“

Während ſie ſo ſprach, ordnete ſie ihren Anzug und bediente ſich der verſchiedenen Wäſſer und Wohlgerüche, der Schminken und Salben mit einer Gewandtheit, die meine ganze Bewunderung erregte. Bald war jener Zug von Müdigkeit, der mich einige Stunden zuvor ſo ſehr beängſtigt hatte, aus ihrem Antlitz verſchwunden, das Auge glänzte, die Haut war friſch und duftig und wieder trat ſie einher wie geſtern Abend, umfloſſen vom Faltenwurf ihres ſchweren ſammtenen Gewandes, ſtolz und gebietend wie eine Königin.

Darf ich meine Schwäche bekennen? So natürlich dieſe Verwandlung war, ſo machte ſie doch auf mich einen höchſt unheimlichen Eindruck; mit verſtärkter Gewalt drängte ſich mir die Empfindung auf, als ſei dies gar die Frau nicht mehr, die in Schmerz aufgelöſte, in Thränen zerfließende Frau, die mich geſtern Nacht an ihren Buſen gezogen und mir erlaubt hatte, ſie mit dem heiligen Mutternamen anzureden. Die jetzt vor mir ſtand, war eine große Künſtlerin, eine glänzende geiſtreiche Frau, die gefeierte Schönheit

der Hauptſtadt war es, die allen Männern den Kopf verrückte und der Flucht der Jahre ſpottete — aber der Gegenſtand meiner Träume, meine Florine, meine Mutter war das nicht!

Florine ſelbſt, wie geſagt, mochte von dieſen Gedanken wohl etwas auf meiner Stirn leſen; ſie ließ ſich auf dem Divan nieder, vor dem das verhängnißvolle Album noch offen aufgeſchlagen lag, zog mich neben ſich und indem ſie mich mit einem jener Blicke anſah, denen kein menſchliches Herz widerſtehen konnte und die mir den ganzen wunderſamen Lebensgang dieſes prächtigen und dabei doch ſo tief unglücklichen Weibes, von der erſten Bekanntſchaft mit meinem Vater an bis zu ihrem jüngſten Abenteuer mit dem Grafen Waldemar, auf einmal verſtändlich machten, ſagte ſie:

„Du hältſt mich, mein Kind, wohl für recht leichtfertig und im Grunde bin ich es auch. Oder nein, nicht im Grunde: nur auf der Oberfläche bin ich es, auf dem Grunde meines Herzens ſieht es im Gegentheil ſehr ernſt und finſter aus, altes und neues Weh, getäuſchte Hoffnungen und vergebliche Wünſche, Schuld und Reue und neue Schuld liegen da wüſt durch einander, und daß ich im Stande war, Dich mein Kind, zu verlaſſen und mich ſo viele Jahre

hindurch auch nicht wieder um Dich zu bekümmern — dies Unbegreifliche, woran Dein gesunder Sinn mit Recht Anstoß nimmt, auch wenn Deine Lippe nichts davon zu äußern wagt, ist nicht die kleinste von den Lasten, die mich drücken. Und doch bin ich vielleicht nicht ganz so schuldig, wenigstens in diesem Punkte nicht, als ich selbst in manchen Augenblicken mir erscheine. Erwäge selbst, mein Kind: angenommen, ich hätte um Deinetwillen die täglich neuen Mißhandlungen, denen ich im Hause jenes Elenden ausgesetzt war, ertragen wollen — was hätte aus uns beiden in diesem Hause werden sollen? Schon die leise, von Dir kaum halb verstandene Anspielung auf die abwesende, die wie Du glaubtest, todte Mutter — denn meine Namensveränderung schützte mich vor allen Nachforschungen, auch wenn sich Jemand die Mühe gegeben hätte, dergleichen nach mir anzustellen — schon diese Anspielungen und Stachelreden, sage ich, haben Dich zu einem unglücklichen, ruhelosen Kinde gemacht und haben einen Schatten in Dein Leben geworfen, der bis auf die gegenwärtige Stunde reicht — und es ist," setzte sie seufzend hinzu, „noch die Frage, ob selbst ihr Einfluß im Stande sein wird, ihn zu verscheuchen. Wie hätte das erst werden sollen, wenn Du und ich in diesem

Hause neben einander gelebt? Wie hätte ich es ertragen ſollen, tagtäglich herabgewürdigt zu werden vor den Augen meines eigenen Kindes? Ja Du ſelbſt, wie hätteſt Du den Blick jemals mit Liebe zu mir aufſchlagen, je ein Wort der Achtung, des Vertrauens an mich richten können, wenn Du von früh an geſehen hätteſt, wie dieſer Mann, den ich haſſe und verachte mit aller Gluth meines Herzens und haſſen und verachten werde, weit hinaus über Gefängniß und Grab — wenn Du, ſage ich, geſehen hätteſt, wie er mich Tag für Tag und Stunde für Stunde, allein und vor Zeugen, zum Gegenſtand ſeiner bodhafteſten Verdächtigungen, ſeiner Anklagen und Beſchimpfungen machte? Denke Dich in meine Lage, überlege die Verhältniſſe und Du wirſt einſehen, daß ich am beſten gethan, indem ich handelte, wie ich that. Die Mutter ſelbſt habe ich Dir nicht erhalten können, ſo iſt Dir doch wenigſtens die Liebe zur Mutter geblieben; würde dies geſchehen ſein, wäre es möglich geweſen unter jenem unſeligen verpeſteten Dach? O in der That," rief ſie, indem ihre Augen leuchteten wie die Augen einer Tiegerin, die im Begriff iſt ſich auf ihr Opfer zu ſtürzen: „hätte ich jenes Haus nicht verlaſſen, es wäre mir ja nichts übrig geblieben, als erſt mein Kind zu tödten und dann mich ſelbſt!"

Sechstes Capitel.

Künſtlerleben.

Nach einer Pauſe, während deren ich ſie durch meine Liebkoſungen zu beruhigen ſuchte, fuhr ſie fort:

„Oder nehmen wir den zweiten Fall, ich hätte Dich mit mir genommen — glaubſt Du wirklich, daß Dein und mein Loos ſich dadurch glücklicher geſtaltet hätte? Jeder Menſch folgt ſeinem Stern — und mich haben nun einmal von meiner Geburt an Blut, Neigung und Schickſal zur Künſtlerin beſtimmt. Künſtlerin! Es iſt ein ſtolzes Wort und Viele giebt es, die uns in ihrer Einfalt darum beneiden. Ich aber, mein Kind, die ich nun ſeit beinahe zwanzig Jahren das Süße wie das Bittere, den Schaum wie die Hefe des Künſtlerlebens gekoſtet habe — ich ſage Dir, daß es ein elendes Daſein iſt für uns Weiber und daß ich oft, auf dem Gipfel meines ſogenannten Glückes, in der Fülle des Reichthums, umſchwärmt von Liebhabern und Bewunderern, die Magd beneidet habe, die den Staub vor meiner Thür zuſammenkehrte — warum? Weil Niemand von ihr weiß, weil ſie nicht ausgeſetzt iſt den Augen Aller an dieſem Pranger, den Ihr Ruhm nennt, weil ſie

lieben und haſſen kann und kann froh und traurig ſein und kommen und gehen und wachen und ſchlafen, wie es ihr ums Herz iſt und braucht nicht ewig Poſten zu ſtehen in dieſer Liverei der Lüge und wenn mein allergnädigſter Herr und Gebieter, das Publicum winkt, ſo apportire ich! Es muß ja auch ſolche Schickſale geben, verſteht ſich: aber wem ſie fallen, der weiß was er daran zu tragen hat und daß hier eine Stunde des Glanzes und der Luſt aufgewogen wird durch Jahre des Elends und der Entzweiung mit ſich ſelbſt. Denn das, mein Kind, ſind die ſchlimmſten Feinde, die wir haben, die innern, die im eigenen Buſen wohnen. Ach und für wen ſind ſie gefährlicher, wer hat mehr von ihnen zu leiden als wir Aermſten, wir Künſtlerinnen! Was der Menſch iſt, ſoll er ganz ſein; auch wer den Ruf des Genius in ſich fühlt, ſoll ſich ihm ganz und ohne Vorbehalt widmen; was die Leute Vernunft, Sitte und Tugend nennen, ſind dann für ihn nur leere Namen, der Flug des Genius brauſt darüber hin — entweder Du wirſt zerſchmettert auf Deiner allzukühnen Fahrt oder ſie trägt Dich auf Höhen, wo alle jene kleinlichen Rückſichten der Geſellſchaft, dieſe Gängelbänder der Thoren und Unmündigen, weit unter

Dir liegen, wie die Ameisenhaufen unter den Blicken des Adlers, der sich im Sonnenglanz wiegt."

„Nein, nein," fuhr sie fort, indem sie sah, daß ich mir eine Einrede erlauben wollte: „unterbrich mich nicht, ich weiß schon, was Du sagen willst und komme Deinen Einwendungen zuvor. Ja, Du hast Recht: wir Weiber sind nicht dazu bestimmt diesen Flug des Genius zu fliegen und wo wir es dennoch versuchen, da büßen wir die Grundlage unseres Wesens ein, unsere uns von Gott angewiesene, angeborene weibliche Natur. Das Weib trägt die Schranke seines Geschlechtes; Alles, was sie ist, was ihrem Leben Werth und Würde giebt, sie ist es und hat es Alles nur als Weib. Der Mann kann Gesetz und Sitte mit Füßen treten, er kann die Welt von oberst zu unterst kehren — immerhin, er kann dafür auch Thaten thun, welche diese Auflehnung gegen Gesetz und Sitte wieder gut machen, die Größe des Helden, die unsterblichen Schöpfungen des Dichters und Künstlers können seine sittlichen Verirrungen verdecken und auslöschen. Wir aber, mein Kind, wie wir den Boden der Sitte nur um ein Haar breit, ja nur in Gedanken verlassen, sind wir auch verloren für immer. Wir sind wie Pflanzen, die nur am mütterlichen Busen der Erde gedeihen können:

Du kannſt ſie ausreißen und in Waſſer ſetzen, aber es iſt doch nur ein Scheinleben, das ſie führen und der Tod ereilt ſie nur um ſo ſchneller und in ſo unſchönerer Geſtalt. Auch uns Künſtlerinnen vergiebt man wohl einige Zeit, daß wir den natürlichen Boden des Weibes, den Boden der Familie und der häuslichen Sitte verlaſſen haben — merke auf meine Worte: man vergiebt es uns wohl, aber man vergißt es uns nicht. Die Künſtlerin braucht Leidenſchaft, ſie braucht Abwechſelung, Veränderung, Aufregung, ihre Sinne müſſen geglüht und getobt, ihr Herz muß vor Wonne gejauchzt und vor Verzweiflung gejammert haben, wenn ſie wahrhaft im Stande ſein ſoll, den ſpröden Marmor des Kunſtwerks zu beleben und jene Welt der Leidenſchaften, die der Dichter in ſeine Schöpfung hineingebannt hat wie in einen Zauberberg, der blöden Menge in leibhafter Geſtalt vor Augen zu führen. Was wird da aus dem Weibe? Wer kann fortwährend mit einer Flamme ſpielen, ohne ſich ſelbſt daran zu verbrennen? und was wäre das für eine Kunſt, die überhaupt nur ſpielen wollte? Zorn, Neid, Eiferſucht, die Gluth des Haſſes und der trunkene Wahnſinn der Liebe, das erſte ſchüchterne Verlangen und der Uebermuth des geſättigten Glücks — woher

ſoll ich die Farben dazu nehmen, wie kann ich das darſtellen, wenn ich nicht ſelbſt geglüht habe in Haß und Liebe, in Zorn und Eiferſucht? wenn nicht heiße Lippen auf den meinen gebrannt, nicht verwegene Blicke ſich geſpiegelt haben in dem trunkenen Feuer meines Auges? Und dann kommen ſie, die kleinen tugendhaften Seelen, und wollen das Weib verantwortlich machen für die Künſtlerin. Gebt mir doch, Ihr Neunmalklugen: ich mache mich nicht beſſer als ich bin, ſelbſt nicht in den Augen meiner Tochter" — indem ſie mir zärtlich die Hand reichte — „aber das weiß ich, daß, ſo lange Ihr Künſtlerinnen braucht, ſo lange werdet Ihr auch Weiber brauchen wie ich bin! Die Aſche unſerer Tugend gegen die Flamme Eurer Kunſt — ich weiß nicht, wer ſich bei dem Andern wegen Uebervortheilung zu beklagen hat: aber das weiß ich, daß ich Euch Alle herzlich verachte und daß ich müde bin bis zum Tode und nur einen Wunſch noch habe, einen einzigen auf Erden — und um deſſen Erfüllung habe ich mich ſelbſt gebracht . . . . . "

Während des letzten Theils ihrer Rede war Florine aufgeſtanden und ging mit lebhaften Schritten, die Arme untergeſchlagen, im Zimmer auf und nieder; ſie war köſtlich anzuſehen in ihrem Zorn, es

war ganz die gereizte Löwin von gestern Abend und ich selbst, die ich doch soeben erst Zeuge gewesen war, wie diese Schönheit zu Stande gekommen, fühlte mich von dem Zauber derselben unwiderstehlich angezogen.

Bei alledem jedoch und soviel Wahres unzweifelhaft in ihren Worten lag, so sagte doch ein unbestimmtes Gefühl mir, daß es nicht die ganze Wahrheit war. Ganz gewiß liegen für die Mehrzahl der weiblichen Naturen in der Laufbahn der Künstlerin alle jene Klippen und Untiefen, welche Florine eben mit soviel Beredtsamkeit geschildert hatte — für die Mehrzahl, ganz gewiß: aber unmöglich für alle. Auch die Kunst stammt von Gott; es kann weder die Absicht Gottes gewesen sein, die ganze eine Hälfte des menschlichen Geschlechtes von dem Dienste der Kunst, dieser reinsten und erhabensten Offenbarung des Göttlichen, auszuschließen, noch kann es in seinem Willen liegen, daß ein an sich edler und berechtigter Zweck durch unsittliche Mittel erreicht werde. Es muß hier also ein Mittel der Ausgleichung geben, und wenn ich auch einräume, daß dasselbe schwer zu finden, so läugne ich doch, daß es sich überhaupt nicht finden läßt. Ja im Gegentheil, ich bin überzeugt — und das Wenige, was ich von der Geschichte der Kunst mir in

ſpäteren Jahren angeeignet habe, beſtärkt mich in meinem Glauben — daß nur diejenigen die wahren Künſtlerinnen ſind, die mit der Flamme des Genius auch das Siegel der Sitte unverletzt auf ihrer Stirne tragen und daß umgekehrt jede Schwäche, die das Weib ſich zu ſchulden kommen läßt, auch einen dunkeln Fleck auf dem Strahlenmantel der Künſtlerin zurückläßt, mag dieſer Fleck auch noch ſo unſcheinbar ſein und mag auch das ganze Auge des Kenners dazu gehören, nicht etwa des Theater- ſondern des Seelenkenners, um ihn herauszufinden.

Siebentes Capitel.

Auf der Sonnenſeite des Lebens.

Wiewohl ich mich zu jener Zeit, von der ich eben erzähle, über dieſen und einige nahverwandte Punkte noch nicht ſo klar machen konnte, wie ich es jetzt vielleicht im Stande bin, ſo fühlte ich doch, wie ſchon erwähnt, das Schiefe, das in den Behauptungen meiner Mutter lag. Nicht ſowohl aus Widerſpruchsgeiſt — denn in der That fühlte ich mich von der überlegenen Geiſteskraft dieſer wunderbaren Frau

faſt erdrückt — oder weil ich hoffte, ihre Anſichten durch meine Einwürfe zu berichtigen, als vielmehr um das Geſpräch auf allgemeinere Gegenſtände zu lenken und ihm dadurch dieſen Charakter der Aufregung und Leidenſchaftlichkeit zu nehmen, den es bisher trug, wenigſtens von ihrer Seite, — erlaubte ich mir einige Einwendungen gegen die zuletzt von ihr geäußerte Behauptung über die Unverträglichkeit des Künſtlerberufs mit Weiblichkeit und Sitte zu erheben. Auch leitete mich dabei vielleicht, mir unbewußt, der inſtinctmäßige Trieb, Florinen vor ſich ſelbſt zu vertheidigen; war ſie doch meine Mutter und gerann mir doch das Blut in den Adern, wenn ich dieſe unbewegliche, eherne Miene ſah, mit der ſie den Stab über ſich ſelber brach.

Allein noch ehe ich meinen Satz vollendet, fiel ſie mir ſchon wieder ins Wort. Es war dies überhaupt, wie ich bereits in den wenigen Stunden unſeres Beiſammenſeins bemerkt hatte, eine Eigenthümlichkeit der geiſtreichen und leidenſchaftlichen Frau, daß ſie ſelten Jemand vollſtändig zu Ende reden ließ; ihr lebhafter Geiſt eilte dem Gedankengange des Andern zuvor und ſchnitt ihm den Faden der Rede gleichſam von dem Munde ab. Auch mochte die Unterhaltung der Salons, wo man es ja, wie

ich höre, liebt, ſich Rede und Gegenrede wie Fangbälle zuzuwerfen, ſie an dieſe haſtige Weiſe des Geſpräches gewöhnt haben.

„Vollende nicht,“ rief ſie, „ich ſehe ſchon deutlich, wo Du hinauswillſt. Es giebt, meinſt Du, auch Naturen, für welche dieſer Widerſpruch nicht exiſtirt? Künſtlerinnen, meinſt Du, giebt es, die zum Lorbeerkranz der Kunſt auch die Prieſterbinde der Häuslichkeit rein und unentweiht getragen haben? Nun, es mag ſein; ich für meine Perſon zwar bin bis jetzt noch nicht ſo glücklich geweſen, ſolche Vogel Phönire kennen zu lernen; wo die Welt dieſe ſeltene Vereinigung des großen Talentes und der ſittlichen Würde bewunderte, da, mein Kind, habe ich, deren Auge die Erfahrung geſchärft hat und die ſelbſt weiß, wie es hinter den Couliſſen zugeht, gewöhnlich nur ein hölzernes Talent oder eine überkleiſterte Tugend oder noch häufiger Alles beides gefunden. Aber zugegeben, daß dies nur die Regel und daß es Ausnahmen giebt, gleichſam privilegirte Naturen, die an der Schwäche der Sterblichkeit keinen Theil haben und die daher auch jenen Widerſpruch nicht zu fürchten brauchen — kann ich dafür, iſt es meine Schuld, daß ich zu dieſen Privilegirten nicht gehöre? Kann ich dafür, daß die Künſtlerin in mir nicht ſchaffen

kann, was das Weib nicht zuvor empfunden und gelitten hat? Mein Blut pocht nun einmal so feurig, mein Herz schwankt wie ein Schiff auf der Fluth, ich kann nicht leben ohne zu lieben und zu hassen, zu erobern und zu besitzen — ist es meine Schuld, daß ich mit diesem heißen Herzen und diesen unstäten Sinnen gerade in die Laufbahn der Künstlerin getrieben bin, eine Laufbahn, die für Charaktere meiner Art doppelt gefährlich und auch doppelt verführerisch sein mußte? Rechte mit dem Schicksal, aber nicht mit mir, mein Kind: es hätte Dir eine bessere Mutter geben können, ganz gewiß — ich aber habe nichts aus mir gemacht, was nicht in mir war . . . ."

Wieder hatte das Gespräch hier einen Punkt erreicht, bei dem mein Herz unendlich litt und von dem ich es daher um jeden Preis zurückzulenken suchte.

„Ich rechte ja auch nicht mit Dir, theure Mutter," sagte ich mit so viel Demuth, aber auch zugleich mit so viel Festigkeit, als mir möglich war. „Jahrelang, ja so lange ich denken kann, in meinen allerkühnsten Träumen, habe ich mich gesehnt nach einem Augenblick wie dieser und nun, da ein sichtbares Wunder des Himmels meine glühendsten Wünsche erfüllt — nein, nicht erfüllt: übertrifft —

da ich Dir ins Auge ſehen, den Laut Deines Mundes hören, den ſanften Druck Deiner Lippe auf meiner Stirne fühlen darf — mit einem Wort, da ich ſagen darf: meine Mutter — nun ſollte ich die erſten Augenblicke eines überſchwenglichen, unglaublichen Glücks dazu verwenden mit Dir zu rechten? Nein, theure Mutter, denke beſſer von Deiner Tochter: was Du thuſt und wie Du es thuſt, ſo iſt es gut, Deine Worte ſind mir Befehle — befiehl über mich, Du wirſt ſtets eine ergebene und gehorſame Tochter an mir haben."

Florine fühlte wohl den leiſen Vorwurf, der für ſie in meinen Worten enthalten war. In der That lag etwas Grauſames darin und nur ihre eigene leidenſchaftliche Aufregung erklärte es, daß ſie im Stande war gleich in den erſten Stunden unſers Wiederſehens ſo unheimliche, dem Herzen ihrer Tochter ſo peinigende Gegenſtände zur Sprache zu bringen. Sie ſchloß mich zärtlich in die Arme und drückte einen langen, innigen Kuß auf meine Stirn; dann mir die Locken von beiden Seiten zurückſtreichend:

„Du biſt ein gutes Kind," ſagte ſie, „und wirſt es hoffentlich jederzeit bleiben. Auch über Deine Mutter wirſt Du vielleicht dereinſt noch beſſer den-

ken lernen, als ſie ſich Dir in dieſem Augenblicke darſtellt. Nein, nein, ſuche mich nicht zu täuſchen und verſichere nichts aus falſcher Zärtlichkeit, wovon Dein Herz nichts empfindet: ich begreife es ganz und mein eigenes Bewußtſein ſagt mir, daß ich Dir eine unheimliche, unbegreifliche Erſcheinung ſein muß — ja es wäre nicht gut, nicht gut, mein Kind, für Dich ſelbſt und Deine Zukunft, wenn es anders wäre. Aber wenn Du nicht heucheln ſollſt, ſo will ich es auch nicht thun. Du haſt Deine Mutter, ich habe mein Kind gefunden; begreifſt Du, daß ein Herz, das ſeit Jahren keine warhaft vertraute, keine wahrhaft mitfühlende Seele gehabt hat, in die es ſeine geheimen Schmerzen ausſchütten durfte — begreifſt Du, daß es überſchäumt, da es ihm endlich verſtattet iſt ſich in den Buſen einer Tochter zu ergießen? Und überdies," ſetzte ſie hinzu und wiederum ſah ich, wie ihre hohe Geſtalt noch höher wurde und gleichſam vor mir emporwuchs; ‚was nützte es auch, wollte ich Dir Dinge verheimlichen, die ja die Sperlinge auf den Dächern ſingen? Du haſt von der Schauſpielerin Iſabella gehört — ſo mußt Du auch von Deiner Mutter Florine hören . . . ."

„Aber," wagte ich zu erwiedern, „Deine Gespräche thun mir weh, theure Mutter —"

Sie heftete einen lange prüfenden Blick auf mich; dann fuhr ſie fort:

„Um ſo beſſer alsdann, mein Kind, für Dich und mich, daß ich Dich damals auf meiner Flucht aus dem Hauſe des Elenden nicht mitnahm. Du haſt viel gelitten in dieſem Hauſe, aber doch noch lange nicht ſo viel, als wenn ich Dich mit mir genommen hätte. Die Welt, mein Kind, was man ſo die Welt nennt, dieſe große Welt der Lüge und des Scheins, die Welt der Bretter und der Täuſchungen, in der ich mich bewege, iſt ſchlimmer, weit ſchlimmer, als Du es ahnſt; mit Deinem weichen Herzen und Deinem unſchuldigen Sinne, was hätteſt Du da gewollt? Dieſe edle Scham, die kein Stäubchen auf dem Namen der Mutter dulden will, was hätte ſie geſollt in einer Welt, wo ich nur ſo exiſtiren konnte, wie ich nun einmal thue, oder ich hätte müſſen untergehen und Du mit mir?! Nein, mein Kind: Du biſt zur Künſtlerin nicht geboren, ich ſehe es Deinem Auge an, dieſem kindlich treuen, unſchuldigen Auge und freue mich, daß es ſo iſt. Der Weg, den Dein Schickſal Dich geführt hat, iſt glanzlos und mühſelig: aber meine Hände

erhebe ich zum Himmel und flehe ihn an, daß er Dich darauf erhalte und daß Du niemals jenes glänzende Elend, jene sogenannte Sonnenseite des Lebens kennen lernen mögest, auf welcher ich verschmachte — sie ist hell, mein Kind, aber auch heiß, sehr heiß und wer in den Schatten treten will, der findet keinen andern als den Schatten des Unglücks und der Schande. Ich habe viel des Guten und des Glänzenden in meinem Leben genossen, wenigstens was die Welt so nennt; ich habe dagestanden, umbraust von dem Beifall der versammelten Tausende und habe in stillen traulichen Stunden die Liebesschwüre schöner und edler und geistreicher Männer empfangen; mein Lebenspfad war, so weit die Menschen blicken konnten, mit Rosen bestreut und wo mich dennoch heimlich ein Dorn in die Ferse stach, da hatte mir Gott Muth und Kraft — oder wenn Du willst, auch Trotz gegeben, den Schmerz zu verbeißen. Vor allem hat die Kunst mir große und erhabene Genüsse gewährt; wo das Leben mich kränkte, hat die Kunst mich entschädigt und so wird die Rechnung sich am Ende wohl aufheben. Aber dürft' ich mein Leben heute von Neuem beginnen und wäre es mir vergönnt, mir selbst mein Loos zu bestimmen — so wahr ich Deine Mutter bin: ich würfe allen

diesen Glanz und diese Pracht, diese Genüsse und Freuden, ja selbst die Wonnen dieser Kämpfe würfe ich bei Seite und bäte den Himmel, daß er mich ein Kind werden lasse, unschuldig und unerkannt, wie Du es bist!"

Achtes Capitel.

Alte Freunde

Solche Momente — und es gab ihrer, wie ich zur Steuer der Wahrheit hinzusetzen muß, im Laufe des Tages nicht wenige — waren denn mehr als genügend, mich mit Florinen wieder auszusöhnen oder richtiger gesagt, jenes Gefühl von Fremdheit und Befangenheit zu entfernen, das einzelne Aeußerungen der lebhaften, ihre Ausdrücke, wie es schien, nicht immer abwägenden Frau in mir erweckten.

Dagegen tauchten auch wieder andere Punkte auf, über die eine Verständigung zwischen uns schwerer zu ermöglichen schien. Und zwar waren dies zu meinem lebhaften Bedauern gerade solche Punkte, an denen mein Herz mit ganz besonderer Zärtlichkeit hing, namentlich Geschichten aus früherer Zeit,

Erinnerungen an Menſchen, die wir Beide gekannt, ja die uns Beide nahe geſtanden und von denen ich daher um ſo eher geglaubt hatte, ſie würden ein Band des Verſtändniſſes und der gemeinſamen Ueberzeugung zwiſchen uns bilden.

Zwar daß Florine das Andenken des alten Herrn von Eberſtein, meines Großvaters, nicht beſonders hochſchätzte, konnte ich ihr nach dem, was ſie in früheren Jahren von ihm erfahren hatte, kaum verargen. Vergebens bemühte ich mich, ihr in der Geſchichte mit dem weißen Pudel den ſichtbaren Fingerzeig des Himmels nachzuweiſen, der nicht gewollt habe, daß der alte Herr von der Erde ſcheide, ohne ſein Enkelkind umarmt und ſo gleichſam den Fluch zurückgenommen zu haben, den er in unſeliger Verblendung auf das Haupt des Sohnes geſchleudert. Und ebenſo wenig gelang es mir, ſie zu überzeugen, daß es eigentlich die Abſicht des alten Herrn geweſen, ſich mit den Hinterlaſſenen ſeines Sohnes auszuſöhnen und daß, wenn er keinen Verſuch gemacht habe, auch ihr ſeine veränderten Geſinnungen an den Tag zu legen, dies ſeinen Grund lediglich darin gehabt, daß er, wie alle Welt, geglaubt habe, ſie ſei längſt nicht mehr unter den Lebenden. Freilich wich ich mit dieſem letztern Vorgeben ziemlich beträchtlich

von der Wahrheit ab, da, wie der Leſer ſich erinnert, der Haß des alten Herrn von Eberſtein gegen die Verführerin ſeines Sohnes, unverändert geblieben war und ihr Name in ſeiner Nähe ſo wenig genannt werden durfte, wie in der Nähe meines Oheims.

In der That jedoch war dieſe fromme Lüge ſehr überflüſſig, da Florine gegen Alles, was das Eberſtein'ſche Haus betraf, ſelbſt meinen unglücklichen Vater nicht ausgenommen, eine ziemlich unverhohlene Gleichgiltigkeit bezeigte. Meine Geſchichte von dem weißen Pudel, dieſe Haupt- und Staatsgeſchichte meines jungen Lebens, hörte ſie mit höflichem Lächeln an und meinte nur, ich hätte, wie es ſcheine, viel Glück mit Begegnungen, indem es außer in Romanen wohl nicht leicht vorkomme, daß man erſt mit ſeinem Großvater und dann gar noch mit der eigenen Mutter ſo zuſammentreffe, wie es mir begegnet ſei. Meinen Schilderungen, mit welcher Güte der alte Herr ſich meiner angenommen habe und wie beſorgt er geweſen ſei, daß ich etwas Ordentliches und Gründliches lerne, ſetzte ſie ein ungläubiges Kopfſchütteln entgegen. Als ich aber zuletzt von ſeinem plötzlichen Tode erzählte und wie auch der alte brave Chriſtian (von dem ſie ebenfalls nicht viel Gutes wiſſen wollte,

er ſei, behauptete ſie, während ihrer kurzen Ehe mit meinem Vater einer der ſchlimmſten und zudringlichen Spione des alten Herrn von Eberſtein geweſen) ihm nach wenigen Tagen nachgefolgt ſei: ſo unterbrach ſie mich mit der Frage, ob der alte Herr denn niemals Anſtalten gemacht habe, mich als rechtmäßiges Kind ſeines Sohnes anzuerkennen oder ob er mir nicht wenigſtens in ſeinem Teſtament irgend ein anſehnliches Legat hinterlaſſen?

Dieſe Frage, ſo natürlich ſie vielleicht auch war, kam mir doch ſo plötzlich und lag derjenigen Region meiner Seele, in welcher der Name des alten Herrn von Eberſtein eingeſchrieben ſtand, ſo fern, daß ich im erſten Augenblick in Verlegenheit gerieth, was ich darauf erwiedern ſollte. Florine jedoch deutete mein Zaudern in ihrem Sinne, nämlich als Scham oder Schmerz darüber, daß ich von dem alten Herrn ſo gänzlich vergeſſen worden: er ſei von jeher ein alter Geizhals geweſen, ein Prahler, der gern groß gethan vor den Leuten und im Stillen habe er es zuſammengeſcharrt bei Heller und Pfennig; es ſehe ihm ganz ähnlich, mir erſt Jahre hindurch Hoffnungen erweckt zu haben um mich endlich doch im Stiche zu laſſen; habe er doch dem eigenen Sohn, meinem Vater, kaum die Mittel gegeben, ſtandesgemäß zu

leben, geſchweige denn für Weib und Kind — denn mein Vater ſelbſt habe niemals daran gezweifelt, daß wir wahrhaft ſein Weib und Kind — zu ſorgen.

Natürlich fiel es mir nach dem, wie ich den alten Herrn perſönlich kennen gelernt hatte, einigermaßen ſchwer, der ungünſtigen Schilderungen meiner Mutter Glauben zu ſchenken. Doch hätte eine weitere Auseinanderſetzung über dieſen Punkt wohl kaum zum Ziele geführt und ſo verſchluckte ich meinen Widerſpruch, theils aus Ehrfurcht gegen meine Mutter und um ihre Reizbarkeit zu ſchonen, von der ich ſchon ſo viele Beweiſe hatte, theils aber auch, weil mir das Andenken des alten Herrn zu lieb war, um es auf dieſe Weiſe zum Gegenſtand des Streites zu machen.

Aber beinahe noch ſchmerzlicher war mir die Gleichgiltigkeit, mit der Florine auch der alten Dörte gedachte, oder vielmehr nicht gedachte: dieſer Einzigen, die jederzeit Gutes und nur Gutes von ihr geſprochen, ja der ich es eigentlich allein verdankte, daß ich überhaupt etwas von meiner Mutter wußte.

„Ah mein Himmel," rief ſie mit komiſchem Entſetzen, „dieſes alte Ungeheuer haſt Du auch noch gekannt? Ja nun ſehe ich allerdings, daß Du eine

ſehr traurige Jugend verlebt haſt. Es iſt eine der ſchwärzeſten Erinnerungen meiner Kindheit, dieſe alte ewig unſaubere, ewig keifende Creatur, die für nichts Sinn hatte als für ihre rußigen Töpfe und für ihre albernen Kindermärchen, mit denen ſie mich in Schlaf ſingen wollte, auch wie ich ſchon längſt ein erwachſenes Mädchen war und meine verzauberten Prinzen längſt nicht mehr in Märchen ſuchte, ſondern in der Wirklichkeit. Und dieſe alte unglückliche Figur haſt Du auch noch gekannt?! Himmel, ſo muß ſie ja ein wahres Methuſalemsalter erreicht haben; ſchon zu meiner Zeit hatte ſie keinen Zahn mehr im Munde. Doch ich hoffe, ſie hat ſeit langem eine fröhliche Urſtänd gefunden und Du haſt ihr die letzten Ehren mit ebenſo viel Anſtand und mit ebenſo viel Rührung erwieſen wie dem alten Herrn von Eberſtein, Deinem ungeſetzlichen und dabei doch höchſt rechtmäßigen Großvater?“

Auf dieſe Frage vermochte ich nun freilich keine Antwort zu geben, da, wie der Leſer weiß, mir die alte Dörte ſeit langem aus den Augen verſchwunden war. Auch machte mir die leichtfertige Art, mit welcher Florine von der treuen Alten ſprach, wenig Luſt, das Geſpräch über dieſen Gegenſtand fortzuſetzen; das iſt nun Dienertreue, dachte ich in der

Stille und ſah unwillkürlich im Geiſt das Bild der Alten vor mir, wie ſie in ihrer Ofenecke ſaß und ich hockte auf ihrem Schoße und ließ mir goldene Märchen erzählen von meiner Mutter, der ſchönen unglücklichen Florine. Da war Florine nun, ſchön und ſtrahlend wie immer, ach und gewiß auch ſo unglücklich, wie ſie nur jemals geweſen — und wo war die alte Dörte? Nicht einmal die Stätte kannten wir, wo ihre müden Glieder, dieſe Glieder, die ſich ſo oft geplagt hatten in unſerm Dienſt, ausruhten im letzten Schlummer . . . . . .

Nahm Florine ſo wenig Antheil an denen, die ſie früher ſelbſt gekannt hatte, ſo konnte ſie natürlicher Weiſe noch weniger Intereſſe empfinden für diejenigen Figuren meines Jugendlebens, mit denen ſie ſelbſt niemals in Berührung gekommen war. Von Tante Fränzchen hatte ſie nur noch eine ganz dunkle Erinnerung; ſie war zur Zeit meiner Geburt als junge Frau Predigerin im Hauſe des Herrn Nonnemann, ihres Schwagers, aus und eingegangen und hatte meine arme Mutter mit ihrem Wirthſchaftsfleiß und ihrer predigerhaften Zimperlichkeit nicht wenig gelangweilt und geärgert.

Nur als ich von Emil und Hermann zu erzählen anfing und dabei auch der nächtlichen Abenteuer

gedachte, die ich mit Letzterem im Garten des Oheims unter dem alten Birnbaum beſtanden, ſchien ihr Intereſſe etwas lebhafter zu werden. Aber auch hier wieder unterbrach ſie mich mit einer Frage, die mir alle Luſt benahm, das Thema weiter zu verfolgen. Während ich nämlich in aller Unbefangenheit unſer kindliches Zuſammenleben ſchilderte und dabei beſonders meines Vetters Hermann und ſeiner Bravheit und Rechtlichkeit rühmend gedachte — legte ſie mir plötzlich die Hand auf den Kopf und mein Antlitz ſo wendend, daß ich ihr gerade in die Augen ſehen mußte:

„Was iſt das für ein Vetter?“ ſagte ſie: „Und als ich Dich geſtern Nacht fragte, ob Du ſchon geliebt hätteſt, warum haſt Du mir nichts geſagt von dieſem Vetter?“

Der Einfall war ſo ſeltſam oder kam mir wenigſtens in jenem Augenblick ſo ſeltſam vor, daß ich gern in lautes Lachen ausgebrochen wäre. Zugleich aber fühlte ich auch, wie eine tiefe Schamröthe mein Antlitz übergoß und wie das Weinen mir näher war als das Lachen.

Meine Mutter fixirte mich lange mit milden lächelnden Blicken, dann mich an ihr Herz drückend, ſagte ſie:

„Nimm Dich in Acht vor der Liebe, mein Kind, in welchen Geſtalten ſie Dir auch naht; Du wirſt ihr nicht entgehen, ganz gewiß nicht — aber dennoch, nimm Dich in Acht vor ihr, ſo lange Du es vermagſt! Am allermeiſten aber hüte Dich vor den verliebten Vettern, es iſt die ſchlechteſte Raçe, die es giebt; wo wir den Vetter meinen, da ſpielen ſie den Geliebten und wo wir den Geliebten erwarten, da kehren ſie den Vetter hervor, und ſo wird aus dem Ganzen nichts als Verwirrung und Täuſchung an allen Ecken.“

Neuntes Capitel.

Das Herz einer Frau.

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen verlief uns der Tag, faſt ohne daß wir es merkten. Die Dienerſchaft hatte uns auf unſern Wunſch die Speiſen auf das Zimmer gebracht und auch die Gräfin hatte ſich mit den Pflichten der Gaſtfreundſchaft abzufinden geglaubt, indem ſie den Rittmeiſter herüber geſchickt hatte, ſich nach dem Befinden ihres berühmten Gaſtes zu erkundigen. Begreiflicher Weiſe

war Florine so wenig wie ich in der Stimmung gewesen, ihn anzunehmen und so trieb er sich nun zu meinem großen Ergötzen im Park unter unsern Fenstern umher, indem er sehnsüchtige Blicke in die Höhe schoß, ob nichts von der schönen Fremden zu erspähen.

Auf Florinens leichten Ton eingehend, neckte ich sie mit der Eroberung, welche sie gemacht; schon von seiner Reise in die Residenz sei er ganz bezaubert von ihr zurückgekehrt und nun habe ihr gestriges Auftreten den Sieg vollständig gemacht.

Allein mein Scherz, wie gut ich ihn auch gemeint hatte, war kein glücklicher. Wie Alles, was in irgend einer Beziehung zum Grafen Waldemar stand, erregte der Anblick des alten wunderlichen Mannes ihren heftigsten Unwillen und gewohnt wie sie war, ihren Empfindungen keinen Zwang anzuthun, ergoß sie auch diesen Unwillen in den heftigsten Schmähungen

„Das ist er," rief sie, „der Wicht, der sich dazu hergab den Unterhändler zu spielen zwischen der stolzen Frau Gräfin und mir! Das ist der Schwachkopf, der sich einbildete, ein Weib lasse sich die Hand des Geliebten abkaufen mit Geld! Du denkst, es geschieht, um mir den Hof zu machen, daß er unter

unſern Fenſtern hin und her promenirt? O welche Taubeneinfalt! Nicht als Liebhaber ſtelzt er umher, ſondern als Spion. Die Frau Gräfin ſitzt drüben in ihren Gemächern und vergießt hochadelichen Schweiß, aus Furcht, ich könne meinen Beſuch wohl gar ausdehnen wollen, bis Graf Waldemar nach Hauſe kommt, und da wäre alle Mühe und Arbeit am Ende doch noch in den Brunnen geworfen?! Darum, mein Kind, blos darum, muß der Rittmeiſter hier Fenſterpromenade machen: er ſoll ſehen, ob ſich die Verhaßte noch nicht zum Aufbruch rüſtet, belauſchen ſoll er, was ſie den ganzen Tag über mit dem Geſellſchaftsfräulein zu verhandeln hat und ob hier nicht in der Stille Deines Zimmers irgend welche Pläne geſchmiedet werden, welche das edle Geſchlecht der Grafen und Herren von und auf Reichenau in ihrer altadelichen Sicherheit bedroben. Zu ſolcher Commiſſion iſt das der rechte Mann; vor einem alten Weibe, ſagt das Sprichwort, hält der Teufel ſelbſt nicht Stand und dieſer Rittmeiſter mit ſammt ſeinem langen weißen Bart und ſeinen Erinnerungen von Anno Eins und ſeinem Punſchtrinken mit Bereitern und Jägerburſchen iſt doch nur ein altes Weib und zwar eines von den ſchlimmſten. Auch Waldemar hat ihm nicht Stand gehalten — kennſt

Du Waldemar? Haſt Du ihn geſehen? Spricht die Gräfin mit Dir von ihm? Und was ſpricht ſie von ihm?"

Aus der Haſt, mit welcher Florine dieſe Fragen an mich richtete, ohne mir nur Zeit zu laſſen, eine einzige zu beantworten, erkannte ich wohl, was in ihrer Seele vorging und daß die unſelige Leidenſchaft, die ſie beherrſchte, zurückgedrängt für einige Stunden durch die Erinnerung alter Zeiten, ihre Rechte mit verdoppelter Heftigkeit wieder geltend machte. Mein ganzes Herz erſchrak bei dem Gedanken an die Wiederkehr ſolcher Scenen, wie ich ſie in der letzten Nacht mit ihr erlebt hatte und mit aller Anſtrengung ſuchte ich das Geſpräch auf andere, minder verfängliche Gegenſtände zu richten.

Aber vergebens: die ſo lang zurückgehaltene Fluth durchbrach alle Dämme, ſelbſt das Ohr der Tochter war ihr nicht zu ehrwürdig, das unglückſelige Geheimniß ihrer Leidenſchaft darin niederzulegen.

„Und was ſollte mich auch hindern," rief ſie, „Dir zu vertrauen, wie es in meinem Herzen ausſieht? Giebt es eine Seele, die mir näher ſteht als Du? Und wozu hätte Gott Dich in meine Arme zurückgeführt, wenn ich die flüchtige Stunde des

Wiederſehens nicht benutzen wollte, mein Herz an dem Deinen zu entlaſten? Biſt Du nicht ein Weib, wie ich? Wirſt Du Dich nicht einſt winden in Schmerzen der Liebe wie ich es thue und wirſt ringen mit dem widerſpenſtigen Herzen, das keiner Mahnung der Vernunft mehr gehorcht und keiner Ueberlegung — denn ach, es liebt?!"

„Und was habe ich denn auch," fuhr ſie fort, „ſo Furchtbares zu geſtehen, daß es das Ohr meiner Tochter nicht vernehmen dürfte? Ich habe ihm ja entſagt — o meine Tochter," rief ſie, indem ſie ſich, in Thränen ausbrechend, in meine Arme warf, „ich habe ihm entſagt, freiwillig habe ich ihm das Herz zurückgegeben, das ich beherrſchte, wie je ein Weib das Herz eines Mannes beherrſcht hat und habe verzichtet auf die Hand, die er ſtolz war, in die meine zu legen! Was will man denn noch mehr von mir? Habe ich nicht Alles gethan, was die ‚Rückſichten der Welt' und die ‚gute Sitte' von mir verlangten? Habe ich mich," rief ſie mit jenem bittern Lachen, das ſchon einmal ſo furchtbar in mein Ohr geklungen hatte — „habe ich mich nicht begnügt, Graf Waldemar zum Liebhaber zu haben und habe ich nicht ſeine Hand zurückgewieſen, da er mich zu ſeinem Weibe machen wollte, ſeinem redlichen,

rechtſchaffenen Weibe?! Du haſt viel Glück mit den Begegnungen: aber ich, mein Kind, habe keines mit den Heirathen. Dein armer Vater ward mir entriſſen, bevor ich, jung und unerfahren wie ich war, noch den ganzen Schatz ſeiner Liebe erkannt hatte, und da mir jetzt, auf der Mittagshöhe meines Lebens nach unzähligen Täuſchungen und Verirrungen, das Geheimniß einer echten und unvertilgbaren Liebe noch einmal aufgeht — o es iſt ja zum Lachen, da ſchicken ſie mir dieſe Jammergeſtalt, dieſen Rittmeiſter und bieten mir Geld, daß ich der Hand des Geliebten entſage!"

Ich hörte mit bebendem Ohr und wußte nicht, was ich erwiedern ſollte. Nun allerdings begriff ich, warum die Erinnerungen meiner Kindheit Florinen ſo kalt gelaſſen: wo eine ſolche Leidenſchaft in einem Herzen wohnte, was konnte daneben noch aufkommen? Das Gedächtniß meines armen Vaters, ich ſelbſt, meine Vergangenheit und Zukunft, was konnte es ihr Alles noch ſein gegen dieſe eine unermeßliche Empfindung, die ihr ganzes Daſein ausfüllte? Ein tiefes Weh ergriff mich, ein unendliches, untröſtliches Mitleid mit ihr und mit mir ſelbſt — hätte ich mir die Bruſt aufreißen können und mit meinem jungen unſchuldigen Blute Frieden gießen in ihr allzuſtür-

miſches Herz, wie gern hätte ich es gethan! Ja hätte ich nur ſterben dürfen zu ihren Füßen, den Füßen meiner Mutter, und hätte mein Tod ſie erlöſen können von dieſer unſeligen dämoniſchen Leidenſchaft, die mir ihr ganzes ſchönes Bild in unheilbare Verwirrung zu ſetzen drohte — wie ſüß hätte mir der Tod ſein ſollen!

Aber ſo konnte ich nichts, als nur die Hände vor das Angeſicht preſſen und ebenfalls in Thränen ausbrechen; es war mir als hätte ich meine Mutter jetzt erſt, aber jetzt auch für ewig verloren und als wäre mir keine Hoffnung geblieben ſie jemals wieder zu ſehen.

Auch diesmal wieder errieth Florine den innerſten Gang meiner Gedanken Meinen Kopf leiſe in die Höhe richtend und mich mit Blicken anſehend, ernſt, aber ohne Vorwurf, ſagte ſie:

„Du zürnſt Deiner Mutter, nicht wahr? Dieſe Liebe iſt Dir ein Greuel? Du verſtehſt das Herz nicht, das noch in ſo ſpäten Jahren von ſolchen wilden Flammen erfaßt werden kann?“

„Ach meine Mutter,“ ſtammelte ich, „welches Recht hätte ich Dir zu zürnen? Ich habe Dir ſchon geſagt, daß Alles gut iſt, was und wie Du es thuſt und daß ich mich ſtets nur beeifern werde, Dein

gehorſames und folgſames Kind zu ſein. Aber allerdings, wenn das die Liebe iſt, was Dir dieſe Seufzer auspreßt und den Glanz Deiner ſchönen Augen mit Thränen verdunkelt — dann verzeihe mir, theure Mutter, wenn ich allerdings wünſche, die Liebe niemals kennen zu lernen, ſondern immer in meiner jetzigen kindiſchen Einfalt zu bleiben."

„Und was haſt Du," fragte ſie in etwas kälterem Tone, „an meiner Liebe auszuſetzen?"

„Nichts," erwiederte ich, muthiger gemacht gerade durch die Kälte ihres Tones: „nichts, theure Mutter, als daß Du nach Deinen eigenen Worten einen Unwürdigen liebſt. Ich habe," fuhr ich mit zitternder Stimme fort — denn ich ſah, wie ihre Augen immer größer wurden und immer funkelnder und wie die ſtolze königliche Geſtalt ſich immer mächtiger, immer gebieteriſcher vor mir aufrichtete. Aber das Eis war nun einmal gebrochen und ſo mußte ich hindurch, es koſte was es wolle —

„Ich habe," fuhr ich alſo fort, „nicht die Ehre den Grafen Waldemar perſönlich zu kennen und auf das, was ſeine Mutter mir von ihm erzählt hat, habe ich, die Wahrheit zu ſagen, jederzeit nur ſehr wenig Acht gegeben. Aber Du ſelbſt, theure Mutter, nannteſt ihn geſtern Nacht einen Mann, an deſſen

Bekanntſchaft man nicht viel verliere: einen guten Tänzer und guten Reiter, artig gegen die Damen, witzig wo es nicht anders geht und ſentimental, wo er durch Sentimentalität ſein Glück zu machen glaubt — aber ſchwach! ſchwach!! ſchwach wie ein Weib!!“

Sie ſah mich mit durchbohrenden Blicken an: ihre Lippen waren kreideweiß geworden und die Hand, die ſie auf den Sammtbeſchlag des Fauteuils geſtützt hatte, zitterte.

„Und woher haſt Du dieſe Nachrichten über Graf Waldemar?“ fragte ſie mit klangloſer Stimme

Ihr Zorn erhöhte meinen Muth; ſo war ihr Herz doch wenigſtens noch einer andern Empfindung fähig als allein dieſer verhängnißvollen Leidenſchaft und ich durfte hoffen, gerade je unſanfter ich ihre Wunde berührte, um ſo eher das Bewußtſein ihrer weiblichen Würde, ihr Bewußtſein als Mutter gegenüber der kaum wiedergefundenen Tochter wieder aufzuwecken.

Zehntes Capitel.

Gefunden und verloren.

„Aus Deinem eignen Munde, theure Mutter,“ erwiederte ich mit feſter Stimme: „Es ſind dieſelben

Ausdrücke, deren Du Dich gestern Nacht gegen mich bedientest und ich glaube sie wörtlich wiederholt zu haben."

Eine lange Pause erfolgte. Endlich sagte sie: „So gratulire ich Dir zu Deinem guten Gedächtniß, es ist eine Gabe, die ich als Schauspielerin ganz besonders zu schätzen weiß. Was aber meine Aeußerungen selbst betrifft, so solltest Du wohl nicht außer Acht lassen, mein Kind, in welcher Aufregung ich mich gestern Nacht befand und auch das könntest Du unbeschadet Deiner Jugend und Unschuld wohl wissen, daß ein liebendes Herz, das zürnt, wenig geeignet ist ein richtiges und unparteiisches Urtheil zu fällen. O Gott," rief sie plötzlich wieder in ihre frühere Leidenschaftlichkeit zurückverfallend, „ich ihn geschmäht? ich Böses gesprochen von meinem Waldemar?! Habe ich es gethan, o so bin nicht ich es gewesen, sondern die Verzweiflung der Liebe, die aus mir gesprochen hat! Waldemar ist gut, er ist das beste Herz, das ich jemals gekannt, selbst Deinen Vater nicht ausgenommen: ein wahres Kinderherz mitten unter den Fratzen und Zierpuppen der großen Welt — und wenn er schwach ist, woher kommt es, als weil man mir verwehrt hat ihn zu stützen? Er liebt mich, ich weiß es — er liebt mich heiß und

glühend, wie ich ihn, und wenn ich nicht ſelbſt ihm ſeine Freiheit zurückgegeben hätte, ſo läge er noch heut zu meinen Füßen und trüge meine Ketten mit Lächeln!“

„Aber wenn das ſo iſt, theure Mutter,“ erwiederte ich, nicht ohne einen Anflug von Gereiztheit, „und wenn Eure Herzen wirklich ſo harmoniſch zuſammen ſtimmen, warum gabſt Du ihm dann ſeine Freiheit zurück und hielteſt die Hand nicht feſt, die er Dir reichte?“

Ich hatte Mühe die letzten Worte über die Zunge zu bringen, ſo furchtbar hatte ſich Florinens Antlitz verändert, während ich ſprach; alles Blut war ihr aus den Wangen gewichen, die Augen rollten in furchtbarem Feuer und bleich, mit entſetzlichem Ausdruck, ſtarrte ſie mich an, ein Meduſenkopf. Irgend ein ungeheures Wort ſchien auf ihrer krampfhaft zuckenden Lippe zu ſchweben — aber ſchon in der nächſten Secunde hatte ſie ſich wieder gefaßt und mit einem Ausdruck von Hoheit und Milde vor dem mein eben noch ſo rebelliſches Herz wahrhaft in den Staub ſank, ſagte ſie:

„Dieſe Frage, meine Tochter, wiederhole, wenn Du dereinſt ſo alt ſein wirſt, wie ich es jetzt bin. Ich werde dann nicht mehr leben, ſie Dir zu beant-

worten: aber richte ſie an Dich ſelbſt und wenn Du auch dann noch keine Antwort darauf findeſt, o dann ſink' in Deine Knie und beuge Dich vor Gott, der Dich gnädig vorübergeführt hat an Untiefen, die Du nicht ahnteſt und in denen ſtärkere Herzen zu Grunde gegangen ſind als Du. Für heute aber ſage ich Dir nur ſoviel: die Schauſpielerin Iſabella, wiewohl nur Schauſpielerin und nicht vom beſten Rufe, wird ſich doch niemals da eindrängen, wo auch nur der leiſeſte Verdacht ſie treffen könnte, ſie habe ſich eindrängen wollen. Die Schauſpielerin Iſabella hat viele Thorheiten begangen in ihrem Leben: aber an ihre Großmuth hat noch Niemand vergeblich appellirt und wenn auch ihr eigenes Herz darüber in Stücke gehen ſollte . . . "

Der Ton, mit welchem ſie dieſe Worte ſprach, war wahrhaft erhaben; unfähig etwas darauf zu erwiedern, beugte ich mich nieder, ihr die Hand zu küſſen und trat dann, meine Aufregung und vielleicht auch eine gewiſſe Beſchämung zu verbergen, die mich überfallen hatte, ans Fenſter und ſchaute hernieder in den Park, wo ſchon die Schatten des Abends hereinbrachen, während der Rittmeiſter noch immer, ängſtlich nach unſern Fenſtern lugend, auf- und abpatrouillirte.

Als ich mich wieder umwandte, ſah ich, wie meine Mutter die zierlichen Käſtchen und andere Kleinigkeiten, welche ſie zu ihrer Toilette benutzt hatte, ſorgſam zuſammenpackte. Eine Zeitlang ſah ich ihr gedankenlos zu, plötzlich fuhr es mir durch den Kopf und mit bebender Stimme fragte ich:

„Und was bedeutet dies, theure Mutter?“

„Nun,“ erwiederte ſie lächelnd, mit demſelben milden klaren Ausdruck, mit dem ſie mir zuerſt entgegen getreten war: „was ſoll es bedeuten, als daß ich den armen Schelm, den Rittmeiſter, von ſeinem Poſten erlöſen will? Ich reiſe —“

„Du reiſeſt?“ rief ich, indem ich halb beſinnungslos vor ihr in die Knie ſank

„Ganz gewiß,“ ſagte ſie, ihre Mantille vom Nagel nehmend und mit einer leichten Fingerbewegung den Staub von dem feinen Stoffe ſtreifend: „noch heute Abend, die Wege ſind gut und die Nacht iſt hell —“

„Und ohne mich?!“ kreiſchte ich; es war mir, als würde mir ein zweiſchneidiges Schwert mitten durch das Herz geſtoßen; erſt jetzt verſpürte ich, wie lieb ich ſie in den wenigen Stunden gewonnen hatte und daß es doch bei alledem meine Mutter war.

Sie zog mich leiſe zu ſich in die Höhe und preßte

meinen Kopf an ihren Busen; es war nur ein kurzer Augenblick, aber nie in meinem Leben, däuchte mir, hatte ich so weich und sanft geruht.

„Ich reise, mein Kind," sagte sie, „ja: noch heut und ohne Dich —"

„O so zürnst Du mir auch," unterbrach ich sie, „und meine unbedachten kindischen Reden haben mich Dein Herz gekostet!"

Sie schüttelte leise mit dem Kopf.

„O Thörin," sagte sie zärtlich, „das will nun Liebe sein und traut dem Andern so wenig Gutes zu; eine Mutter und eine Tochter, die sich zum erstenmal begegnen im Leben seit achtzehn Jahren, haben, meine ich, wohl Besseres zu thun als mit einander zu schmollen gleich in der ersten Stunde. Ich wiederhole Dir, mein Kind: ich reise und lasse Dich hier zurück, aber nur weil ich überzeugt bin, daß Du für den Augenblick hier besser aufgehoben bist als Du es bei mir wärst und weil ich mein Herz noch nicht rein, nicht frei genug fühle, um das Glück der Mutter so zu genießen und auch ihre Pflichten so zu erfüllen, wie ich es mir selbst wünsche. Ich habe noch diese und jene laufende Rechnung mit der Welt, die ich noch erst abschließen muß. Du wirst von mir hören, mein Kind. Bis dahin laß das süße

Band, das zwiſchen uns beſteht, ein Geheimniß ſein für Jedermann — hörſt Du? für Jedermann; Dir würde es zu keiner Empfehlung dienen in Deinen gegenwärtigen Verhältniſſen, die Tochter der Schauſpielerin Iſabella zu ſein und ich ſelbſt, wie geſagt, fühle mich noch nicht würdig und bin noch nicht völlig in der Lage, meine Mutterrechte an Dir geltend zu machen. Wenige Monate werden genügen, dies und Anderes zu ordnen; wir werden uns ſchreiben und werden gemeinſam überlegen, wie unſer künftiges Leben einzurichten iſt. Einſtweilen aber wird Dich der Himmel ſchützen, der Dich bis hieher geleitet — bis in die Arme Deiner Mutter," rief ſie zärtlich, „die noch viel an Dir gutzumachen hat, o Du mein theures Kind, aber es auch noch ganz gewiß thun wird — nämlich wenn mir der Himmel die Kraft dazu verleiht . . ."

Vergeblich beſtürmte ich ſie mit Bitten, mich gleich jetzt mit ſich zu nehmen; ein Vorwand der Gräfin gegenüber, der unſer Geheimniß ſchützte, war ja leicht gefunden. Allein meine Bitten blieben fruchtlos; in allen andern Punkten ſo ſanft und nachgiebig gegen mich, blieb ſie doch in dieſem unerſchütterlich.

„Noch," ſagte ſie, da ich endlich erſchöpft mit

Bitten inne hielt, „ist meine Laufbahn nicht zu Ende, noch habe ich den Hafen nicht erreicht, nach dem ich mich sehne. Ich hoffe, ihn zu erreichen, ganz gewiß, und dies Wiedersehen selbst ist mir ein Unterpfand dafür. Aber einstweilen treibe ich noch auf den Wellen und was sollte[illegible] bei mir, Du armes stilles, unschuldiges Kind, wie Du in Deinem jungen Herzen noch nicht ahnst, daß es überhaupt so etwas giebt wie Wellen und Stürme?! Sie werden auch Dir nicht erspart bleiben, armes Kind, wie sie keinem Sterblichen erspart bleiben: aber so soll es wenigstens nicht die Hand der Mutter sein, die Dich hinausschleudert in die Fluthen."

Und dann wieder nach einer kleinen Pause:

„Ich habe," sagte sie, „noch nichts Gutes für Dich gethan; wie könnte ich die Verantwortung auf mich nehmen, Dich der Welt und ihren Gefahren auszusetzen? Du nennst mich Florine: für die Welt aber bin ich noch immer die Schauspielerin Isabella und die taugt nicht, ein junges Mädchen zu erziehen."

Unter diesen Worten hatte sie sich reisefertig gemacht; Alles, was ich von ihr erlangen konnte, war, sie bis an das Wirthshaus des Dorfes zu begleiten, wo sie ihren Wagen und ihre Dienerschaft zurückgelassen hatte. Mit zerrissenem Herzen mußte ich

mich fügen; es lag in ihrem Weſen bei aller Milde doch eine Entſchiedenheit, die jeden Widerſpruch unmöglich machte.

Endlich waren wir zum Aufbruch bereit. Ich hatte ihr angeboten, Mantel und Tuch und was ſie ſonſt an leichtem Reiſegepäck bei ſich führte, durch einen der Bedienten ins Dorf hinüber tragen zu laſſen. Allein ſie hatte es lächelnd abgelehnt, indem ſie meinte, eine Schauſpielerin müſſe ſich auch ohne Bedienten zu behelfen wiſſen. Indem wir ſchon im Begriff waren mein Zimmer zu verlaſſen, drehte ſie ſich unter der Thüre noch einmal um; ihr leuchtendes Auge flog vom Eſtrich bis zur Decke, gleich als wollte ſie trotz der beginnenden Dämmerung noch einmal jedes Winkelchen durchſpähen und es ſich feſt ins Gedächtniß einprägen.

„Da alſo," ſagte ſie — und wenn ich bis dahin noch nie empfunden hätte, wie die Stimme einer Mutter thut: an dieſen Worten, ſo ganz aus der innerſten Fülle des Herzens geſprochen, hätte ich es empfinden müſſen . . .

„Da alſo," ſagte ſie, „wohnt nun meine Tochter und das iſt die geſegnete Stätte, wo der Himmel ſelbſt mir die Langverlorene in die Arme führte. Behüt' Dich Gott, Du ſtilles freundliches Stübchen,

und möge es in dem Herzen Deiner Bewohnerin ſtets ſo rein und friedlich ausſehen, wie in Deinen lieben Räumen. Ich kam mit ſehr bitterm Herzen hieher und habe in Dir einen ſehr glücklichen Tag verlebt — das iſt mehr als ich in den meiſten Paläſten gefunden habe, die mein Fuß bisher noch betreten hat . . . ."

Sie umarmte mich mit Zärtlichkeit; dann nahm ſie meinen Arm unter den ihren, mit derſelben Unbefangenheit, wie geſtern Abend, als wir uns in das Geſellſchaftszimmer der alten Gräfin begaben. Mitten im Corridor blieb ſie plötzlich ſtehen.

„Noch Eins," ſagte ſie, „bevor ich es vergeſſe. Du wirſt nun vielleicht in Kürze den Grafen Waldemar ſehen; er iſt, ſo viel ich weiß, im Begriff zu ſeiner Mutter zurückzukehren. — Vergiß, was ich Dir über ihn geſagt habe, ja vergiß, wenigſtens ihm gegenüber, daß es überhaupt ein Weſen auf der Welt giebt wie ich. Haſt Du aber Gelegenheit, die junge Gräfin Conſtanze über ihn zu ſprechen, ſo rede Gutes von ihm, hörſt Du?"

Es war das erſte Mal, daß ſie den Namen der Gräfin Conſtanze gegen mich erwähnte und ich hatte bisher in dem Wahne gelebt, als ſei ihr das Verhältniß zwiſchen Waldemar und der jungen

Gräfin völlig unbekannt. Jetzt freilich überzeugte ich mich von meinem Irrthum: allein ich glaubte auch das Motiv zu erkennen, das ihr bisheriges Schweigen über diesen Punkt veranlaßte und fühlte, wie die Hochachtung, die sie mir trotz so mancher Unbegreiflichkeiten eingeflößt hatte, sich dadurch nur noch steigerte.

Am Fuß der Treppe begegnete uns der alte Kammerdiener der Gräfin. Er machte Florinen ein tiefes Compliment und fragte nach ihren Befehlen. Mit der heitersten Miene trug sie ihm viele Empfehlungen an die Frau Gräfin auf, indem sie ihm zugleich ein bedeutendes Geldgeschenk für sich und die übrige Hausdienerschaft einhändigte.

Der Ausgangspforte des Parks zueilend, wo der Weg sich in das Dorf hinabsenkt, waren wir außer Stande, die Begegnung des Rittmeisters zu vermeiden, der noch immer in den schattigen Gängen getreulich auf- und abwandelte; er hatte diesen Augenblick sichtlich erwartet und ließ es sich trotz der ziemlich kühlen Aufnahme, die ihm von uns zu Theil ward, auch nicht nehmen, uns bis an das Wirthshaus des Dorfes zu begleiten. Dieser Umstand machte unsern Abschied noch einsilbiger und förmlicher als er ohnedies aus nothwendiger Rücksicht auf unser Geheimniß hätte sein müssen. Auch Florinens

Dienerſchaft ſchien ihre Ankunft bereits erwartet zu haben; in wenigen Minuten ſtampften die Roſſe vor dem Wagen, Florine ſchwang ſich hinein, noch ein ceremonieller Abſchiedsgruß gegen den Rittmeiſter, ein flüchtiges Kopfnicken für mich — und dahin rollte ſie, der Nacht und der Dunkelheit entgegen — meine Mutter!!

Siebentes Buch.

Die Nebenbuhler.

Erſtes Capitel.

Neue Träume.

Seit ich denken konnte, hatte Florine wie ein goldenes Traumbild vor meiner Seele geſtanden und nun war ſie auch wie ein Traum gekommen und verſchwunden. In der That hatte ich, als ich am nächſten Morgen erwachte, Mühe, mich zu überzeugen, daß es kein Traum geweſen, was ich in den letzten vierundzwanzig Stunden erlebt und daß die hohe königliche Geſtalt Florinens, die Geſtalt meiner Mutter, wirklich in dieſen Räumen gewandelt. So kurz und traumhaft unſer Zuſammenſein auch geweſen, einen ſo unverlöſchlichen Eindruck hatte es mir hinterlaſſen. Jetzt erſt, nachdem ich einmal am Herzen einer Mutter geruht, einmal den weichen

Ton einer mütterlichen Stimme vernommen, erwachte die Sehnsucht, mit der ich so lange an der Traumgestalt meiner Mutter gehangen, mit verdoppelter Gewalt; ich begriff jetzt nicht, wie ich hatte so lange leben können ohne sie und noch weniger begriff ich, wie ich die finstere freudlose Zeit ertragen sollte, die zwischen Abschied und Wiedersehen lag. Es ging mir wie so oft im Leben, wo Zeit und Entfernung den Eindruck bedeutender Persönlichkeiten nur noch bedeutender machen: alles Fremdartige, mir Unverständliche, das ich in den kurzen Stunden unseres Beisammenseins hier und da an Florinen bemerkt hatte, war verschwunden und nur ihre Schönheit, ihr Geist, ihre tiefe Empfindung, ihre überströmende Beredtsamkeit standen in leuchtenden Zügen vor mir.

Selbst mit ihrer Leidenschaft für den Grafen Waldemar, die mich anfangs so sehr beängstigt hatte, fing ich bei längerer Ueberlegung an mich auszusöhnen. War er denn wirklich etwas so Unerhörtes, dieser Nachsommer der Leidenschaft in dem Herzen einer Frau, die übrigens so ganz Leidenschaft, so ganz Empfindung und Feuer war? Wer konnte sie sehen, ohne sie zu lieben? Und was lag denn also Auffälliges darin, daß auch Graf Waldemar sie geliebt und daß sie, mit dem heißen, ungestümen Herzen,

die Leidenschaft des schönen liebenswürdigen Cavaliers erwiedert hatte? Dies Alles waren ja ganz gewöhnliche und natürliche Schicksale und nur in einem Punkte stand meine Mutter ebenso ungewöhnlich wie verehrungswürdig da: das war in der großartigen Entsagung, mit welcher sie ihre Leidenschaft überwand.

Ueber die Motive dieser Entsagung konnte ich mir trotz allen Nachdenkens nicht ganz klar werden. Vielleicht war es Stolz, vielleicht Furcht, das Herz des jungen Mannes könne sich allzufrüh ernüchtern, vielleicht sogar Liebe. — Aber gleichviel, welche Motive sie auch leiteten, immer waren dieselben verehrungswürdig und immer hatte sie in dieser Entsagung eine Kraft des Geistes und eine Größe des Herzens bewiesen, die in meinen Augen mehr als hinlänglich war, die kleinen Schatten, die ihrem theuren Bilde sonst vielleicht anhafteten, hinwegzulöschen. — Mit Ungeduld wartete ich auf die versprochenen Nachrichten von ihr und wurde inzwischen nicht müde, mir das Leben, das ich künftig an ihrer Seite zu führen hoffte, bis in die kleinsten Einzelnheiten auszumalen. O wie ich sie lieben wollte! Wie alle Hingebung und Treue, die bis jetzt noch in meinem Herzen verschlossen lag — verschlossen:

weil sie ja bis jetzt Niemand gewollt hatte — aufblühen sollte in ihrer Nähe und sollte ihre theuren Schläfe schmücken mit Kränzen der Freude und des Glücks! Wie ich sie entschädigen wollte durch meine innige, kindliche Zärtlichkeit für diese Welt des Glanzes und der Pracht, in der sie so lange gelebt und die sie jetzt hinter sich ließ um meinetwillen, ja ganz gewiß nur um meinetwillen! Selbst die Wunde des Herzens, die noch so frisch, so schmerzlich blutete, hoffte ich zu heilen; das Herz einer Frau kann viel verlieren — aber was könnte nicht ein Kind dem Herzen der Mutter ersetzen?!

Auch konnte ich mich diesen Träumen und Plänen um so ungestörter hingeben, als meine alte Gräfin seit dem Besuch, der sie so peinlich überrascht hatte, ein auffallend zurückhaltendes Betragen gegen mich beobachtete und meine Dienste weit weniger in Anspruch nahm als bisher. Der Scharfblick Florinens hatte wieder einmal das Richtige getroffen: die Gräfin war durch unser langes geheimnißvolles Zusammensein wirklich argwöhnisch geworden und gab mir diesen Argwohn durch eine Kälte und Einsilbigkeit des Wesens zu erkennen, die mit ihrer sonstigen Herablassung in sehr merklichem Widerspruche stand. Mich direct zu fragen, was die Schauspielerin

denn so eigentlich zurückgehalten und was wir den ganzen langen Tag mit einander verhandelt, dazu war sie begreiflicher Weise viel zu stolz. Ein plumper Versuch dieser Art aber, den der Rittmeister — ich wage nicht zu entscheiden, ob auf ihren Antrieb oder aus freien Stücken — machte, wurde von mir mit der Entschiedenheit zurückgewiesen, welche seine Zudringlichkeit verdiente.

Ueberhaupt war von der Schauspielerin Isabella — denn das war ja meine theuere Mutter für diese Menschen noch immer — zwischen der Gräfin und mir gar keine Rede weiter. Selbst jenes verhängnißvollen Abends, da die verlassene Geliebte des Sohnes sich der Mutter des Geliebten plötzlich so herausfordernd, so drohend unter die Augen gestellt hatte, wurde von ihr mit keiner Silbe erwähnt und ich selbst wußte nachgerade zu gut, was einem Gesellschaftsfräulein geziemt, als daß ich mir erlaubt hatte, auch nur mit der leisesten Anspielung darauf zurückzukommen.

Ebenso zurückhaltend war die Gräfin in Betreff ihres Sohnes. Jene Erzählungen und Schilderungen von der Liebenswürdigkeit, dem Glanz und Glück des jungen Majoratsherrn, bis hinunter auf seine Pferde und Hunde, seine Zechgelage und Spielpar-

tien, mit denen ich bisher so freigebig beehrt worden, waren auf einmal wie abgeschnitten. Auch über die Absichten, die sie mit dem Grafen hatte, über seinen Aufenthalt in der Residenz und dessen Dauer, über sein Verhältniß zur Gräfin Constanze und hundert ähnliche Dinge, mit denen sie mir ehedem so viel lange Langweile gemacht, ließ die alte Dame gegen mich nicht mehr das Mindeste verlauten. An gewissen Bewegungen im Hause merkte ich zwar, daß irgend eine größere Veränderung bevorstand: lang verschlossene Zimmerreihen wurden geöffnet und neu eingerichtet, neue Wagen wurden angeschafft, neue Pferde zugeritten und lange Conferenzen mit dem alten Heinrich abgehalten über die Weinsendungen, die man demnächst aus der Hauptstadt erwartete.

Doch wäre mir dies Alles schon unter gewöhnlichen Umständen ziemlich gleichgiltig gewesen, um wie viel mehr erst jetzt, wo ich von soviel andern und näher liegenden Gedanken und Sorgen in Anspruch genommen war. Schon waren einige Wochen seit der Abreise meiner Mutter vergangen und noch immer war ich ohne Nachricht von ihr. Nur im Allgemeinen wußte ich, daß Paris das Ziel ihrer Reise gewesen. Doch wußte ich weder den Weg, den sie genommen, noch hatte sie mir eine Adresse

hinterlaſſen, unter der ich ſie dort oder anderwärts auffinden konnte. Sie hatte mich eben auf ihre Briefe vertröſtet und nun blieben dieſe Briefe aus und nirgend auf der weiten Welt wußte ich einen Fleck, wohin mich wenden, um Nachricht von ihr zu erhalten.

Dieſe Ungewißheit und die täglich neue, täglich getäuſchte Erwartung, mit der ich einer Mittheilung von ihr entgegenſah, verſetzte mich in eine höchſt gereizte, faſt krankhafte Stimmung. Es war ein wahres Glück für mich, daß die Gräfin gerade jetzt meine Dienſte ſo wenig in Anſpruch nahm: denn beim beſten Willen wäre ich nicht im Stande geweſen, mich ſo um ſie zu beſchäftigen, wie ſie das Recht hatte es von mir zu fordern. Meine Reizbarkeit erreichte zuletzt einen mir ſelbſt faſt unerträglichen Grad; jeder Bote, der aufs Schloß kam, ja jedes Geräuſch an der Thür erregte mir Herzpochen, weil ich immer dachte, es könne eine Nachricht von Florinen ſein — eine Nachricht, nach der ich mich ebenſo ſehr ſehnte wie ich vor ihr zitterte. Denn was war von den extremen Entſchlüſſen dieſer wunderſamen Frau nicht Alles zu erwarten und welche unberechenbaren Schickſale konnten ſich nicht noch zu ihrem ſo ſeltſamen, ſo abenteuerlichen Lebenspfad aufthürmen, die ſie und mich, die kaum Gefundenen, auf ewig von einander trennten?!

Zweites Capitel.

Eine geheimnißvolle Meldung.

Bemesse man danach die halb freudige, halb ängstliche Bestürzung, die mich überfiel, als an dem Vormittag eines trüben, nebligen Octobertages, da ich eben dabei war meiner alten Gräfin einen langweiligen französischen Roman vorzulesen, der alte Heinrich in das Zimmer trat, und mit geheimnißvoller Miene meldete, es sei draußen ein Bote für das Fräulein (die übliche Bezeichnung, unter der ich im Schlosse passirte) und auf näheres Befragen setzte er hinzu: in einem Hause des Dorfs, das er näher bezeichnete, sei eine fremde Frau angekommen, die dringend nach meinem Besuch verlange.

Der Kopf schwindelte mir, da ich die Meldung vernahm — eine fremde Frau? Und die nach mir verlangte? O ganz gewiß, es war Florine! Florine in eigener Person oder doch ein vertrauter Bote von ihr! Denn wer auf der weiten Welt wußte sonst von meiner Existenz? Und wo gab es ein Wesen, das nach mir verlangen konnte?!

Der alte Schalk, der Heinrich, hätte seine Meldung ganz gewiß auch ohne Zeugen anbringen kön-

nen: doch war er ohne Zweifel mit im Complott gegen mich und hatte es abſichtlich ſo eingerichtet, daß die Gräfin ſie hören mußte.

Im erſten Augenblick that dieſelbe zwar, als hätte ſie nichts davon vernommen oder wenigſtens nicht darauf gemerkt — es war ja nur etwas, was das Geſellſchaftsfräulein betraf. Als ſie aber mit einem jener halben Blicke, in denen ſie eine wahre Meiſterſchaft beſaß, gewahr ward, wie ich bei der Mittheilung des Alten erbleichte und mich kaum noch auf meinem Stuhl erhalten konnte, richtete ſie ſich plötzlich in ihrer ganzen gräflichen Würde empor und ſagte in jenem hohen Tone, den ein niedrig Geborener niemals ſo ſchneidend, mit ſolcher ätzenden Schärfe und dabei mit ſolcher ſcheinbaren Gleichgiltigkeit hervorbringen kann:

„Aber, Heinrich, Sie ſind nun ſo lange in meinem Hauſe, Sie ſollten doch endlich wiſſen, was ſich ſchickt und was nicht. Das Fräulein macht keine Beſuche im Dorfe, wer ſie zu ſprechen wünſcht, der findet ſich im Schloſſe ein und macht ihr ſeine Aufwartung in ihren Zimmern — die Einrichtung Ihrer Zimmer iſt doch ganz nach Ihrem Wunſch, liebes Fräulein?“ ſetzte ſie zu mir gewendet hinzu, mit

einer Höflichkeit, die mir das Blut in den Adern kochen machte.

Ich verbeugte mich schweigend, Heinrich verließ das Zimmer und auf einen Wink der Gräfin fuhr ich in einer Lectüre fort, an der wir beide, sie und ich, vermuthlich gleich viel Antheil nahmen — nämlich gar keinen.

Aber nur kurze Zeit war ich zu lesen im Stande; die Buchstaben tanzten mir vor den Augen, die Stimme drohte mir zu ersticken, so daß ich genöthigt war ein plötzliches Unwohlsein vorzuschützen und um die Erlaubniß zu bitten, mich auf mein Zimmer zurückziehen zu dürfen.

Die Gräfin war menschlich genug mir meine Bitte nicht zu versagen; sie schellte sogar nach der Kammerfrau und empfahl ihr Sorge für mich zu tragen; es sei, meinte sie, eine schlechte Jahreszeit und solche junge schwächliche Damen wie ich müßten sich dabei wohl in Acht nehmen. Es war die erste Bemerkung über meinen Gesundheitszustand, mit der sie mich beehrte und auch diese hätte ich ihr gern erlassen . . .

Auf meinem Zimmer angelangt, starrte ich zum Tode betrübt in den Octobernebel hinaus, der die Wipfel der halb entlaubten Bäume mit unheimlichem

Schleier umwob. Was war der Gräfin in den Sinn gekommen, daß ſie mich plötzlich ſo behandelte? Hatte ich bisher nicht volle Freiheit gehabt, zu gehen und zu kommen, zu fahren und zu reiten, und nun auf einmal dieſe Knechtſchaft? — Niemals hatte ich das Entwürdigende meiner Stellung ſo tief empfunden, niemals ſo ingrimmig dieſe Sclavenkette gehaßt, die mir nachklirrte und die darum nicht minder drückend war, weil ein wenig Goldſchaum daran haftete.

O, dachte ich, wie recht hatteſt Du, theure Mutter, da Du die Gräfin eine alte böſe Frau nannteſt! Alle ihre Herablaſſung, jetzt merke ich es, iſt Heuchelei, unter der Maske der Milde und Freundlichkeit trägt ſie ein hartes, grauſames, tyranniſches Herz. Und dieſer Tyrannei ſoll ich mich fügen? Einer leeren Grille, einem kindiſchen Argwohn dieſer Frau ſoll ich möglicher Weiſe das ganze Geſchick meines Lebens zum Opfer bringen? Wenn es Florine ſelber wäre, die mich zu ſich entbietet? Ich begreife, daß ſie es um jeden Preis vermeiden will, dieſes Haus zum zweiten Mal zu betreten — wenn ſie es ſelber iſt! Oder wenigſtens ein Bote von ihr, der mich heimwärts führen ſoll in ihre Arme?!

Drittes Capitel.

Die Warnung.

Je länger ich darüber nachdachte, je unerträglicher dünkte mich der Zwang, den die Gräfin über mich ausübte und je unmöglicher schien es mir, mich ihm zu unterwerfen. Es regte sich etwas in mir von dem Blute meiner Mutter; wäre sie jetzt bei mir, würde sie wohl dulden, daß ich mich auf solche Weise in dem einfachsten und natürlichsten Rechte kränken ließ? O und vielleicht war sie ja bei mir oder doch dicht in meiner Nähe, nur wenige hundert Schritte von mir getrennt — und diese wenigen hundert Schritte wollte die Gräfin mir verwehren? Und wollte dadurch möglicher Weise eine Kluft aufwerfen zwischen Mutter und Tochter, die sich durch nichts wieder ausfüllen ließ?! Welches Recht hatte sie dazu? Und was konnte daraus entstehen, wenn ich mich weigerte ihrer Anordnung zu folgen? Doch wohl im schlimmsten Falle nichts weiter, als daß ich meine Stelle verlor — nun und was war das Großes? War ich ja doch nicht mehr angewiesen auf den Beistand hoher Gönnerinnen, hatte ich ja doch jetzt ein Herz, das mir gewiß war unter allen Umständen

und zu dem ich mich flüchten konnte aus jeder Verlassenheit!

Stunde auf Stunde verging, mit tödtlicher Ungeduld verfolgte ich den Zeiger an der Uhr und noch immer wurde die Meldung nicht wiederholt und noch immer ließ sich nichts von dem geheimnißvollen Besuche sehen, dessen bloße Ankündigung mich schon in so gewaltige Aufregung versetzt hatte.

Endlich vermochte ich diese Marter nicht mehr zu ertragen. Mein Entschluß war gefaßt: mochte die Gräfin mir auch schadenfroh das Medusenschild der Etiquette entgegenhalten — was war mir ihre Etiquette, wo die Stimme meines Herzens so laut und vernehmlich sprach, wie in diesem Falle?! Ich warf meine Kapuze über und ging entschlossenen Schrittes die Treppen hinunter; sollte die Gräfin mir begegnen und mich über meinen eigenmächtigen Schritt zur Rede stellen, so war ich mit mir selbst darüber einig, mein Verhältniß zu ihr stehenden Fußes aufzukündigen und ein Haus zu verlassen, wo man mich anfangs mit so viel Güte überhäuft hatte, um mich schließlich zur Sclavin zu machen.

Doch war von der Gräfin nichts zu sehen und unangefochten und unbemerkt erreichte ich den Eingang des Dorfs.

Bald war das Haus gefunden, das Heinrich mir bezeichnet hatte. Es war eines der kleinsten und schlechtesten im Dorf und meine ganze Seele erbebte, da ich mir die Möglichkeit dachte, daß meine Mutter, meine schöne stolze königliche Mutter, mich unter diesem niedrigen, unsaubern Dache erwarten könne.

Allein wer schildert mein Erstaunen, als ich in das kleine dumpfige Zimmer trat und die Erste, auf die mein Blick fiel, eine armselige zerlumpte Gestalt, auf einer elenden Schütte Stroh, war — meine alte Dörte!

Meine Mutter hatte Recht gehabt, sie war in der That sehr häßlich, erst jetzt, da ich sie nach so langer Trennung wieder sah, merkte ich selbst, wie häßlich. Und doch stiegen mir die hellen Freudenthränen in die Augen, da ich das alte runzliche Gesicht erblickte — freilich nur, um sich gleich darauf in Thränen des innigsten Mitleids und der aufrichtigsten Trauer zu verwandeln.

Denn ein trauervoller Anblick war es, den die alte treue Pflegerin meiner Jugend darbot. Ein abzehrendes Fieber hatte sie fast zum Skelett verwandelt, das Bewußtsein war schon halb erloschen und es dauerte einige Zeit, bis ihre Umgebung sie

verſtändigen konnte, wer ich eigentlich ſei und daß ſie ſelbſt es war, die mein Erſcheinen an dieſem Orte veranlaßt hatte.

Ich benutzte dieſe Pauſe, mich von den Bewohnern der Hütte, armen gutmüthigen Leuten, über den Zuſammenhang dieſes wunderbaren Abenteuers aufklären zu laſſen. Doch war dieſe Aufklärung ziemlich unvollſtändig. Die Leute hatten die alte fremde Frau Tags zuvor erſchöpft, in tiefer Ohnmacht am Wege gefunden und ſie aus Mitleid, da ſie einer Sterbenden gleich ſchien, in ihre Wohnung genommen. Im Lauf des Tages hatte die Kranke ſich dann nothdürftig wieder erholt und da ſie erfahren, wo ſie eigentlich ſei, hatte ſie den dringenden Wunſch zu erkennen gegeben, die ‚junge Dame vom Schloß‘ zu ſprechen. In ſo einfachen Verhältniſſen, wie die Verhältniſſe dieſes Dorfs, kennt man die Leute leicht, auch wenn man nicht weiß, wie ſie eigentlich heißen, und ſo waren auch die mitleidigen Wirthe der Kranken ſofort im Klaren darüber, wer unter der jungen Dame gemeint ſei. Sich perſönlich zu mir aufs Schloß zu begeben, war für die alte Dörte, bei dem hinfälligen Zuſtand ihrer Geſundheit, eine Unmöglichkeit. Alſo hatte man mich rufen laſſen und nun war ich hier, ein Wiederſehen zu

ſeiern, das ich wenige Minuten zuvor noch für eine Unmöglichkeit gehalten und das trotz den traurigen Umſtänden, unter denen es ſtatt fand, doch für mein Herz etwas unſäglich Erfreuliches und Wohlthuendes hatte.

Inzwiſchen hatte auch die Alte ſelbſt ſich in ſoweit ermuntert, daß ſie die Wirthsleute erſuchen konnte, das Zimmer zu räumen und mich mit ihr auf einige Augenblicke allein zu laſſen. Mit ſteigender Unruhe ſah ich dieſe Veranſtaltungen: denn ſie ſchienen mir auf irgend ein dunkles Geheimniß zu deuten oder aber auf noch etwas Schlimmeres — auf einen Abſchied für ewig . . .

Und dies Letztere war es, jeder Athemzug der ſchwerleidenden Frau verrieth es mir, ſo ſehr ſich auch mein Herz dagegenſträubte, daß ich auch hier nur wiedergefunden haben ſollte, um ſogleich wieder zu verlieren und zwar zu verlieren für immer. Ich kniete an das dürftige Lager der Kranken, ſchloß ſie in meine Arme und ſuchte ihr auf jede Weiſe meine Zärtlichkeit, ſowie meine Freude über dies unvermuthete Wiederſehen an den Tag zu legen.

Allein die gute alte Dörte war noch ebenſo mürriſch und wortkarg als ſonſt; iſt es wirklich wahr, daß für das Leben des Patienten nichts zu fürchten,

ſo lange er noch grollen und zürnen kann, ſo konnte es mit meiner guten Dörte noch lange nicht ſo ſchlimm ſtehen, als es den Anſchein hatte.

„Freilich, freilich,“ murrte ſie, indem ſie mit ihren magern Händen meine Liebkoſungen von ſich abwehrte: „das iſt nun ſo der Lauf der Welt heutzutage: die Alten müſſen den Jungen nachlaufen, weil die Jungen ja nicht Zeit haben, ſich um die Alten zu bekümmern . . .“

Ich verſtand wohl den Vorwurf, der in dieſen Worten lag und beeilte mich, ſie zu verſichern, daß es nur die Schuld meiner Verhältniſſe geweſen, die mich außer Stand geſetzt, mir Nachricht von ihrem Aufenthalt und ihrem Ergehen zu verſchaffen. Allein ſie wollte von keinen Entſchuldigungen hören.

„Es iſt jetzt nicht Zeit dazu,“ ſagte ſie, „ſchöne Redensarten zu wechſeln; Du biſt ja jetzt, wie ich höre, ſehr vornehm geworden, mein Püppchen, und wirſt gewiß gelernt haben, wie man die Worte ſetzen muß. Ich habe das nie verſtanden und werde es jetzt gewiß nicht mehr lernen: denn ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht und darum will ich das bischen Athem, das mir noch übrig iſt, zu anderen und nöthigeren Dingen gebrauchen. Ich habe Dir vor Jahren verſprochen, daß, bevor ich ſterbe, Du

von mir die Geſchichte Deiner Mutter Florine und Deines eigenen unglücklichen Daſeins erfahren ſollſt. Der Zeitpunkt iſt gekommen; ich bin nicht wie die vornehmen Leute, die vergeſſen, was ſie verſprochen haben, ich bin nur eine alte treue Magd und die hält, was ſie einmal zugeſagt . . ."

Trotz ihres Abwehrens, fiel ich ihr hier ins Wort.

„Und darum," rief ich, „Du theure, theure Pflegerin meiner Jugend, haſt Du Dich in Deinen hohen Jahren auf den Weg gemacht und haſt mich aufgeſucht bis hieher?! O ſo ſei geſegnet für Deine Liebe, jetzt aber ſpare den theueren Athem, ich weiß bereits Alles, was Du mir ſagen willſt, ja ich weiß vermuthlich mehr als Du ſelbſt: Florine lebt, ich habe ſie geſehen, geſprochen, umarmt — !"

Die Alte richtete ſich in die Höhe, ihre Augen ſtarrten aus den Höhlen, als ſähe ſie ein Geſpenſt.

„Florine lebt?" rief ſie: „Du haſt ſie geſehen? O ſprich, wo lebt ſie? Und gedenkt ſie noch ihrer alten treuen Dörte?!"

Und hätte es mich mein Leben gekoſtet, ich wäre nicht im Stande geweſen, ihr die volle Wahrheit zu ſagen und ebenſo wenig hatte ich auch den Muth, die arme Sterbende — denn nur allzudeutlich

ſah ich, daß ſie das war — zu belügen. Ich ſuchte ſie alſo zu beruhigen, indem ich ſie nochmals verſicherte, daß Florine am Leben, daß ich ſie geſehen und daß ſie ſelbſt mich in die Geheimniſſe meiner Kindheit eingeweiht.

Erſchöpft ſank die Alte auf ihr ärmliches Lager zurück.

„Alſo doch zu ſpät," murmelte ſie: „Jahrelang habe ich gedacht und geſorgt für dieſen Augenblick und bin mit meinen alten müden Füßen den weiten Weg gelaufen aus dem Spital bis hieher, immer die Straße entlang, und habe gefragt bei fremden Leuten — und nun komme ich doch zu ſpät und Alles, was ich ihr ſagen will, weiß ſie ſchon . . ."

Noch nie hatte ich den Ausdruck verfehlter Hoffnung auf dem Antlitz eines Menſchen ſo deutlich, mit ſo erſchütternden Zügen ausgeprägt geſehen, wie auf dem Angeſicht dieſer armen Sterbenden; ich mußte mich abwenden, um die Thränen zu verbergen, die unaufhaltſam über meine Wangen floſſen. Aber gleich darauf richtete ſie ſich empor; ihr Stöhnen wurde immer heftiger und ſchauerlicher.

„Und alſo auch," murmelte ſie, „wer Dein Vater —"

Bayerische Staatsbibliothek München

Ich nickte.

„Adolph von Eberſtein," ſagte ich leiſe: denn es that mir weh, die letzte Freude der Alten ſo zu enttäuſchen. „Und auch den Großvater weiß ich jetzt, den alten Herrn von Eberſtein — o Du böſe böſe Dörte, wie haſt Du doch nur wiſſen können, daß es mein Großvater und haſt geſehen, wie ich aus- und einging in ſeinem Hauſe und haſt mir verſchweigen können, daß es mein Großvater?! Ich hätte ihn ja noch ganz anders lieben und ehren wollen, hätte ich gewußt, wie nahe er meinem Herzen ſtand und daß es mein unglücklicher Vater war, nach deſſen Zügen er in meinem Kinderantlitz ſpähte . . ."

Wiederum, während ich ſprach, war die Alte in Bewußtloſigkeit verſunken und wiederum, wie meine Stimme verhallte, raffte ſie ſich daraus empor.

„Aber das weißt Du doch gewiß noch nicht," ſagte ſie mit einem halb irrſinnigen Lächeln, „daß Herr Nonnemann wieder los iſt? Nun nun, wenn das nur iſt, mein Püppchen, ſo komme ich noch immer zur rechten Zeit und es iſt nicht umſonſt geſchehen, daß ich meine armen müden Knochen bis hierher geſchleppt habe, wo ſie nun ausruhen werden für immer."

Sie winkte mich ganz nahe an ſich heran und

den knöchernen Mund dicht an mein Ohr legend, flüsterte sie:

„Nimm Dich in Acht, Püppchen, vor Herrn Nonnemann, Du weißt gar nicht, welch reiches Püppchen Du bist und was Herr Nonnemann für ein Bösewicht. Ja, die alte Dörte muß man nur fragen, die weiß Alles; Herr Nonnemann ist ein sehr kluger Mann, aber die alte Dörte hat ihm doch die Schliche abgelauert. Er wird Dich jetzt aufsuchen, der kluge Herr Nonnemann; er braucht Dich, nimm Dich in Acht vor ihm, thue nichts, was er Dir räth: er will sich nur rächen an Dir und will Dich unglücklich machen. Dein Großvater, der alte Herr von Eberstein — er war besser als ich ihn hielt — Dein Großvater, Püppchen — —"

Und so wiederholte sie noch einige Mal mechanisch das Wort ‚Großvater,' bis plötzlich ein dumpfes Röcheln aus dem krampfhaft verzerrten Munde stieg, ihr Haupt glitt von meiner Schulter und als ich entsetzt emporsprang, die Wirthsleute zu Hilfe zu rufen, bestätigten dieselben mir achselzuckend, worüber sich freilich selbst mein unerfahrenes Auge nicht täuschen konnte: die alte Dörte war gestorben, mit dem letzten Rest ihres langbewahrten Geheimnisses auf der erbleichenden Lippe . . . .

Viertes Capitel.

Graf Waldemar.

Als ich mit einbrechendem Abend in das Schloß zurückkam, hörte ich, daß die Gräfin ſich inzwiſchen zweimal nach meinem Befinden erkundigen laſſen und ſich nicht wenig überraſcht gezeigt hatte, da ſie vernommen, ich ſei gar nicht zu Hauſe. Ich durfte daher, als ich am folgenden Morgen zu ihr ging, eine Art von Scene erwarten. Doch ging ich derſelben mit ziemlicher Faſſung entgegen; das erſchütternde Wiederſehen meiner alten treuen Pflegerin, ihr unerwarteter Tod in meinen Armen, dazu die unaufhörliche fieberhafte Spannung, in welcher mich das Ausbleiben aller Nachrichten von Florinen verſetzte — das Alles hatte mir einen gewiſſen Muth der Verzweiflung gegeben, mit welchem ich, ganz meiner ſonſtigen ſchüchternen Natur entgegen, der Gräfin die Spitze zu bieten gedachte.

Allein ich hatte mich vergeblich gerüſtet: die alte Dame erwähnte mit keiner Silbe ſo wenig meines geſtrigen Unwohlſeins als meines Ausgangs, und auch als ich im Lauf dieſes und des nächſten Tages noch verſchiedene Male ins Dorf hinunterging, um

das Begräbniß meiner theuren alten Freundin zu beſorgen und zwar ſo ſtattlich als es meine kleine Baarſchaft nur irgend erlaubte, ſo hatte die Gräfin auch dafür kein Auge, ſondern ließ mich, wie früher, ſchalten und walten, wie ich für gut fand.

Ob dabei irgend eine Abſicht zu Grunde lag oder ob ſie ſich nachgerade überzeugt hatte, daß ich in der That auf tauſend Meilen nicht daran dachte, eine Intrigue gegen ſie zu ſpinnen, vermag ich noch heute nicht zu ſagen. Ganz verborgen hatte ihr der Vorfall mit der alten Dörte allerdings nicht bleiben können, ſchon deshalb nicht, weil ihr als Grundherrin der Tod einer im Orte fremden Perſon nothwendig hatte gemeldet werden müſſen. Doch hatte ſie vermuthlich mit ihren eigenen Angelegenheiten zu viel zu thun, um ſich um die meinen zu bekümmern; jene Einrichtungen und Zurüſtungen, die ich ſchon früher bemerkt, hatten ſich in den letzten Tagen verdoppelt. Der alte Rittmeiſter, der mich ſeit der Anweſenheit Florinens kaum mehr zu kennen ſchien, humpelte hin und her, als ob ihm der Kopf brannte, und auch unter der Dienerſchaft tauchten allerhand neue Geſichter auf, die ich bis dahin noch nicht bemerkt hatte.

Und ſo kehrte ich in der Stille eines trüben,

feuchten Octobermorgens eben vom Begräbniß meiner guten Dörte zurück, als ich beim Austritt aus dem Dorfe, vor dem Eingang des Schlosses ein ungewöhnliches Getümmel von Wagen und Reitern gewahr ward. Eine Reihe offener Jagdkaleschen, alle dicht besetzt mit jagdmäßig gekleideten Herren, rollte vor; dazwischen kreuzten schwer bepackte Reisewagen, edle Reit- und Rennpferde, bis über die Ohren in wollene Decken eingehüllt, wieherten, Hunde bellten, die Kutscher schrieen und fluchten, Bediente liefen hin und wieder, dazu das Lachen und Necken einer muntern Jagdgesellschaft — es war ein buntes lustiges Bild, dem nur eine etwas freundlichere Beleuchtung zu wünschen gewesen wäre, um den angenehmsten Eindruck zu machen.

Das heißt natürlich immer nur auf Personen, die mit minder trüben Gedanken beschäftigt waren, als ich sie in diesem Augenblicke hegte. Im Gegentheil fühlte ich mich durch den Anblick dieser lustigen Scene in lebhafte Verlegenheit versetzt, es ängstigte mich, wie ich durch dies laute lärmende Gewühl hindurch meinen Weg in das Schloß finden sollte und schon stand ich im Begriff, eine Seitenpforte am andern Ende des Gartens aufzusuchen, als Heinrich,

der alte Hausbofmeiſter der Gräfin, mich erblickte und eilends auf mich zuſtürzte.

„Im ganzen Schloſſe,“ rief er, im Ton eines Mannes, der vielleicht das Recht hätte, einen Tadel auszuſprechen, der aber viel zu rückſichtsvoll und wohlmeinend iſt um es wirklich zu thun — „Im ganzen Schloſſe, Fräulein, ſuchen wir Sie, die gnädige Frau Gräfin hat ſchon ein halb dutzend Mal nach Ihnen verlangt, wir haben alle Hände voll zu thun. — die Frau Gräfin läßt Sie erſuchen, ſie bei der Frühſtückstafel zu unterſtützen, der Herr Sohn — will ich ſagen, der Herr Graf ſind zurückgekehrt, das ganze Haus iſt voll Gäſte bis unter das Dach — ah,“ ſetzte er hinzu, ſich behaglich die weiße Halsbinde zurechtzupfend, „nun wird es eine andere Zeit werden hier im Schloſſe, wir werden luſtige Tage ſehen, der Herr Graf wiſſen zu leben und dieſe rothen Jagdfräcke, denk' ich, werden ihm helfen . . . .“

Fort ſchoß er und ließ mich in einer Aufregung, die ich vergebens zu bekämpfen ſuchte. Graf Waldemar! Alſo wirklich, Graf Waldemar! Der Geliebte meiner Mutter, der Mann, von dem ich im Guten und Böſen ſchon ſoviel hatte hören müſſen, der meine Gedanken ſeit einigen Wochen ſo lebhaft

beſchäftigt hatte und den ich nun endlich von Angeſicht zu Angeſicht kennen lernen ſollte! Sie fand unter keinen glücklichen Vorzeichen ſtatt, dieſe Begegnung: ich kam von dem Grabe meiner älteſten und treueſten Freundin und düſtere Warnungen und Räthſelſprüche, die meine Seele mit unbeſtimmter Beſorgniß erfüllten, waren die ganze Erbſchaft, welche ſie mir hinterlaſſen . . .

Die Augen feſt auf den Boden geheftet, eilte ich durch das Gedränge, änderte ſchnell meinen Anzug und begab mich dann hinunter in den Speiſeſaal, wo die Geſellſchaft bereits verſammelt war und von wo das Gelächter und Lärmen der fremden Gäſte — es waren Waldemar's ehemalige Cameraden, die Officiere aus der Reſidenz und alſo nicht eben die Stillſten — mir ſchon von weitem entgegenſchallte.

Die alte Gräfin, im Feſtgewand, ſtrahlend von Mutterfreude, ſtand zu oberſt der Tafel, in eifrigem Geſpräch mit einem Cavalier, in deſſen jugendlich blühendem Antlitz, mit dem ſchlichten blonden Haar und den großen halb ſchalkhaften, halb treuherzigen Augen, ich ſogleich den vielbeſprochenen Grafen Waldemar erkannte. So wie die Gräfin mich erblickte, winkte ſie mir näher zu treten; ſo kühl ſie mich

auch in den letzten Wochen behandelt hatte, vor diesem Stolz der Mutterfreude hielt die Rinde ihres Herzens doch nicht Stich und selbst das arme Gesellschaftsfräulein war ihr nicht zu gering, sich von ihr in der Glorie ihres Mutterstolzes bewundern zu lassen.

„Mein Gesellschaftsfräulein — Graf Waldemar," sagte sie, mich mit kurzer Handbewegung dem jungen Manne vorstellend: „der künftige Herr und Gebieter dieses Schlosses, der den Bitten seiner Mutter endlich nachgegeben hat und die Freuden der Hauptstadt mit unserer ländlichen Einsamkeit vertauschen wird. Wir werden," setzte sie mit kalter Höflichkeit hinzu, „zunächst einige unruhige Tage haben und auch für Sie, liebes Fräulein, wird es wohl etwas mehr zu thun geben als gewöhnlich Graf Waldemar hat, wie Sie sehen, einige seiner Freunde aus der Hauptstadt mitgebracht und wir werden nun sehen müssen, wir beiden armen Damen vom Lande, wie wir mit solchen verwöhnten Gästen fertig werden."

„Du bist unsere Gebieterin, theure Mutter," sagte der Graf, der alten Dame zärtlich die Hand küssend, „und wir Alle haben kein anderes Bestreben, als Dir zu gefallen; sowie Dir unsere Anwesenheit

läſtig wird, ſo winke nur und wir verſchwinden im Dunkel der Wälder —"

„Ja," erwiederte die Gräfin ſcherzend, „um mir meine armen Rehe und Hirſche todt zu ſchießen und nachher, wenn die Herren bei Nacht und Nebel zurück kommen, wird ein Spielchen gemacht bis an den hellen Morgen. O ich kenne das," ſetzte ſie hinzu, indem ſie den Grafen, der ſich noch immer zärtlich zu ihr niederbeugte, einen ſcherzhaften Streich auf die volle blühende Wange gab: „Ich kenne das noch von dem Grafen, Deinem ſeligen Vater her, da ging es in dieſem Saale auch laut genug zu und ich hoffe, Graf Waldemar und ſeine Freunde werden nicht aus der Art geſchlagen ſein."

Mit dieſen Worten, die halb an den Grafen, halb an die umherſtehenden Cavaliere gerichtet waren, gab ſie das Zeichen zur Tafel. Graf Waldemar ſaß neben ihr und war unerſchöpflich in Aufmerkſamkeiten und kindlicher Zärtlichkeit. Ich ſelbſt hatte meinen Platz, wie ſich gehört, tief unten am andern Ende der Tafel, neben dem Rittmeiſter, der dem Becher heut ſo lebhaft zuſprach und ſich, vermuthlich aus Freude, ſoviel werthe Herren Cameraden wiederzuſehen, auch übrigens in ſeiner Unterhaltung ſo ungenirt zeigte, daß mir wahrhaft ein Stein vom

Herzen fiel, als die Gräfin ſich endlich zurückzog und es dadurch auch mir möglich machte, die Einſamkeit meines Zimmers aufzuſuchen.

Fünftes Capitel.

Der Lauf der Welt

Es waren ſeltſame Gedanken, die mich dahin begleiteten. Ich hatte keine beſonders hohen Erwartungen von dem jungen Grafen gehabt; nun aber, da ich ihn perſönlich kennen gelernt, war ich in Zweifel und konnte mir ſelbſt nicht klar darüber werden, ob der perſönliche Eindruck die Erwartungen übertroffen oder ob er noch hinter ihnen zurückgeblieben. Eine Art Don Juan hatte ich mir vorgeſtellt, einen Cäſar der Frauenwelt, der kam, ſah und ſiegte, einen Stutzer, geſchniegelt und gebiegelt von Kopf bis zu Füßen — und ſiehe, da, der junge Mann, der da vor mir ſtand, machte viel eher den Eindruck eines gutmüthigen harmloſen Landmanns, eines wackern Oekonomen und angehenden Hausvaters, als eines Helden der Reſidenz. Er hatte ein offenes

rundes Geſicht, mit mehr kindlichen als männlichen Zügen, und auch in ſeinem Benehmen hatte er etwas Anſpruchloſes und Beſcheidenes; die wenigen Worte zum mindeſten, mit denen er meine Vorſtellung durch die Gräfin erwiederte, waren ſo verbindlich geweſen und dabei ſo nichtsſagend, wie man es bei ſolchen Gelegenheiten nur immer verlangen kann. — Es war mir unbegreiflich, daß dieſer Mann, deſſen Auge ſo klar, ſo ruhig in die Welt blickte und der ſo wenig zu wiſſen ſchien von den Qualen einer ſtillen verzehrenden Leidenſchaft — daß gerade dieſer im Stande geweſen ſein ſollte, den Funken einer ſo gefährlichen Neigung in das Herz meiner armen Mutter zu werfen und hier eine Flamme zu entzünden, welche ſie ſelbſt zu vernichten drohte. War es vielleicht eben die Macht des Gegenſatzes, welche dieſe beiden Charaktere ſo zu einander hingezogen hatte? Und welch wunderſames Ding war dann dieſe Liebe, von der die Leute ſoviel Weſens machten, wenn ſie im Stande war, ſolche Verſchiedenheiten auszugleichen und ein ſo großartiges Herz, wie das Herz meiner Mutter, ſo unter ſeinen eigenen Preis herabzudrücken?

Eine unendliche Bitterkeit überkam mich, indem ich die Verſchiedenheit dieſer Charaktere und Schickſale

überdachte. Graf Waldemar zog durchs Land mit einem Gefolge jubelnder Genossen und Freunde, seine Wangen waren roth und blühend, sein Auge leuchtete von Jugend und Wohlsein, mit lauter Stimme ermunterte er die Freunde, sich die Genüsse der Tafel schmecken zu lassen, während er in der nächsten Minute zärtliche Worte in das Ohr seiner Mutter flüsterte, derselben Mutter, der er das Herz der Geliebten zum Opfer gebracht — wo war inzwischen Florine? Wo war diese Isabella, für die er vor kurzem noch in so hellen Flammen gelodert? Wo war diese berühmte, diese allbezaubernde Schöne, der dieser reichste Erbe des Landes soeben noch im Begriffe stand, Herz und Hand zu Füßen zu legen? Hatte sie sich — der Himmel verzeihe mir den frevelnden Gedanken — vielleicht auch so rasch getröstet? Saß sie in diesem Augenblick vielleicht ebenfalls in lustiger Tafelrunde und ließ den Nektar ihres Geistes schäumen, wie Graf Waldemar seinen Champagner, und war dies vielleicht der Grund, weshalb sie mich so ganz vergessen hatte?

Aber vielleicht fand auch gerade das Gegentheil statt; vielleicht hatte die unselige Leidenschaft, die sie im Herzen trug, sie auf das Krankenlager geworfen und während der treulose Geliebte lachte und schwärmte,

lag ſie verlaſſen, einſam, fern von ihrer Tochter und rang mit dem Tode — und Waldemar ahnte nichts und ſein Herz ſagte ihm nichts von der furchtbaren Tragödie, die ſich vielleicht in demſelben Augenblick, wer weiß in welchem Winkel Europa's abſpann!

Mich zu befreien von dem Eindruck dieſer und ähnlicher Gedanken, die mich zu erſticken drohten, beſchloß ich kurz vor Einbruch der Dämmerung, noch einen einſamen Spaziergang durch den Park zu machen. Im Schloſſe war es allmählig ſtill geworden, die Geſellſchaft hatte ſich vermuthlich auf ihre Zimmer zurückgezogen oder war in den Ställen und mit den Jagdhunden beſchäftigt, und ſo konnte ich, zumal bei der trüben unfreundlichen Witterung, darauf rechnen, meinen Spaziergang ungeſtört zu vollenden.

Allein wie erſtaunte ich, als ich in eine jener Tarushecken einbiegend, die mir wegen ihres melancholiſchen Schattens immer ſo ganz beſonders lieb waren, Graf Waldemar ſelbſt begegnete. Er ging dem Anſcheine nach in tiefe Gedanken verſunken; ſein vor kurzem noch ſo jugendheiteres, ſtrahlendes Angeſicht erſchien mir ernſt und ſorgenvoll und ſchon glaubte ich unbemerkt an ihm vorüberſchlüpfen zu können, als er mich erblickte und in demſelben

Moment auch auf mich zueilte, mit einem Eifer und einer Unbefangenheit, als träfe er eine alte Bekanntschaft.

Sechsſtes Capitel.

Eine gefährliche Bekanntſchaft.

„Ah, Fräulein Helene," rief er, „die liebenswürdige Dame, welche ſich das Opfer auferlegt hat, die Einſamkeit meiner guten alten Mutter zu verſchönern. Wie dankbar bin ich Ihnen für die Aufopferung, mit der Sie Ihre ſchweren Pflichten erfüllen! Meine Mutter hat mir viel Gutes von Ihnen geſagt und Sie kennen die Gräfin gewiß ſchon hinlänglich, um zu wiſſen, wie ſchwer ein Wort des Lobes aus ihrem Munde wiegt."

Ich ſuchte ſeine Schmeicheleien, in denen ich nichts ſah als die gewöhnliche Artigkeit eines jungen Cavaliers und vielleicht auch das keimende Selbſtgefühl des künftigen Schloßherrn, durch einige allgemeine Redensarten, wie ſie bei ſolchen Gelegenheiten üblich ſind, zu erwiedern und wollte dann meinen Weg nach der entgegengeſetzten Richtung

fortsetzen. Aber zu meiner großen Bestürzung drängte der Graf sich mir zum Begleiter auf.

„Sie müssen mir," sagte er, „schon erlauben, Ihre Zeit noch einige Augenblicke in Anspruch zu nehmen. Da das Wetter heut zur Jagd nicht geeignet war, haben meine Freunde sich auf ihre Zimmer zurückgezogen und suchen sich von den Strapazen des Frühstücks für die Anstrengungen der Mittagstafel zu erholen. Ich weiß schon, wie das nun die nächsten Tage hergeben wird; ich bin kein Freund dieser rauschenden Vergnügungen, aber ich muß die Pflichten des Wirthes ehren und überdies scheint es der Wunsch meiner guten Mutter zu sein, daß dieses Schloß, das so lange einsam und verödet gestanden, einmal wieder redlich nachhalle vom Jubel der Festgenossen. So sind dies vielleicht für längere Zeit die einzigen ruhigen Minuten, die ich das Glück habe in Ihrer Nähe zu verbringen —"

„Nein," fuhr er fort, da er wohl auf meinem Antlitz einen Ausdruck des Erstaunens bemerkte, den ich allerdings nicht im geringsten für nöthig hielt zu verbergen: „Sehen Sie mich nicht so strafend an, Fräulein Helene: ich bin eine ehrliche Haut, ein Stück Landedelmann, dem selbst sechs Jahre unter der Garde noch immer nicht den gehörigen residenz-

mäßigen Schliff haben geben können; Sie werden sich gewöhnen müssen, viel Nachsicht mit mir zu haben, wenn ich Ihnen nicht gleich von Anfang an unausstehlich werden soll — es ist ein alter Fehler von mir, immer mit der Thür ins Haus zu fallen und da Sie nun also wissen, welch ein Gewächs ich bin, so entscheiden Sie, ob ich mich entfernen soll oder ob Sie geneigt sind, mir Aufschluß zu geben über einen Gegenstand, der mir — ja wie sage ich nur gleich? der mir von ganz ungemeiner Wichtigkeit ist und in Beziehung auf den Sie die Einzige sind im ganzen Schlosse, ja vielleicht auf der ganzen Welt, die mir Aufschluß und Tröstung geben kann."

Wiewohl ich dunkel ahnte, wohin der Graf zielte, so hielt ich es doch für das Zweckmäßigste, mich zu stellen, als ob ich nicht im Mindesten verstände, was er meinte.

„In der That," sagte ich, „Herr Graf, Sie sind außerordentlich gütig gegen Ihre ergebene Dienerin. Doch wüßte ich auf der Welt nichts, worüber ich armes unwissendes Mädchen im Stande wäre, Ihnen Auskunft zu geben — es müßten denn," setzte ich, um die Herbigkeit meiner Antwort in etwas zu mildern, mit leichtem Scherz hinzu, „die neuesten französischen Romane sein, welche ich die Ehre habe,

Ihrer Frau Mutter zuweilen vorzulesen. Doch sind dieselben, soweit ich sie kenne, meistentheils so langweilig, daß ich nichts darunter weiß, was ich Ihnen mit gutem Gewissen empfehlen könnte."

Der Graf sah mich zweifelnd von der Seite an, indem ein Zug tiefer Melancholie sein sonst so fröhliches Antlitz beschattete. Dann sagte er:

„Man hat mir Ihr gutes Herz gerühmt, Fräulein Helene, und nun wollen Sie mir gleich bei der ersten Gelegenheit zeigen, daß Sie auch ein wenig bosbaft zu sein verstehen? Aber ich will Ihnen einen Namen zurufen, der, hoffe ich, die natürliche Güte Ihres Herzens sogleich wieder aufwecken soll: Isabella . . ."

Obschon ich bereits seit einigen Minuten diese Wendung des Gespräches voraussah, so erschütterte der Name, mit diesem Tone und von diesen Lippen gesprochen, mich doch so, daß ich unwillkürlich zusammenzuckte. Der Graf, der dies für eine Bewegung des Widerwillens halten mochte, beeilte sich fortzufahren.

„Nein," sagte er, „Fräulein Helene, unmöglich kann dies Zusammenschaudern der edlen und verehrungswürdigen Frau gelten, deren Namen ich Ihnen soeben genannt habe. Einer von uns Beiden ist

schwer getäuscht worden, entweder Sie oder ich. Man sagte mir, Fräulein Helene," fuhr er in immer wärmerem Tone fort, „daß die Dame, deren Name Ihnen so unangenehme Empfindungen zu erwecken scheint und deren Anwesenheit in diesem Hause mir wohl bekannt ist, an Ihnen eine Freundin gefunden habe; man sagte mir, daß Sie Arm in Arm mit ihr gesehen worden und daß sie die wenigen Stunden, die sie unter diesem Dache verlebt, einem Dache, unter dem sie bestimmt war als Herrscherin zu gebieten, wenn sie es nicht selbst verschmäht hätte, beinahe ausschließlich in Ihrer Gesellschaft zugebracht. Ich kenne Isabella und glaubte daher, diese wenigen Stunden würden genügt haben, auch Sie, mein Fräulein, mit der Achtung und Theilnahme zu erfüllen, die dieser ausgezeichneten Frau von Allen gezollt wird, die sie kennen — selbst auch von denen," setzte er mit bitterm Lächeln hinzu, „die sich im Uebrigen berechtigt glauben, sie zu hassen und zu verfolgen. Allein ich sehe jetzt, daß meine Nachricht falsch gewesen sein muß: denn unmöglich könnten Sie es sonst so ängstlich vermeiden, mit mir über Isabella zu sprechen — es müßte denn sein, daß man sie nachträglich bei Ihnen verläumdet oder daß Ihr Zusammenschaudern

nicht Isabellen gegolten hätte, sondern mir — ja ganz gewiß mir, mein Fräulein — —"

„Nein, nein," rief ich, von der Erinnerung an Florinen übermannt: „mein Zusammenfahren galt weder Ihnen noch der Dame, welche Sie Isabella nennen und deren Bekanntschaft ich mir allerdings zu einem dauernden Gewinn meines Lebens rechne: sondern wenn ich wirklich zusammengefahren bin, so ist es wohl lediglich deshalb geschehen, weil ich diesen Namen gerade von Ihrem Munde am wenigsten zu hören erwartete. Wenn Sie glauben, Herr Graf, daß Isabella mich ihrer Freundschaft gewürdigt und mir einiges Vertrauen geschenkt hat, so müßten Sie auch wissen, daß es Wunden giebt, die man am wenigsten von dem berührt zu sehen wünscht, der sie geschlagen . . ."

Woher mir der Muth zu dieser Entgegnung kam, weiß ich noch heute nicht: aber genug, es war heraus, ehe ich noch selbst recht überlegt hatte, was eigentlich damit gesagt war.

Auf Graf Waldemar machte meine Entgegnung einen tiefen und schmerzlichen Eindruck.

„O," sagte er mit tonloser Stimme, indem er einen dürren Zweig, den er im Vorübergehen von der Erde aufgenommen, in tausend kleine Stückchen

zerknickte, „ich sehe jetzt, wie es steht und daß Isabella mich für ewig aus ihrem Herzen verbannt hat. Sie hat sich bei Ihnen über mich beklagt, nicht wahr? Sie hat mich einen Treulosen, einen Verräther genannt und hat die Blitze des Himmels auf mein schuldiges Haupt herabbeschworen?“

Verwundert blickte ich in die Höhe; dieser theatralische Ton, in den der junge Graf hier auf einmal verfiel, schien mir sehr wenig zu passen zu der Zurückhaltung, die er übrigens beobachtete, sowie zu der ländlichen Einfachheit, deren er sich rühmte.

„Wenn Sie,“ sagte ich nach einer kleinen Pause, „mit Isabella wirklich so bekannt sind, wie Sie versichern, Herr Graf, so dürften Sie auch wohl wissen, daß es niemals die Art edler Frauen ist, sich zu dritten Personen über ein Unrecht zu beklagen, ein vermeintliches oder wirkliches, das ihnen von Männern widerfahren, die ihrem Herzen irgendwie näher gestanden. Ich habe nicht die Ehre gehabt, mit Isabellen über den Herrn Grafen zu sprechen und so bin ich auch nicht im Stande, dem Herrn Grafen über irgendeinen der von ihm angeregten Punkte Auskunft zu geben.“

Die Lüge war also glücklich heraus, aber — vielleicht weil ich noch so wenig Uebung in diesem

Sache hatte — mit sehr geringem Effect. Der Graf blickte mich lächelnd an.

„Wenn Sie wieder einmal der Wahrheit aus dem Wege gehen wollen, Fräulein Helene," sagte er gutmüthig, „so müssen Sie Sich erst ein anderes Gesichtchen anschaffen; mit solchen Augen fällt es allzuschwer, das Ding zu sagen, das nicht ist.' Doch will ich jetzt nicht weiter in Sie dringen und nur auf die eine Frage beschwöre ich Sie, mir Antwort zu geben: haben Sie Nachrichten von Isabella? Und wissen Sie, wo sie in diesem Augenblick ist?"

Das war eine Frage, die ich leider nur mit allzuguem Gewissen verneinen konnte.

„Gut," erwiederte der Graf, „ich glaube Ihnen. Aber Sie werden Nachricht von ihr bekommen, o ganz gewiß Sie werden es — darf ich alsdann hoffen, daß Sie meiner dabei gedenken werden? Darf ich hoffen, daß Sie mir wenigstens den Ort nennen werden, wo Isabella weilt oder falls sie Ihnen dies verboten haben sollte, daß Sie mir wenigstens sagen werden, wie es ihr ergeht, wie sie lebt, ob sie gesund ist, ach und ob sie meiner noch gedenkt?"

Während dieser letzten Worte waren wir auf den freien Platz vor dem Schlosse zurück gelangt und da ich, aus irgend einer Art kindischer Befangenheit,

nicht wünschte, von dort aus im Gespräch mit dem Grafen gesehen zu werden, so suchte ich die Unterhaltung rasch abzubrechen. Dies Bemühen, verbunden mit den inständigen Bitten des jungen Mannes, verleitete mich, ihm eine Zusage zu geben, die ich unter andern Umständen wohl verweigert hätte und die, kaum gegeben, mir schon wie ein Verrath an Florinen auf dem Gewissen brannte. — Der Graf indeß dankte in den lebhaftesten Ausdrücken und empfahl sich dann, indem er, meine geheime Scheu errathend, einen Seitenweg einschlug, von dem er sich erst später wieder zur Gesellschaft zurückfand.

Siebentes Capitel.

So leben wir.

Es kam nun wirklich, wie Graf Waldemar vorausgesagt hatte: eine Reihe lärmender Tage und Wochen zog an uns vorüber und das Klirren der Becher, das Rollen der Würfel, das Halali der fröhlichen Jagdgesellschaft stach wunderlich ab gegen die klösterliche Stille, die so lange in dem Schloß und seiner Umgebung geherrscht hatte.

Graf Waldemar machte den Wirth auf bewunderungswerthe Weise; für Jeden hatte er eine Artigkeit, einen Scherz, ein aufmunterndes Wort; war er wirklich innerlich so unglücklich, wie ich aus seinem Gespräch im Garten schließen mußte, so verstand er es wenigstens meisterlich sein Unglück zu verbergen. Von früh an bis spät in die Nacht folgten sich Jagdpartien, Wettreiten, Schmausereien, Zech- und Spielgelage; überall war Graf Waldemar der Erste und immer strahlten seine Augen so munter, glühten seine Wangen so frisch und jugendlich, als wären Ueberdruß und Erschöpfung Dinge, die er nicht dem Namen nach kannte. Er hatte wirklich in kürzester Zeit erreicht, was der alte Haushofmeister gleich bei seinem ersten Eintritt ins Schloß prophezeit hatte: er hatte wirklich, wie man so sagt: das ganze Haus auf einen andern Fleck gebracht, auf allen Gesichtern, bis hinunter zum letzten Küchenjungen, lag es wie ein ewiges Lächeln und selbst meine gestrenge Frau Gräfin zeigte einen Humor und eine unbefangene natürliche Heiterkeit, die ich ihr nimmermehr zugetraut hätte.

Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß es dabei zuweilen auch ein wenig bunt zuging, und wenn der Küchenjunge den ganzen Tag über vor Vergnügen

greinte, daß ihm der Mund bis an die Ohren reichte, so mochte er wohl wissen, weshalb er das that: alle Vorrathskammern standen von früh bis spät geöffnet, der Weinkeller, sonst so streng gehütet, war ein wahres Taubenhaus geworden, wo jeder von der Dienerschaft aus- und einflog nach Belieben; kurzum, es war ein Leben wie es im Hause eines übermüthigen und verschwenderischen Cavaliers nur immer geführt werden kann. Da aber der Graf selbst damit einverstanden war und da auch seine Mutter es gar nicht anders zu wünschen schien, so durfte natürlich Niemand etwas dagegen einwenden, am wenigsten ich armes junges Ding, die ich es ja im Gegentheil als eine große Ehre betrachten mußte, so viel Glanz und Herrlichkeit überhaupt nur einmal mit Augen zu sehen. —

Am besten in dieser Zeit hatte es der Rittmeister. Erfüllte Graf Waldemar auch die Pflichten des Wirthes mit einer Vollständigkeit und Liebenswürdigkeit, die nicht übertroffen werden konnte, so blieben doch noch immer gewisse kleine unscheinbare Geschäfte übrig, als ein frisches Faß Wein anzustechen, eine neue Sorte Cigarren zu probiren, eine Partie Carté zu spielen mit Einem, dem noch von der gestrigen Schwelgerei her der Kopf wehthat und

der daher keine Luſt hatte mit auf die Jagd zu reiten — und alle dieſe kleinen unſcheinbaren und doch ſo höchſt weſentlichen Liebesdienſte verſah der Rittmeiſter mit einer Aufopferung, die ihm die Herzen aller Gäſte erwarb und ihn zu einer Art enfant chéri dieſes Kreiſes machte, wenn auch allerdings zu einem etwas ältlichen . . .

Nur Eines war mir dabei auffallend und das war, daß unter dieſer Maſſe von Gäſten, welche täglich aus- und einſtrömte, weder Conſtanze noch ihre Eltern oder auch nur ihr Vater, der doch ſonſt eben kein Verächter waidmänniſcher Freuden war, jemals geſehen wurde. Ueberhaupt, einige alte Couſinen abgerechnet, hagere ausgeblaßte Geſichter, mit entſetzlich großen Naſen, die ſie wie Stammbäume vor ſich hertrugen, waren die Gräfin und ich die einzige Damengeſellſchaft unter ſo vielen Herren: und auch jene Couſinen verſchwanden ſchon nach wenigen Tagen wieder ſpurlos, wie ſie gekommen, gleich Nebelflecken, ſo daß alſo unſere Doppel-Herrſchaft ungeſtört blieb.

Die alte Gräfin trug die Ehren und Laſten derſelben mit großer Würde; ich erſtaunte oft, welche zähe Lebenskraft die alte Dame mitten unter dieſem Tumult und dieſen unaufhörlichen Feſtlichkeiten

entwickelte. Sehr natürlich, es war ja ihr angeborenes Element; ich dagegen, die Tochter der flüchtigen Schauspielerin, der Zögling des Waisenhauses, fühlte mich schon nach den ersten Tagen dermaßen ermattet, daß ich mich am liebsten ganz davon zurückgezogen hätte.

Das ging nun aber freilich nicht an; die alte Gräfin war unerbittlich in Allem, was zur Ehre ihres Hauses gehörte und dazu rechnete sie namentlich auch, daß das Gesellschaftsfräulein für jeden ihrer Gäste ein artiges Wort und eine zierliche Erwiederung habe, gleichviel wie dem armen Fräulein selbst dabei zu Muthe war.

Achtes Capitel.

Rudolph.

Zum Glück indessen ist kein Tag so geräuschvoll und keine Gesellschaft so oberflächlich, es findet sich doch immer hie und da ein stiller Augenblick und ein etwas tieferes Gemüth, bei dem es sich verlohnt stille zu stehen. Eine solche Bekanntschaft

mitten in diesem lärmenden Treiben machte ich an einem jungen Maler, der, er wußte selbst nicht recht wie, sich in diese glänzende Gesellschaft verirrt hatte. Rudolph — dies war der Name des jungen Mannes — hatte kurz zuvor auf der Ausstellung in der Hauptstadt durch eines seiner Gemälde die allgemeinste Bewunderung erregt. Graf Waldemar, der, wie wir wissen, Dank der wunderlichen Erziehungsprincipien seiner Mutter, sich gewöhnt hatte, das Edelste und Beste jeder Gattung stets nur als für ihn bestimmt zu betrachten — Graf Waldemar hatte auch den gefeierten Maler in seinen Umgang gezogen, und da eine solche fröhliche Jagdreise mit ihren zahlreichen malerischen Effecten gerade für einen Künstler wie Rudolph eine reiche Ausbeute von Anschauungen und Studien darbot und da er überdies in der Residenz eben nichts zu versäumen hatte — er war das Kind armer, längst verstorbener Eltern, ohne Verwandtschaft und Anhang auf der weiten Welt — so hatte der junge Mann sich von dem Grafen unschwer überreden lassen, ihn auf sein Schloß zu begleiten. Auch lag noch ein besonderer künstlerischer Plan im Hintergrunde: Rudolph sollte für den Grafen ein Bild malen, über dessen Gegenstand zwar noch nichts verlautete, das aber den Grafen schon

jetzt lebhaft zu intereſſiren ſchien und auf deſſen glückliches Gelingen zum voraus manche Flaſche geleert ward.

Bei alledem und obwohl auch der Graf ihn mit der ausgezeichneteſten Aufmerkſamkeit behandelte, fühlte der junge Maler ſich doch nicht ganz heimiſch in dieſem Kreiſe. Er war die einzige Krähe unter ſo vielen Adlern, der einzige Bürgerliche unter ſo vielen Edelleuten und Officieren, und obwohl bisher noch Niemand daran gedacht hatte, ihn dieſen Unterſchied fühlen zu laſſen, ſo dachte der junge Mann in der Stille wohl ſelbſt daran und das gab denn ſeinem Weſen eine gewiſſe Reizbarkeit und Schroffheit, die in ihm ſelbſt kein rechtes Behagen aufkommen ließ.

Und gerade dies Gefühl der Verlaſſenheit und Entfremdung war es, was uns einander näherte. Gleich ihm mußte auch ich mir ſagen, daß ich nur ein Fremdling ſei in dieſem Kreiſe; gleich ihm fühlte ich, daß ich hier nur geduldet wurde um gewiſſer Fertigkeiten und Dienſtleiſtungen willen, für die eben kein Anderer da war. — Auch war mir in der ängſtlichen Aufregung, in welcher ich mich um Florinens willen befand, jede neue Bekanntſchaft willkommen, die mich irgendwie von mir ſelbſt ablenkte und meinen

Geist eine, wenn auch noch so vorübergehende Nahrung gab.

Und an Geist fehlte es Rudolph nicht. Er hatte nicht nur große Reisen gemacht, sondern auch seine wissenschaftliche Ausbildung war eine bei weitem umfassendere und gründlichere als unsere bildenden Künstler sonst gewöhnlich für nöthig halten sich anzueignen. Mit großer Schärfe sprach er über die Verkehrtheiten des Modegeschmacks, wobei er jeden Künstler als ehrlos bezeichnete, der im Stande sei, gegen besseres Wissen und Können, blos um eines elenden zeitlichen Vortheils willen, einer solchen verkehrten Richtung zu folgen. Der Künstler, behauptete er, müsse vollkommen frei und selbständig sein; nur den Pinsel für Geld in die Hand zu nehmen, sei schon ein Verbrechen. Er selbst thue es auch nicht: sondern wenn er den sogenannten Käufern seiner Bilder erlaube, ihm dafür eine Summe Geldes auszuhändigen, so sei dies kein Handel, sondern nur eine Steuer, ein Tribut, den er kraft seines Künstlerrechts von dem armseligen Volk der Laien erhebe und auch diesen Tribut werde er ihnen vor die Füße schleudern, sobald er nur erst in der Lage sei, seiner nicht mehr zu bedürfen.

In dem Kreise freilich, in dem er sich augenblicklich

bewegte, durfte Rudolph diese Ansichten nicht laut werden lassen, ohne sich dem lebhaftesten Widerspruch und den losesten Neckereien auszusetzen. Aber gerade das schien der wunderliche Mann zu wollen: denn nie war er aufgeweckter und nie floß seine Rede — er hatte ein etwas schwerfälliges Organ und nur in einer gewissen Aufregung gelang es ihm, frei von der Zunge weg zu sprechen — in glänzendern Wogen, als wenn er sich von allen Seiten so recht bestürmt und angegriffen sah. Am meisten neckte ihn der Graf selbst, aber zum Glück auch am harmlosesten.

„Aber wie können Sie behaupten, lieber Rudolph," rief er einst, da der alte Streit sich aufs neue während der Tafel entzündet hatte und ein wahres Gewitter von Epigrammen und Bonmots auf den armen Maler niederregnete — „Wie können Sie behaupten, lieber Rudolph, daß ein Maler immer nur seinem Genius folgen und nie ein Bild entwerfen solle, zu dem nicht der Plan in seiner eigenen Seele entstanden?! So müßten Sie ja auch die ganze Portraitmalerei aus der Kunst hinausweisen —"

„Das thue ich auch," erwiederte Rudolph in seiner etwas plumpen Manier: „Portraitmalerei ist nur gut für Farbenklecser und ob die ihre Leinwand

mit ſchlechten Geſichtern verderben oder mit etwas Anderem, das kommt auf eins heraus."

„Nun ich hoffe," rief der Graf lachend, „doch mit Ausnahmen. Wenn Sie zum Beiſpiel erſucht würden, Fräulein Helene dort zu portraitiren, würden Sie Sich deſſen ebenfalls weigern?"

Es war das erſte Mal, daß der Graf mich ſo unmittelbar in die Unterhaltung zog und unwillkürlich richteten die Blicke aller Gäſte ſich auf meine arme kleine Perſon, die dabei wie auf Kohlen ſaß.

Auch Rudolph blickte mich mit einem langen, prüfenden Blicke an.

„Nein," ſagte er endlich mit rauher Stimme, „ich würde mich nicht weigern: aber ich würde das Bild des Fräuleins zuvor in meine Seele aufnehmen —"

Er konnte nicht weiter ſprechen, ein ſo allgemeines ſchallendes Gelächter unterbrach ihn bei dieſen Worten, die doch vielleicht wunderlicher klangen als ſie gemeint waren. Der Graf, der wohl fühlen mochte daß meine Stellung zu der ganzen Sache nicht die angenehmſte, beeilte ſich, den Faden des Geſpräches weiter zu führen.

„Ah," rief er, „gut aus der Schlinge gezogen! Aber hier finde ich noch einen zweiten Knoten, ſehen

wir, ob Sie denſelben ebenſo geſchickt löſen werden. Haben Sie mir nicht verſprochen, theurer Freund, mir ein Bild zu malen, ſchlechthin ein Bild, wie ich es mir wünſche, ohne Clauſel und ohne Bedingung? Wie konnten Sie das, ohne in Widerſpruch zu gerathen mit ſich ſelbſt, da Sie doch noch gar nicht wiſſen, für welchen Gegenſtand ich die Kunſtfertigkeit Ihres Pinſels in Anſpruch nehmen werde?"

„Nein," erwiederte der Maler nach kurzem Beſinnen, „ich weiß das nicht: aber Sie, Herr Graf, wiſſen auch nicht, was ich Ihnen malen würde, wenn Sie etwas Ungehöriges von mir verlangten."

Das war nun gewiß nicht ſo bös gemeint, wie es, bei den etwas ſchwerfälligen Manieren des jungen Malers, herauskam. Immerhin aber war es für den Frieden der Geſellſchaft doch ſehr zuträglich, daß Graf Waldemar entweder leichtes Blut oder geſelligen Takt genug hatte, das Verfängliche, das in der Aeußerung lag, zu überhören und mit einem Scherz zu antworten, der wiederum ein allgemeines Gelächter der Geſellſchaft hervorrief, womit man denn endlich glücklich über die gefährliche Klippe hinüberkam. —

Nach ſolchen und ähnlichen Auftritten, die ſich, wenn auch in milderer Form, faſt täglich wiederholten, zog ſich der Maler dann regelmäßig, brummend und

murrend und mit ſich ſelbſt unzufrieden, zu mir in eine Fenſterecke zurück. Ich mußte mein Album herbeiholen und mit der liebenswürdigſten Geduld und einer wahrhaft rührenden Ausdauer ſah der eben noch ſo mürriſche, ſtörriſche Mann meine Schnitzer durch und gab mir Anweiſung, wie meine Bäume etwas krummer und meine Naſen etwas gerader würden.

„Sie denken gewiß, mein Fräulein,“ ſagte er dann wohl, „welch ein plumper ungeleckter Bär ich bin. Aber glauben Sie mir nur: es iſt mir innerlich gar nicht ſo bärenhaft zu Muth, im Gegentheil, ich bin ganz ſanft und fromm, wie ein Kind, und nur wenn dieſe Menſchen da von Dingen mitreden wollen, von denen ſie einmal ſchlechthin nichts verſtehen und auch nichts verſtehen ſollen, ſo läuft mir die Galle über und ich ſchwatze Zeug, das ich hinterdrein ſelbſt nicht verantworten kann. Kunſt! Kunſt! Als ob dieſe Leute auch wüßten, was Kunſt iſt! Sie ſollen die Kunſt in Ruhe laſſen; ſie haben ſchöne Schlöſſer, ſchöne Pferde, ſchöne Weiber, das iſt genug für ſie und jedenfalls mehr als ſie verdienen; warum müſſen ſie ihre gierigen Hände auch noch nach der Kunſt ausſtrecken?“

Zwar verſtand ich nur das Wenigſte von dem, was Rudolph mir bei ſolchen Gelegenheiten über das

eigentliche Weſen und die wahre Aufgabe der Kunſt auseinanderſetzte und wobei er ſich allerdings zu weilen in ſehr abſtracte Regionen verſtieg: und auch dies Wenige ſtimmte keineswegs immer mit meinen Anſichten zuſammen. Doch ließ ich ihn gewähren und da er dabei auch von mir nichts weiter verlangte als daß ich ihm mit Aufmerkſamkeit zuhörte und von Zeit zu Zeit ein freundliches Geſicht zeigte, auch ſeine gelegentlichen Zornausbrüche über meine verunglückten griechiſchen Tempel und meine Schwäne, die wie Walfiſche ausſahen, in Geduld hinnahm, ſo paßten wir beide trefflich zuſammen und hatten manche vertrauliche und angenehme Stunde mit einander.

Dabei kam mir noch ein Umſtand zu ſtatten, der zwar eigentlich von ſehr untergeordneter Bedeutung war, mir aber doch den vertraulichen Ton, den der Maler mir gegenüber anſchlug, weſentlich erleichterte: das war Rudolphs Aeußeres. Er war einer der häßlichſten Männer, welche ich je geſehen, ſo häßlich, daß jedes junge Mädchen dreiſt mit ihm verkehren durfte, da der Gedanke eines Gefallens im gewöhnlichen, trivialen Sinne ihm gegenüber gar nicht aufkommen konnte. Eine eigene Ironie des Schickſals hatte es gewollt, daß gerade der Mann, der ſelbſt eine ſo lebhafte Empfindung für alles Schöne und Anmu-

thige beſaß, ja deſſen kunſtfertige Hand ſo viel Schönes entſtehen ließ, in ſeinem eigenen Aeußern von Anmuth und Schönheit ſo ganz verlaſſen war. Ein ſtarker, faſt viereckiger Kopf, dicht bedeckt von buſchigen ſchwarzen Haaren, ſteckte auf ungewöhnlich breiten, mächtigen Schultern, zu denen der übrige kleine faſt ſchwächliche Körperbau in einem entſchieden unrichtigen Verhältniß ſtand. Die Züge des Geſichts waren ſcharf, der Ausdruck finſter und unheimlich; nur das ſchwarze brennende Auge war im Stande, Strahlen zu entſenden, die das Befremdende der übrigen Erſcheinung vergeſſen ließen. Auch war er trotz ſeines ſchwächlichen Körpers kräftig und von großer Gewandtheit in allen körperlichen Uebungen; die wildeſten Pferde wußte er zu bändigen und als die übermüthige Geſellſchaft eines Mittags auf den tollen Einfall kam, unter ſich zu tanzen, wirbelte der kleine närriſche Maler ſich ſo flink herum, daß es ihm kaum Einer im Saale nachthun konnte.

Neuntes Capitel.

Der Brief.

Aus dieſem glänzenden und dabei doch innerlich ſo leeren Treiben, das ich wider Willen mit durchmachen

mußte, wurde ich eines Tages auf die angenehmste Weise aufgeschreckt: nämlich durch einen Brief von Florinen. Meine Freude war grenzenlos; mit Entzücken betrachtete ich den freien großartigen Schwung ihrer Schriftzüge, der so ganz ihrem freien kühnen Geiste entsprach, und drückte den geliebten Namen tausendmal an meine Lippen.

Und auch der Inhalt des Briefes, wiewohl einigermaßen flüchtig, enthielt doch zum wenigsten nichts, was meine Freude geradezu gestört hätte. Florine schrieb aus Paris; sie kannte die merkwürdige Stadt schon aus früherem wiederholtem Aufenthalt und hatte, wie sie in ihrem Briefe andeutete, manche entscheidende und bedeutende Epoche ihrer Vergangenheit hier durchlebt. Vielleicht kam es daher, daß ihr diesmaliger Aufenthalt sie im Ganzen nur wenig befriedigte; sie klagte über den Verfall der Gesellschaft, über den Verfall der Bühne, über den Verfall der Musik, kurz, ganz Paris schien ihr in Verfall zu sein. Doch versicherte sie, daß sie übrigens wohl sei und mit Freude und Rührung nicht nur an die Stunden zurückdenke, die sie in meinem kleinen friedlichen Stübchen mit mir verlebt, sondern auch der Jahre gedenke sie, die sie dereinst noch mit mir zu verleben hoffe.

‚Doch,‘ hieß es im Briefe weiter, ‚wird bis dahin wohl noch einige Zeit vergehen müssen. Zürne mir nicht, mein theures Kind: aber noch immer ist mein Herz krank und ich kann den Balsam nicht finden, der es heilen soll. Täglich sage ich mir, daß ich eine Thörin bin und daß Vernunft und Ehre fordern, diese unselige Leidenschaft aus meinem Herzen zu reißen. Aber der Ehre habe ich ja genügt, indem ich einem Besitz entsagte, der mich in den Augen der Welt als eine berechnende Coquette hätte können erscheinen lassen — und die Stimme der Vernunft hat ihre Macht über mich verloren. Ist es vielleicht zur Vergeltung dafür, daß ich selbst in frühern Jahren in so manches schlecht bewachte Herz leichtsinnige Flammen geworfen, daß mein eigenes Herz mir nun so bittere Leiden bereiten muß? Habe Mitleid mit mir, schreib mir, ob Du ihn gesehen hast, ihn, den keine Namen nennen und dessen Bild mich verfolgt im Wachen wie im Träumen — Oder nein, nein, schreibe mir nichts von ihm, vernichte diesen Brief und streue seine Asche in alle Winde, damit nie ein sterbliches Auge das Geständniß meiner Schmach erblicke! Ich selbst habe es ja so gewollt — so laß mich den Becher nun auch bis auf die Hefe leeren . . .‘

Unter andern Umständen würde diese Partie des Briefes mich aufs tiefste erschüttert haben. Aber darf ich es frei gestehen? Seit ich Graf Waldemar mehr und mehr persönlich kennen lernte, je mehr begann meine Teilnahme für diese Leidenschaft — nicht zu erkalten, o nein, das wäre nicht das richtige Wort gewesen: aber sie veränderte sich und was anfangs tiefes und schmerzliches Mitgefühl, was Angst, Scham, Verzweiflung gewesen war, das fing an, sich mehr zu einer ruhigen, nüchternen Ueberlegung zu gestalten. Wie diese Leidenschaft da vor mir lag, enthielt sie zu viel Unbegreifliches für meinen einfachen, wenn man will etwas prosaischen Sinn; ich mußte sie mir auslegen und zurechtrücken, bis sie mir verständlich ward. Vor Allem war es mir unbegreiflich, warum meine Mutter so hartnäckig darin war, die Hand des Grafen zu verschmähen. Daß sie ihn liebte, liebte bis zum Wahnsinn, war ja leider nur allzu gewiß und auch an der Treue und Aufrichtigkeit seiner Neigung konnte ich nach dem, was er mir neulich bei dem Spaziergang im Park gestanden hatte, nicht wohl zweifeln. Aber wenn die beiden Liebenden auf diese Weise unter sich einig waren, was in aller Welt konnte sie noch hindern, dem Drange ihres Herzens zu folgen? Etwa

der Widerſpruch der alten Gräfin? Oder das Urtheil der Welt? Oder vielleicht die Beſorgniß, ihres eigenen Herzens nicht ganz ſicher zu ſein? Von allen dieſen Gründen hätte höchſtens der letzte als entſcheidend gelten können — nun, und ihn hinweg zu räumen, lag ja ebenfalls in ihrer Hand. Woher alſo dieſer ganze Jammer? Wozu die Verzweiflung? Es bedurfte ja nur eines gemeinſamen kräftigen Entſchluſſes und das Uebermaß ihres Kummers verwandelte ſich in ein Uebermaß des Entzückens.

Florine hatte ihrem Briefe eine Adreſſe beigefügt, unter welcher ſie meine Antwort empfangen wollte; im erſten Eifer, voll von den Gedanken, welche ihr Brief mir erweckt hatte, ſetzte ich mich hin, ihre Erlaubniß zu benutzen. Was ich ihr in Betreff des Grafen eigentlich ſchreiben und ob ich ihr namentlich mittheilen ſollte, daß er im Schloſſe anweſend und daß ich ihn kennen gelernt, darüber war ich mit mir ſelbſt noch in Zweifel. Nur das ſchien mir gewiß, daß die Angelegenheit in ihrer jetzigen Verfaſſung nicht bleiben dürfe und daß von irgend einer Seite her und nach irgend einer Seite hin ein Schritt geſchehen müſſte und zwar ein raſcher entſcheidender Schritt, meine arme Mutter von der Laſt ihres Kummers zu befreien. Wunderliches Spiel

des menschlichen Herzens! Je mehr ich darüber nachsann, je unverständlicher wurde mir Florine, aber je mehr wünschte ich auch dieser überschwänglichen Leidenschaft einen recht hausbacknen prosaischen Schluß, den Schluß einer ruhigen, verständigen Ehe zu geben. Zum Ehemann mochte der Graf allenfalls passen; aber sich für ihn in fruchtlosen Flammen zu verzehren, nein wahrhaftig, dazu schien er mir denn doch zu harmlos, zu unbedeutend, besonders wenn man ein Weib war wie Florine.

Oder sollte ich vielleicht den entgegengesetzten Weg einschlagen? Sollte ich ihr schreiben, daß Graf Waldemar seinen Einzug ins Schloß mit einem Dutzend Gardeofficiere, zwei Dutzend Pferden und sechs Dutzend Hunden gehalten? Daß nie eine Mutter einen zärtlichern Sohn gehabt, als die Frau Gräfin Reichenau, dieselbe Frau Gräfin, die Florinen die Hand ihres Sohnes hatte wollen mit Geld abkaufen lassen? Daß der Rittmeister, derselbe Rittmeister, der es gewagt hatte, ihr den schmählichen Antrag zu überbringen, Arm in Arm ging mit Graf Waldemar und sein liebwerthester Freund und Vetter und lieber Bruder war an allen Enden? Sollte ich ihr schreiben, daß, seit Graf Waldemar im Schlosse, die Bedienten noch keinen Tag nüchtern ins Bett

gekommen, daß der Champagner in Strömen floß und daß bei allen Spielgelagen, allen Wetten und Tollheiten Graf Waldemar obenan ſaß, ſtrahlend in Geſundheit, mit friſchen muntern Augen und nicht im mindeſten einem Liebhaber ähnlich, der zu verzweifeln gedenkt? — Vielleicht wäre es das Heilſamſte von allen Mitteln geweſen, nur fehlte mir der Muth es anzuwenden.

Zehntes Capitel.

Unterhandlungen.

Schon hatte ich die Feder eingetaucht und war eben im Begriff, meine unſtät hin und her ſchwärmenden Gedanken aufs Papier zu werfen, als ein leiſes Pochen an der Thür mich in die Höhe ſchreckte; bevor ich noch mein ‚Herein' rufen konnte, ging das Schloß leiſe auf und durch die halbgeöffnete Thür ſteckte den Kopf — wer? Graf Waldemar!

Beſtürzt ſprang ich in die Höhe; obwohl meine Jungfer, mit einer Näharbeit beſchäftigt, im Nebenzimmer war, ſchien es mir doch im höchſten Grade unpaſſend, den Beſuch des Grafen, meines künftigen Schloßherrn, auf meinem Zimmer zu empfangen.

Die Thür weit hinter ſich offen laſſend, trat Graf Waldemar mir haſtig zwei Schritte entgegen; ſein Antlitz war ernſt und feierlich und auch die Stimme, mit der er mich anredete, ſchien mir zu zittern vor innerer Bewegung

„Sie fliehen vor mir, Fräulein?“ ſagte er mit gepreßtem Tone: „Halten Sie noch einen Augenblick inne und hören Sie mich wenigſtens erſt an, bevor Sie mir die ungeſtörte Viertelſtunde, um die ich Sie bitte, verſagen. Ich weiß, daß es ſehr unziemlich von mir iſt, ohne Erlaubniß in das Zimmer einer Dame zu dringen: allein ich weiß auch, daß Fräulein Helene eines Rufes genießt, der ihr verſtattet, jeden Beſuch auf ihrem Zimmer zu empfangen, auch wenn der Beſuch nicht der Sohn Ihrer Gebieterin iſt und nicht Graf Waldemar heißt . . .“

Es war ſehr gut für beide Theile, daß das harmloſe, treuherzige Aeußere des Grafen und der ebenſo harmloſe Eindruck, den der mehrwöchentliche Umgang mit ihm mir hinterlaſſen, mir alle jene Don Juan-Geſchichten, die noch vor kurzem über ihn im Umlauf waren, vollſtändig aus dem Gedächtniß verwiſcht hatten; ſonſt möchte dieſe Berufung auf ſeinen Namen wohl nicht ſo vortheilhaft für ihn, noch ſo beruhigend für mich geweſen ſein, wie ſie es in der

That war. Ich hielt meinen Schritt an und blickte fragend zu ihm in die Höhe; der Graf, dies mit Recht als eine Aufforderung ansehend weiter zu sprechen, fuhr fort:

„Ich erwarte Ihren Befehl, Fräulein Helene, die Thür hinter mir zu schließen; so lange Sie ihn verweigern, wird sie geöffnet bleiben, damit alle Welt sehen kann, was zwischen uns vorgeht. Nur um die eine Gnade bitte ich, daß Sie das Zimmer nicht verlassen, bevor Sie mich ganz zu Ende gehört haben."

„Was hätte ich," erwiederte ich, indem ich zu lächeln versuchte, „denn auch von Ihnen zu fürchten, Graf Waldemar? Ich bin im Schutz Ihres Hauses und außerdem steht ja zwischen uns ein Name, der Ihnen wie mir gleich theuer ist und den kein anderes Palladium an Kraft und Sicherheit übertrifft . . ."

„Und gerade um dieses Namens willen," fiel mir der Graf in die Rede, indem er auf einen Wink von mir die Thüre hinter sich schloß und auf einem Sessel mir gegenüber Platz nahm — „Gerade um dieses Namens willen komme ich zu Ihnen. Sie haben einen Brief von Isabella erhalten — ah, versuchen Sie es nicht wieder, theures Fräulein, Ihrem schönen unschuldigen Gesicht den Stempel

der Lüge aufzudrücken: Sie haben einen Brief erhalten, ich sehe ihn, dort liegt er, ich erkenne die geliebte Handschrift — —"

Diese Zudringlichkeit verdroß mich.

„In der That, Herr Graf," sagte ich, indem ich den Brief rasch zu mir steckte, „Sie haben eine eigenthümliche Art, sich bei Damen einzuführen; ich habe die Ehre, im Dienst der Frau Gräfin zu stehen und bis jetzt hat die Frau Gräfin mir noch nicht die geringsten Beschränkungen meines Briefwechsels auferlegt."

Der junge Mann ließ den Kopf auf die Brust sinken; dann hob er ihn mit kummervollem Blick wieder in die Höhe.

„Ach," sagte er, „warum es doch der Mißverständnisse so viele giebt unter den Menschen und warum wir sie geflissentlich daran arbeiten, ihrer immer mehr und mehr zwischen uns aufzuhäufen! Brauche ich Sie wirklich noch erst zu versichern, mein Fräulein, daß es mir nicht von weitem in den Sinn kommt, eine unziemliche Controlle über Ihren Briefwechsel auszuüben —"

„Nun," rief ich, „wenn Sie das nicht thun, woher wissen Sie denn, ob ich einen Brief von Isabella bekommen oder nicht?"

„Nun ja doch, weil ich meine Aufpasser habe,“ sagte er mit halbem Lächeln.

„Ah sehr hübsch, mein Herr, Ihre Aufpasser — in der That,“ erwiederte ich, „mein Herr Graf, Sie führen einen vortrefflichen Ton ein in dem Hause Ihrer Frau Mutter . . .“

„Aber wie kann ein Liebender denn bestehen ohne Aufpasser?!“ rief er mit einer fast komischen Naivität: „meine Aufpasser waren ja nicht für Sie bestellt, mein Fräulein, sondern allein wegen des Briefes, welchen Sie erhalten haben und in Betreff dessen Sie vor einigen Wochen so gütig waren, mir gewisse Hoffnungen zu erwecken —“

Nun wahrhaftig, wenn es je einen zärtlichen Liebhaber gegeben hatte, so war es dieser Graf: kaum wußte er ein Blatt von der Handschrift seiner Schönen im Hause, so ließ es ihm auch keine Ruhe, bis er wußte was darin stand! Fast hätte dieser Eifer mich gerührt: doch war ich mir selbst über mein eigentliches Ziel noch nicht hinlänglich klar und so beschloß ich, Stümperin in der Diplomatie wie ich war, einen Cours einzuschlagen, bei dem ich wo möglich mit jedem Winde segeln konnte.

„Ich habe Ihnen das Versprechen gegeben, ja,“ sagte ich, „und ich bin auch bereit es zu halten —“

„Ah," unterbrach er mich, „so hat Ihnen Isabella nicht verboten, mir von ihr zu sprechen? So darf ich hoffen, daß Sie mir ihre Verzeihung verkündigen? Ja daran erkenne ich das edle, großmüthige Herz meiner Isabella!"

„Es ist hier," sagte ich, einigermaßen verstimmt durch den pathetischen Ton, in welchen der Graf so plötzlich wieder verfallen war, „nicht die Rede von Isabella, noch von dem, was Sie von ihrer Großmuth erwarten oder nicht erwarten dürfen; Aufträge für Sie hat Isabella mir in ihrem Briefe nicht gegeben, darauf mein Wort — und so handelt es sich für mich denn blos darum, ob ich es vor mir selbst verantworten kann, Ihnen, ohne Erlaubniß meiner Freundin, ja ohne ihr Wissen, Mittheilungen über sie zu machen, von denen ich selbst noch nicht weiß, welches Recht Sie darauf haben und wozu sie führen sollen . . ."

„Um also über diesen Punkt mit mir selbst ins Klare zu kommen," fuhr ich fort, indem ich dazu ein so ehrbares und altverständiges Gesicht machte, wie ich nur irgend auftreiben konnte, „ist es nothwendig, Herr Graf, daß ich zuvor weiß und zwar weiß aus Ihrem eigenen Munde, wie Sie eigentlich mit Isabella stehen. Glauben Sie ja nicht, daß ich mich damit in

Ihr Vertrauen eindrängen will: im Gegentheil, die Stellung, in der ich mich augenblicklich befinde, ist mir höchst peinlich und ich werde Ihnen dankbar sein, wenn Sie mich so rasch wie möglich daraus befreien wollen. Aber unmöglich, das werden Sie selbst einsehen, Herr Graf, kann ich, wie Sie zu wünschen scheinen, Ihren Fürsprecher bei meiner Freundin machen, ohne zu wissen — —"

„Ohne zu wissen, was ich eigentlich von ihr will?!" fiel mir der Graf ins Wort: „O mein Gott, wer kann das besser wissen als Isabella selbst! Ich habe sie geliebt, Monate lang, und liebe sie noch, mein Herz, meine Hand, meinen Rang, meinen Reichthum, Alles habe ich ihr ja zu Füßen gelegt — nicht ein-, zehn-, zwanzig Mal habe ich es gethan und immer wieder hat die Grausame mich zurückgestoßen!"

„Wohlan," sagte ich schüchtern — denn dieß Erfolge gingen mir fast selbst zu schnell — „so wiederholen Sie den Antrag, vielleicht hat die Entfernung das Herz ihrer Freundin milder gestimmt und sie ist jetzt eher geneigt, Ihnen Gehör zu schenken."

Der Graf schüttelte den Kopf, mit einem Ausdruck von Hoffnungslosigkeit und Ungläubigkeit, der eigentlich zu den vollen frischen Wangen nicht recht paßte, mich aber doch nicht ungerührt ließ.

„Ich sehe schon," sagte er, „liebes Fräulein, Ihre Freundschaft mit Isabella ist noch jung, sehr jung, Sie kennen sie erst halb, Sie wissen noch nicht, welch ehernes unbezwingliches Herz in dieser schönen zarten Hülle schlägt. Ich selbst bin gegen sie nur ein Kind; was sie einmal beschlossen hat, das bleibt beschlossen und wenn alle Engel vom Himmel niederstiegen . . ."

Die Freimüthigkeit, mit welcher er sich selbst im Verhältniß zu Isabellen nur ein Kind nannte an Muth und Entschlossenheit, vermehrte meine Theilnahme; es war jedenfalls ein Zeichen seltener Wahrhaftigkeit und Selbsterkenntniß.

Und so hörte ich ihm denn geduldig und aufmerksam zu, da er mir, ein wenig ausführlich allerdings, aber du lieber Himmel, wen machte die Liebe nicht geschwätzig? — die Geschichte seiner Liebe zu Isabella erzählte. Es hatte wohl eigentlich etwas recht Schreckliches und war ein trauriges Symbol der unseligen Verwirrung, der auch die Besten anheimfallen können: der Geliebte der Mutter die Tochter zur Vertrauten seiner verliebten Leiden machend. Doch war ich viel zu unerfahren und unbefangen, um etwas Anstößiges darin zu finden und auch Florine selbst, in ihrer stolzen leuchtenden

Schönheit, stand mir vielmehr als eine ältere Freundin vor Gedanken denn als meine Mutter.

Die Erzählung war lang und konnte unmöglich auf einmal beendet werden. Doch sah ich soviel allerdings schon jetzt ein, daß, wenn sich Alles wirklich so verhielt wie Waldemar es darstellte, das Ganze ein bloßes Mißverständniß war, die bloße Frucht einer allzu heftigen Zärtlichkeit, welche, aus lauter Drang der Aufopferung, lauter Furcht, sie könne vom Andern mißverstanden werden, endlich richtig dahin gelangt war, sich selbst und ihr eigenes Glück aufs Spiel zu setzen. Besonders schien von Seiten Florinens ein gewisser Stolz, fast muß ich sagen eine gewisse Grille des Edelmuthes mit im Spiele zu sein; wäre sie die Gräfin gewesen und Waldemar der Schauspieler, ich glaube, sie wären längst ein Paar gewesen . . .

Natürlich behielt ich meine Gedanken vorläufig für mich und als der Graf, nachdem er mich um die Erlaubniß gebeten, seine Erzählung bei Gelegenheit wieder aufnehmen zu dürfen, mich endlich verließ und zwar mit denselben Zeichen der Ehrerbietung und demselben ritterlichen Anstand, mit welchem er gekommen war — setzte ich mich allerdings noch hin, Florinens Brief zu beantworten: doch erwähnte ich

des Grafen dabei mit keiner Silbe und begnügte mich, ihr nur im Allgemeinen durch die Versicherung meiner unwandelbaren kindlichen Ergebenheit und Liebe, Trost und Beruhigung zuzusprechen. Vielleicht, wer weiß, dachte ich, wie bald ich im Stande bin, ihr durch meine Hand noch süßeren, noch wirksameren Trost zukommen zu lassen. —

Mit diesen Gedanken stieg ich endlich ins Bett und da ich die Decke über mich zog, hatte ich das Gefühl, heute mal so recht mit mir zufrieden zu sein und mich so recht als verständiges, praktisches Frauenzimmer bewährt zu haben; — ich ahnte nicht, daß ich eben heut die ersten Maschen zu einem Netze angelegt hatte, in welchem ich selbst elend zu Grunde gehen sollte . . . .

Eilftes Capitel.

Die Verwirrung steigt.

Die Gelegenheit für Waldemar, seine Erzählung fortzusetzen, ließ nicht lange auf sich warten. Mit der vorrückenden Jahreszeit verliefen sich die Gäste allmählich und wenn auch noch ein kleiner

auserwählter Kreis besonders eifriger Jagd- und Becherfreunde zurückblieb, so kam doch im Ganzen wieder ein wenig mehr Ordnung ins Haus. Die einzelnen Mitglieder desselben, die nun den langen öden Winter mit einander verleben sollten, rückten sich unwillkürlich näher, der ganze Ton des Umgangs wurde traulicher, häuslicher und so fand auch Waldemar, auf Spaziergängen, im Salon der Gräfin, wenn sie selbst sich zum Mittagschlummer zurückgezogen hatte oder während die Andern über den Karten saßen, reichliche Gelegenheit, den Faden seiner Erzählung wieder aufzunehmen und mir die Historie seiner Liebe und seiner Leiden in vollster Ausführlichkeit mitzutheilen.

Zu einem rechten Schluß freilich gelangte seine Erzählung bei aller Ausführlichkeit nicht, es blieb da noch immer jener schon erwähnte Punkt, den ich nicht fassen und nicht begreifen konnte: nämlich wer von Beiden eigentlich die Schuld der Trennung trug und woran es lag, daß eine so zärtliche, so glühende Neigung doch zu keinem glücklicheren Ziele geführt hatte.

Graf Waldemar that alles Mögliche, sich in meinen Augen zu rechtfertigen.

„Wollen Sie," sagte er, „noch schlagendere

Beweiſe für die Stärke meiner Leidenſchaft und die Redlichkeit meiner Abſichten? Wohlan: Sie werden ohne Zweifel von dem Plane gehört haben, den meine gute, um mein Wohl nur allzubeſorgte Mutter in Betreff der Gräfin Conſtanze hatte. Es ſind jetzt bald ſechs Wochen ſeit ich aus der Hauptſtadt zurück bin, unſere Güter liegen nah bei einander — aber haben Sie ſchon gehört, daß ich einen einzigen Beſuch bei der Gräfin Conſtanze gemacht habe? Haben Sie die Gräfin Conſtanze ſelbſt oder ihre Eltern oder auch nur ihren Vater, den alten würdigen Mann, deſſen belehrende Unterhaltung ich nur ungern entbehre, ſeit ich zurück bin nur ein einziges Mal in dieſem Schloſſe geſehen? Aber ich kann Ihnen noch mehr ſagen: Sie werden ſie hier auch niemals wiederſehen, weder Conſtanzen noch irgend Jemand von ihrer Familie — das ganze Verhältniß iſt abgebrochen, abgebrochen bis auf die Wurzel! Conſtanze iſt mit ihren Eltern in die Reſidenz gezogen — nun ſie ſoll ja ein recht niedliches Larvchen haben und ſo wird es ihr ja nicht an Gelegenheit fehlen, ſich recht bald am Arm eines Würdigeren, der ihren Beſitz beſſer zu ſchätzen weiß, über den armen Krautjunker luſtig zu machen, der von ſo viel Jugend und Schönheit

so ungerührt blieb und die weisen Absichten einer zärtlich besorgten Mutter so schmählich vereitelte."

Das stimmte nun zwar nicht ganz mit dem, was ich kürzlich, aus einem zufälligen Gespräch, das meine Tischnachbaren mit halber Stimme unter sich führten, über denselben Gegenstand vernommen hatte. Danach sollte es vielmehr der Graf gewesen sein, der von Constanzen oder richtiger gesagt von ihren Eltern aufgegeben worden und zwar eben infolge jenes unseligen Abenteuers mit der schönen Schauspielerin, das ich früher so gleichgiltig mit angehört hatte und das nun auf so unerwartete Weise meinem eigenen Herzen so nahe getreten war. Doch verschlug das im Grunde nicht viel, da ja die Thatsache in beiden Fällen dieselbe blieb und da überdies beide Auslegungen recht wohl neben einander bestehen konnten. Es war ein Heirathsplan der Eltern gewesen, nicht der Kinder, die sich immer fremd geblieben und so konnte man ja recht wohl auf beiden Seiten gleichzeitig zu der Einsicht gelangt sein, wie viel besser es sei einen Plan aufzugeben, der mit den Wünschen der Letztern so wenig harmonirte. — Merkwürdig blieb dann immer nur noch die Gelassenheit, mit welcher die alte Gräfin das Scheitern ihres Lieblingswunsches ertrug. Allein auch dies konnte

mich nicht wundern, seit ich die ungemeine Gewalt sah, welche der junge Graf auf seine Mutter ausübte und die wahrhaft thörichte Liebe, mit welcher sie auf jeden seiner Wünsche einging. Und nur in Betreff Isabella's sollte dies überfließende Mutterherz unerweichlich sein? Unmöglich! —

Minder gut gelang es Waldemar, sich in Betreff eines andern Punktes zu rechtfertigen, der mir doppelt peinlich war, da mein natürliches weibliches Zartgefühl mir verbot, ihn vollständig zu erörtern. Nämlich wenn er Isabellen wirklich so liebte und wenn seine Neigung wirklich so treu und ernst gemeint war, wie er versicherte, was hinderte ihn denn, der schönen Flüchtigen nachzueilen und sie im Triumph auf das Schloß seiner Väter zurückzuführen? Angenommen selbst, daß die Schuld der Trennung wirklich auf Isabella fiel und daß es in der That nur ihr übertriebener Stolz gewesen war, was das Zustandekommen eines von beiden Seiten so heiß begehrten Bündnisses hintertrieben hatte — warum versuchte er denn nicht noch nachträglich, diesen Stolz zu brechen? Warum unterwarf er sich so ohne Widerstand einer Entscheidung, die ihn angeblich so unglücklich machte und die doch, wenn er wirklich ein echter rechter Liebhaber war, seinen Bitten und

Thränen, seinen Schwüren und Betheuerungen gewiß nicht Stand gehalten hätte? — Seit ihrem ersten Briefe hatte Florine mir bereits verschiedene Male wieder geschrieben. Doch wurden die einzelnen Briefe immer kürzer und immer düsterer, so daß ich aus jedem deutlicher ersah, wie unüberwindlich diese Leidenschaft war und wie unglücklich sie durch dieselbe gemacht wurde. Ich erklärte mich gegen Waldemar bereit, ihm den Ort zu entdecken, wo seine Geliebte sich aufhielt, aber nur unter der Bedingung, daß er stehenden Fußes ihr nacheilte und nicht eher abließ, bis er ihren unglücklichen Eigensinn — nämlich wenn es wirklich nichts weiter war — gebrochen hätte.

Und auf diese Bedingung — sollte man es für möglich halten? — weigerte er sich einzugehen.

„Sie sind ein gutes, liebes, theilnehmendes Kind," sagte er, „und mit innigster Rührung erkenne ich die Nachsicht, die Sie mit mir haben; ja wer weiß, wenn mein Herz nicht so fest gebunden wäre, wie gefährlich sie selbst noch für mich werden könnte, diese Nachsicht —"

Wo ein junger Mann mit einem jungen Mädchen wochenlang über Gegenstände verhandelt, wie sie hier zur Sprache kamen, da kann es nicht gut

ausbleiben, daß das Gespräch nicht wenigstens von Seiten des Mannes, wenn auch nur in einzelnen Worten, einzelnen Wendungen, eine gewisse Farbe der Vertraulichkeit annähme, die unter anderen Umständen vielleicht sehr tadelnswerth sein würde. Aeußerungen wie die eben mitgetheilte gehörten dazu; doch darf ich dem Grafen das Zeugniß nicht verweigern, daß sie im Ganzen selten waren und daß er durchgängig in seinem Benehmen gegen mich, trotz der intricaten Punkte, die wir zuweilen verhandelten, eine Zartheit beobachtete und eine Zurückhaltung, die seiner ritterlichen Sitte alle Ehre machte. Vergaß er sich ja einmal und spielte das Gespräch auf jenes Gebiet der Tändeleien hinüber, welches in der großen Welt so beliebt ist wie in der kleinen und das so häufig den einzigen Boden der Unterhaltung darbietet, so wußte ich ja, was davon zu halten und hatte ein Mittel dagegen, das unfehlbar war, auch wenn er selbst nichts davon ahnte: der Geliebte der Mutter konnte unmöglich der Gourmacher der Tochter sein. — Auch genügte jedesmal ein ernster Blick von mir oder je nach Umständen auch ein Scherz oder ein leichter Spott, ihn in seine Schranken zurückzuführen.

So auch diesmal.

„Wenn Sie wirklich glauben, Graf Waldemar,“

sagte ich trocken, „daß Sie meine Vermittelung bei Isabella dadurch gewinnen, daß Sie mir Ihre Liebe erklären, so sind Sie sehr im Irrthum —"

„So bin ich im Irrthum, gewiß," wiederholte er, indem er mir lächelnd die Hand küßte: „Aber ich falle Ihnen ja auch mit keiner Liebeserklärung beschwerlich, sondern ich sage nur, was alle Welt weiß, die so glücklich ist, Sie zu kennen: nämlich daß Sie das beste, hilfreichste und freundschaftlichste Herz haben, das jemals geschlagen. Was nun aber," fuhr er fort, „mein Verhältniß zu Isabella betrifft, so würde ich, wie ich schon öfters die Ehre hatte Ihnen zu sagen, es als das größte Glück meines Lebens ansehen, ihr jedes Opfer zu bringen, das sie irgend von mir verlangen kann. Aber wenn sie ihren Stolz hat, so habe ich auch den meinen, und ich glaube nicht parteiisch zu sein, wenn ich behaupte, daß dieser Stolz des Mannes zum mindesten ebenso berechtigt ist wie —"

„Aber genug," unterbrach er sich selbst, „dies ist ein Punkt, mein liebes Fräulein, über den es wohl kaum möglich sein wird uns zu verständigen, die Ansichten der Männer und die Empfindungen der Frauen gehen darin wohl zu sehr aus einander. Vielleicht bin ich ein andermal so glücklich, mich Ihnen darüber

verständlicher zu machen oder vielleicht gelingt es auch Ihnen, mich zu Ihrer Ansicht herüber zu ziehen. Einstweilen bitte ich nur um die Erlaubniß, diese Gespräche ab und zu fortsetzen zu dürfen; reißen sie auch die Wunde meines Herzens jedesmal vom frischen auf, so sind sie doch auch zugleich mein einziger Trost und Sie wissen ja wohl, liebes Fräulein — oder nein," verbesserte er sich selbst, indem er mich mit einem Blicke streifte, vor dem ich unwillkürlich erröthete: „Sie wissen nicht, Sie haben wohl nur gehört, daß es Wunden giebt, an denen man lieber verblutet als daß man sie zuheilen läßt . . . ."

Zwölftes Capitel.

Verschiedene Wirkungen.

Aber wenn die größere Ruhe, die seit einiger Zeit im Schlosse eingekehrt war, den diplomatischen Verkehr (denn dazu war es nachgerade geworden) zwischen Waldemar und mir begünstigte, so hatte sie auch auf der andern Seite zur Folge, daß dieser Verkehr selbst von unserer Umgebung weit mehr bemerkt

ward, als es in den ersten geräuschvollen Wochen der Fall gewesen war.

Die Wirkung davon war, je nach den verschiedenen Persönlichkeiten, sehr verschieden; die Einen wurden freundlicher gegen mich, die Andern kälter.

Zu den Erstern gehörte wunderbarer Weise meine Gebieterin. Die Theilnahme, welche der junge Graf mir erwies und die sich denn auch in mancherlei kleinen gesellschaftlichen Aufmerksamkeiten äußerte, hatte mich in ihrer Gunst vollständig wiederhergestellt. Ein junges Mädchen, mochte sie wohl denken, für welches ein so ausgezeichneter Cavalier wie Graf Waldemar die Gnade hatte einiges Interesse zu zeigen, konnte unmöglich so ganz unbedeutend und nichtssagend sein; der Graf war Gebieter über Alles im Hause, ihm gehörte alles Schönste und Beste, was es auf Erden gab, — wie hätte nicht auch ein armes Gesellschaftsfräulein es sich zur höchsten Ehre anrechnen sollen, das Wohlgefallen des jungen Magnaten auf sich zu lenken? Es war mir in der Stille ungemein komisch, mit welcher Freundlichkeit die alte Dame mich behandelte und welche bis dahin ganz unbekannten Egards sie gegen mich nahm, sei sie einigemal gesehen, wie Graf Waldemar sich nach der Tafel mit mir in eine Fensternische zurückgezogen, ja

wie er ſogar einige Male die übliche Spielpartie abgelehnt hatte, um die Unterhaltung mit mir fortzuſetzen.

Freilich hatte die Sache auch ihre ernſthafte Seite: allein auch dieſe ſchlug, bei Licht betrachtet, zu meinem Vortheil aus. Die Gräfin mußte doch ſehr überzeugt ſein von meinem geſellſchaftlichen Takt und meiner ſittlichen Feſtigkeit, um dieſe Annäherung ihres Sohnes ſo ganz ohne die geringſte Beſorgniß zu ſehen; ſie mußte doch ſehr gut denken von dem Verſtande des armen kleinen Geſellſchaftsfräuleins, daß ſie niemals auf den Gedanken kam, dieſe Aufmerkſamkeiten des jungen Grafen, mir erwieſen ſelbſt unter den Augen der ahnenſtolzen hochfahrenden Mutter, könnten mir irgendwie den Kopf verdrehen. Oder kam es ihr darauf vielleicht gar nicht an? Betrachtete ſie mich nur als ein Spielzeug, eben gut genug, dem gnädigen jungen Herrn die Langeweile zu vertreiben? Ich fürchte ſehr, dieſe letztere Auslegung war die richtigere, ſo wenig ſie mir auch damals in den Sinn kam. —

Dagegen zog ich aus dieſer unerwarteten Nachſicht der alten Gräfin einen andern Schluß, der mir wiederum höchſt beluſtigend war. Ich ſah daraus, daß ſie jeden Verdacht in Betreff der ſchönen Schau-

ſpielerin aufgegeben hatte, mochte dieſer Verdacht nun ihren Sohn treffen oder mich ſelbſt: denn in beiden Fällen würde ſie wohl hinlängliche Mittel gefunden haben, den Verkehr zwiſchen uns zu beſchränken oder ganz zu verhindern. Dieſer letztere Umſtand ergötzte mich ganz beſonders. Es war wirklich eine eigenthümliche Nemeſis, die über dem Haupt der guten Frau ſchwebte und ihr Auge verblendete: ſo lange ich nicht daran gedacht hatte, Intriguen gegen ſie zu ſpinnen, hatte ſie mich mit ſchlecht verſtecktem Argwohn betrachtet und jetzt, da die Intrigue im vollen Gange und da ich allen Ernſtes drauf und dran war, eine Verſchwörung gegen ſie zu ſtiften, jetzt bot ſie mir ſelbſt die Hand dazu!

Ebenſo zuvorkommend erwies ſich der alte Rittmeiſter gegen mich; auch bei ihm waren, ſeit Graf Waldemar mich ſo ſichtlich auszeichnete, meine Actien ganz gewaltig geſtiegen. Da war keine Spur mehr von der Kälte und Fremdheit, die er noch vor kurzem gegen mich affectirte und die dem alten wunderlichen Geſellen ſo höchſt poſſierlich ſtand. Im Gegentheil, er ſpielte ganz wieder den dienſtergebenen Cavalier, wie in der erſten Zeit unſerer Bekanntſchaft; jeder leiſeſte Wunſch, welchen ich

äußerte, wurde sogleich von ihm ins Werk gesetzt, mit altväterischer Galanterie umkreiste er mich wie der Mond die Sonne und nur wenn der Graf selbst sich mir näherte, zog er sich sogleich in ehrerbietige Ferne zurück.

Desto unerfreulicher dagegen war die Wirkung auf meinen Freund, den Maler. Auf Waldemar's dringende Einladung und weil man sich noch immer nicht wegen des Bildes geeinigt hatte, das er für den Grafen malen wollte oder sollte, war Rudolph unter den Gästen, die am längsten verweilten. Ja schon verlautete, daß er seinen Aufenthalt vermuthlich über den ganzen Winter ausdehnen würde: eine Aussicht, die namentlich mir recht erwünscht war, indem Rudolph, trotz seiner grandiosen Häßlichkeit und trotz seiner etwas seltsamen Manieren, doch eigentlich der einzige Mensch im ganzen Schlosse, mit dem sich ab und zu einmal ein vernünftiges Gespräch führen ließ.

Rudolph selbst zwar wollte von dieser Aussicht noch nichts wissen.

„Sie geben vor," sagte er eines Tages zu mir, während ich am Zeichenbrett saß und mich bemühte, seinem Unterricht Ehre zu machen. — „Sie geben vor, die Verlängerung meines Besuches würde

Ihnen nicht ganz unangenehm sein und doch, mein Fräulein, sind gerade Sie es, die mich von hier forttreibt . . ."

„Ich?!" rief ich mit komischem Pathos: „Sie sehen mich untröstlich, Herr Rudolph! Und darf ich wissen, wodurch ich Ihren allerdurchlauchtigsten Schönheitssinn dermaßen verletzt habe, daß Sie die Flucht vor mir ergreifen müssen? Habe ich etwa verlangt, Sie sollen mich portraitiren?"

Dieser neckende Ton war seit einiger Zeit zwischen uns üblich und in der That war es fast die einzige Manier, sich vor seinen oft höchst wunderlichen Einfällen zu retten.

„Spotten Sie nur," erwiederte er ingrimmig: „Sie wissen recht gut, was ich meine — ab Fräulein Helene, Sie sind doch sonst ein leidlich verständiges Frauenzimmer, das allenfalls auch im Stande ist, ein ernstes und gediegenes Wort mit anzuhören, ohne Einem geradezu ins Gesicht zu gähnen — wie bringen Sie es nur übers Herz, wie machen Sie es möglich, die faden Schmeicheleien dieses unausstehlichen Menschen, dieses Waldemar, mit anzuhören? Ich bin sein Gast und darum schickt es sich nicht für mich, ihm etwas Uebles nachzureden: aber das müssen Sie mir doch zugeben, Fräulein, daß

man im kleinen Finger mehr Geist und Verstand haben kann als Graf Waldemar in seinem ganzen wohlgepflegten Leibe und kann doch noch immer ein sehr mittelmäßiger Kopf sein —"

„Sie sprechen," sagte ich halb scherzend, halb im Ernst, „nicht blos von Ihrem Wirthe, Herr Rudolph, sondern auch von dem Sohne meiner Gebieterin und dem künftigen Herrn dieses Schlosses sprechen Sie, und also muß ich Sie bitten, Ihrer Zunge ein wenig mehr Zwang aufzuerlegen. Was im Uebrigen," fuhr ich, in dem frühern neckenden Tone, fort, „Ihre Besorgniß angeht, meine bescheidene Geistesgaben könnten im Umgang mit dem Grafen nicht die ihnen nöthige Entwickelung finden, so kann ich Sie über diesen Punkt vollkommen beruhigen: wenn Sie wirklich schon einmal fade Schmeicheleien aus dem Munde des Grafen vernommen haben, so sind Sie glücklicher oder vielmehr unglücklicher gewesen als ich: denn meine Unterhaltungen mit ihm sind im Gegentheil alle sehr ernster Natur — beinahe ebenso ernst und tiefsinnig, wie diejenigen, welche Sie mit mir zu führen pfleger, mein sehr bärbeißiger Freund —"

„Und darf ich fragen, was der Gegenstand dieser

tiefsinnigen Unterhaltungen ist?" erwiederte der Maler, mich mit finstern Blicken messend.

„Nein," versetzte ich lächelnd, „das dürfen Sie nicht. Denn erstlich würde ich es Ihnen nicht sagen und zweitens schickt es sich überhaupt nicht, daß ein Herr die Unterhaltungen einer Dame mit einem andern Herrn zum Gegenstand seiner Nachfragen macht; merken Sie sich das, mein lieber ungeleckter Bär —"

„Gut, gut," murmelte er, indem er langsam sein Zeichengeräth zusammenpackte, „es ist ganz gut so, Fräulein Helene. Aber wenn Sie diesen Grafen so kennten wie ich — aber nein, nein," unterbrach er sich selbst, „ich habe Ihnen ja schon gesagt: er ist mein Wirth, ich wohne unter seinem Dach, und darum also nur noch das eine Wort, mein Fräulein: wenn Ihnen wirklich daran gelegen ist, daß ich den Winter über hier bleibe — ich meine," verbesserte er sich, indem eine dunkle Röthe sein für gewöhnlich so bleiches Angesicht übergoß; „wenn Ihnen daran gelegen ist, die Zeichenübungen mit mir fortzusetzen und das bischen Talent, das Sie haben und das dieser Aufmerksamkeit wohl werth wäre, einigermaßen gründlich auszubilden, so —"

„Glückliche Reise, mein Freund," rief ich lachend, „und kehren Sie zum Frühjahr in besserer

Lanne wieder, für jetzt ist mir Ihr Humor zu winterlich . . ."

Damit wandte ich mich zur Gesellschaft zurück, während der Maler murrend und brummend bei Seite schlich.

Dreizehntes Capitel.

Festpläne.

Solche Auftritte wiederholten sich jetzt öfter zwischen dem Maler und mir, und so arglos mein Herz dabei auch war, so hätte ich doch nicht ein Frauenzimmer und nicht achtzehn Jahre alt sein müssen, wenn ich nicht jedesmal meine stille Freude daran gehabt hätte. Jeder Mensch trägt seinen Dämon in sich und der gefährlichste Dämon für uns Weiber ist die Eitelkeit. Sie braucht sich nicht immer in Sammt und Seide zu blähen, diese Eitelkeit, im Gegentheil: es giebt auch eine sehr unscheinbare, sehr verborgene Eitelkeit, eine Eitelkeit des Herzens, die mit dem unschuldigsten, natürlichsten Wohlbehagen beginnt, deren eigentliche Beschaffenheit wir selbst nicht ahnen — und die uns doch endlich dahin reißt, wohin wir nie hätten kommen sollen . . .

Und überdies war er gar zu drollig, der gute Rudolph, wenn er so recht in Aufregung gerieth und die schwere Zunge, beflügelt von Groll und Zorn, so recht seltsame, unerhörte Einfälle daherſprudelte. Ja ich machte die Entdeckung, daß er sogar schön wurde in seinem Zorn, dieser grundhäßliche Mann: die wirren schwarzen Haare ringelten sich, die dunkeln Augen brannten und die blendend weißen Zähne leuchteten hell wie das Gebiß eines Tigers zwischen den stark gewölbten Lippen hervor. Es machte mir eine stille Freude, ihn in Zorn zu versetzen; ich kam mir dabei vor wie einer jener Thierbändiger, die mit frevelhafter Kunst den gefesselten Löwen zur Wuth reizen, um ihn gleich darauf mit einem Wink ihrer Hand wieder zur Ruhe zu bringen. Denn auch von mir genügte ein Wink, ein Blick, ein freundliches Wort, um den zürnenden Freund sofort wieder zu besänftigen und ihn so schmiegsam und harmlos zu machen, wie er seiner schroffen, eckigen Natur nach überhaupt sein konnte. Ach ja wohl, es war eine frevelhafte Kunst, die auch ich betrieb, jetzt sehe ich es nur allzu deutlich: aber damals hatte ich keine Ahnung davon, ich war, wie gesagt, achtzehnjährig, unbekannt mit der Welt, ohne Erziehung — man müßte denn die Erziehung der Tante Fränzchen

rechnen wollen und gerade dieſe hatte mich ja gelehrt, daß die Männer da ſeien von uns Weibern beherrſcht zu werden. Nun denn, hier war ein Mann: er ſträubte ſich gegen das Joch, er wehrte ſich, ſchüttelte ſich — und doch ſagte ein gewiſſer natürlicher Inſtinct mir, daß das Joch ihm nicht ganz ſo verhaßt war wie er that — und alſo beherrſchte ich ihn.

Inzwiſchen ging der Herbſt mit ſtarken Schritten zu Ende, die letzten Gäſte rüſteten ſich zur Heimkehr und auch Rudolph verkündigte mir, daß ſeine Abreiſe für die nächſten Tage beſchloſſen ſei. Es that mir leid, den angenehmen Geſellſchafter zu verlieren; doch beruhigte ich mich bei der Hoffnung ihn zum nächſten Frühjahr, wo er hier einige landſchaftliche Studien machen wollte, wieder zu ſehen.

Um die bevorſtehende Abreiſe der Freunde nicht ohne den gehörigen Glanz zu laſſen und gleichſam noch ein letztes Siegel zu ſetzen unter die Luſtbarkeiten dieſes an Ergötzungen aller Art ſo reichen Herbſtes, dem nun freilich ein deſto einſamerer Winter folgen ſollte, beſchloß der Graf als guter Wirth noch eine letzte beſonders feſtliche Jagdpartie zu veranſtalten. Damit es derſelben an keiner Art von Glanz fehle, trug er der alten Gräfin an, auch die

Damen der Nachbarſchaft dazu einzuladen; ſie ſollten auf einem eigens dazu hergerichteten Pavillon dem Treibjagen zuſehen, die Preiſe an die beſten Schützen vertheilen und dann ſollte ſchließlich ein Ball die Freuden des Feſtes krönen.

Aus mir unbekannten Gründen indeß (vermuthlich wollte ſie den Bruch mit Conſtanze und ihrer Familie nicht gar zu öffentlich machen) weigerte ſich die ſonſt ſo nachgiebige Mutter auf dieſen Wunſch einzugehen. Die tanzfähigen Damen, meinte ſie, wären alle ſchon in der Reſidenz oder ſtänden doch im Begriff dahin aufzubrechen und würden ihr wenig Dank für eine Einladung wiſſen, durch die ihre Abreiſe nur unnöthig verzögert würde.

„Damit Du jedoch ſiehſt, mein Sohn," ſagte ſie, „wie gern ich Dir zu Willen bin, wohlan: haben wir nicht die ganze Zeit her mit Euch vortrefflich haus gehalten, wir beiden Damen vom Lande? Und iſt es eigentlich nicht ein ſchlechtes Compliment, daß Du uns machſt, mir und dem guten Fräulein da, daß Du auf einmal ſolch Verlangen zeigſt, noch andere Damen zu ſehen? Auf dem Lande, mein guter Sohn, muß man ſich einzurichten wiſſen: ſag' der Kammerfrau, daß ſie meinen großen Pelz aus der Garderobe nimmt und laß die Schimmel vor meinen Wagen

spannen, sie sind schon etwas steifbeinig, aber dafür sind sie auch fromm wie die Lämmer und können das Schießen am besten vertragen. Ich fahre mit Euch hinaus; Johann soll mich fahren, er weiß mit den Pferden am besten umzugehen. Fräulein Helene kann reiten wie ein Jokei, sie kann als Amazone mit Euch durch die Wälder fliegen und wenn Euch das noch nicht genügt, gut, mein Sohn: soll ich vielleicht unsere Cousinen einladen lassen?"

„Um des Himmelswillen nicht, gnädige Frau Mutter," rief der Graf lachend, indem er der alten Dame ehrerbietig die Hand küßte: „wenn Sie und Fräulein Helene uns die Ehre Ihrer Gegenwart schenken, so ist mein Fest so glänzend, wie ich nie zu hoffen gewagt; Johann soll die Schimmel einspannen und dem Fräulein will ich die besten Renner aussuchen aus dem ganzen Stalle."

Der Plan fand allgemeine Billigung und auch ich freute mich bei der Aussicht, wieder einmal im gestreckten Galopp, die klaffenden Hunde hinter uns, durch die grüne Nacht der Wälder zu jagen.

Nur Rudolph machte eins seiner gewöhnlichen skeptischen Gesichter.

„Und wann, wenn ich fragen darf," sagte er, „soll dies Götterfest vor sich gehen?"

„Nun natürlich," erwiederte der Graf unbefangen, „so lange Sie noch hier sind, lieber Rudolph."

„Sagen Sie das nicht, Herr Graf," erwiederte der Maler, doch so leise, daß nur ich es hören konnte, die ich zufällig neben ihm saß: „es könnte das ein Grund für mich sein, noch in dieser Minute abzureisen . . ."

Vierzehntes Capitel.

Auf der Jagd.

Indessen, wie es mit dem Meisten geht, wovon vorher recht viel gesprochen ist und wozu man recht viele Vorurtheilen getroffen hat, so auch mit dem Fest des Grafen. Nicht blos die Damen der Nachbarschaft hatten bereits die gewohnte winterliche Reise in die Residenz angetreten, sondern auch die Mehrzahl der Herren hatte sich ebenfalls bereits dahin begeben. Andere waren durch Geschäfte, Andere durch frühere Zusagen, Einige auch durch Unpäßlichkeit verhindert, und so fiel die Gesellschaft bei weitem minder zahlreich aus, als der Graf ursprünglich beabsichtigt hatte. Den Meisten von uns war das

in der Stille recht lieb, da Alle mehr oder weniger von Festlichkeiten übersättigt waren; ich aber freute mich ganz besonders darüber, indem ich im kleineren Kreise mich weit ungenirter bewegen und mir also auch weit mehr Vergnügen versprechen durfte, als in dem Tumult einer größern, mir meistentheils fremden Gesellschaft, in der ich ja doch immer nur das Gesellschaftsfräulein blieb und wenn ich mein Pferd auch noch so schulgemäß zu pariren verstand.

Endlich brach der lang erwartete Morgen an. Es war ein Tag, so schön wie man ihn im Spätherbst nur immer erwarten kann: ein wenig kalt, aber klar und hell und für die Freuden der Jagd vollkommen geeignet. Die Gäste fanden sich ein, die Pferde wurden vorgeführt, die Gräfin, höchst stattlich im sammtenen Leibpelz, bestieg ihre Schimmelcaniolage; die Hörner schmetterten, die Hunde bellten und fort ging es im fröhlichen Zuge.

Der Graf hatte Wort gehalten; er hatte mir ein Thier ausgesucht, von edelstem Blut, jung und feurig, ja vielleicht zu feurig für eine Reiterin wie ich, so fromm es sich auch Anfangs stellte. — Waldemar selbst ritt einen stattlichen Goldfuchs, den er mit Meisterschaft lenkte; wie er im Schloßhof so auf- und absprengte und noch hier und dorthin seine Befehle ertheilte,

konnte ich den Wunsch nicht unterdrücken, Florine möchte ihn in diesem Augenblick sehen können: denn er machte in der That eine vortreffliche Figur. — Mein Freund Rudolph dagegen ritt einen großen kohlschwarzen Rappen; es war ein riesenhaftes Thier und doch keuchte und stöhnte es unter der nervigen Faust des behenden Mannes. Auch war er der Einzige, der die Zierde des rothen Jagdfraks verschmäht hatte. „Die Krähe unter den — Fasanen," murmelte er mir zu, indem er seinem Rappen die Sporen gab und weit dahin schoß, dem Zuge voran, wie ein Pfeil vom Bogen.

Der Graf hielt sich in ritterlicher Höflichkeit zur Seite seiner Mutter, während ich, der es nun doch ein wenig befremdlich vorkam, die einzige Reiterin unter so vielen Cavalieren zu sein, mich an der andern Seite des Schlages hielt. Auf dem tiefen Sandweg durch den Forst konnte der Wagen nur langsam fahren und dieser zögernde Schritt, verbunden mit dem Geräusch der Räder und dem Gejohle der Treiber, das weithin durch den Wald ertönte, machte mein Pferd denn doch allmählig ein wenig unruhig. Der Rittmeister jedoch, der dicht hinter mir ritt — der Graf meinte, er führe mich auf, wie ein Tanzlehrer seine Schülerin auf ihrem ersten Balle —

wußte es immer wieder durch Locken und Pfeifen zu beſänftigen und auch ich ſelbſt gewann allmählig meine alte Sicherheit und Unbefangenheit wieder, ſo daß ich das Thier mit Ruhe und Gewandtheit lenkte.

In der Mitte des Waldes war ein Zelt aufgeſchlagen, wo zunächſt ein Frühſtück eingenommen ward. Die Diener liefen eifrig hin und wieder, die Pfropfen knallten und Alles war in der heiterſten Stimmung. Einem Einfall der Gräfin zu Liebe, die ebenfalls in der roſigſten Laune war und ihre Zufriedenheit mit dem geſchmackvollen und zierlichen Arrangement nicht lebhaft genug verſichern konnte, hatte ich einen Zweig röthlichen Eichenlaubs gebrochen und daraus einen Kranz geflochten, der dem beſten Schützen zu Theil werden ſollte. Es gab viel Neckerei, wer der Glückliche ſein würde und um dem Gerede ein Ende zu machen, wand ich den Kranz ſchließlich um meinen eigenen Reithut und erklärte, es ſolle ihn gar Niemand haben, ich wolle ihn für mich ſelbſt behalten.

Wieder klangen die Hörner, die Hunde wurden entkoppelt und die eigentliche Jagd begann. Die Herren vertheilten ſich und da es mir nicht ſchicklich ſchien, an der Jagd ſelbſt Theil zu nehmen, ſo blieb

ich bei der Gräfin zurück. Langsamen Schrittes, wie sie es liebte, ließ dieselbe sich zu einem zweiten Sammelplatz fahren, während ich eben so langsam hinter ihr drein ritt. Das war nun ein ziemlich langweiliges Vergnügen und da mein Pferd derselben Meinung zu sein schien, und auf allerhand Capriolen und Thorheiten verfiel, die mir nicht ganz bequem waren, so schlug ich kurz und gut einen Seitenweg ein und überließ die Gräfin der Führung ihres treuen Johann.

Es war köstlich, so ganz allein mitten durch den Wald zu reiten; nur von fern her knallten einzelne Schüsse und das Echo der Hörner brach sich an den dichten schweigenden Wipfeln. Ich ließ den Zügel auf den Nacken meines Pferdes gleiten und überließ mich jener süßen Melancholie, die uns in der Einsamkeit des Waldes so gern und so häufig beschleicht. Ich gedachte an Florinen, auch an Hermann dachte ich, den lang Verschollenen, und es war mir, als müßten seine treuen braunen Augen mir plötzlich irgendwo aus dem Dickicht der Büsche entgegenleuchten.

Mit einem Male stutzte mein Pferd und wie ich in die Höhe sah, ritt Graf Waldemar neben mir.

„Sie vertrauen dem Gaul zu viel," rief er mir

zu, „es kann hier irgendwo in der Nähe ein Schuß fallen und das iſt eine Probe, die auch das frömmſte Thier nicht immer beſteht.“

Ich dankte ihm für ſeinen guten Rath und im traulichen Geſpräch trabten wir munter dahin. Es hätte mir eigentlich wohl auffallen ſollen, daß der Graf nicht bei der Jagd war: doch war mir das Herz zu voll und zu ſehr in Anſpruch genommen von dem Zauber des Waldes, als daß ich hätte darauf merken ſollen. Auch der Graf war heute beſonders weich und träumeriſch. Zwar kam Iſabellens Name nicht über ſeine Lippen; aber dem feuchten Glanz ſeines Auges und ſeiner ganzen bewegten, zärtlichen Miene glaubte ich es anzuſehen, wie alle ſeine Gedanken bei ihr waren. Ich freute mich des ſtillen Einverſtändniſſes unſerer Seelen und nahm mir nun auch ganz feſt vor, ſein und Florinens Glück zu vermitteln, es koſte was es wolle.

Plötzlich brach ein prächtiges Reh aus dem Gebüſch, in gewaltigen Sprüngen quer vor uns über den Weg ſetzend; eine Meute Hunde folgte mit grimmigem Gebell. In demſelben Augenblick knallte dicht neben uns ein Schuß und wieder einer und von der andern Seite antwortete ein dritter und vierter, ſo nah und ſo raſch nach einander, daß

ich ordentlich zu hören meinte, wie die Kugeln hart an uns vorüberpfiffen. Mein Roß ſchnob und bäumte ſich und immer, wenn ich glaubte die Gefahr wäre vorüber, knallte es hier und drüben, ohne daß wir die Schützen, die Schützen uns erblicken konnten.

„Jetzt gilt es,“ rief der Graf, indem eine leichte Bläſſe über ſein Antlitz flog: „Wir ſind den Schützen in den Weg gerathen — ſchnell, ſchnell! Laſſen ſie das Pferd die Gerte fühlen, Fräulein: wir müſſen ſo raſch wie möglich über dieſe Stelle, es wäre doch ein zu ſchlechter Scherz, ſo mir nichts Dir nichts ein Stück Blei gegen die Schläfe zu kriegen.“

In demſelben Augenblick ſah ich Rudolph uns entgegenſprengen.

„Eilen Sie, eilen Sie,“ rief er uns ſchon von weitem zu, „daß Sie von dieſer Stelle kommen, die ganze Jagd wälzt ſich hieher —“

Und mit kräftiger Fauſt meinem Pferd in die Zügel fallend, riß er es herum, daß ich von der heftigen Bewegung vorn überſchwankte. Das Pferd, ſchon in Aufregung verſetzt durch die Schüſſe und den ſich immer mehr nähernden Lärm der Jagd, machte völlig Kehrt und ſchoß mit raſender Gewalt dahin, denſelben Weg zurück, den ich ſo eben gekommen. Auch der Graf hatte ſein Pferd gewendet und ſuchte

mir zur Seite zu bleiben. Aber mein Renner, beflügelt von Angſt und Schrecken, übertraf den ſeinen an Schnelligkeit.

„Bleiben Sie zurück, Graf,“ rief Rudolph, „Ihr tolles Jagen macht das Pferd der Dame nur immer wilder —“

„Ah, iſt es ſo gemeint,“ — erwiederte der Graf in plötzlichem, mir unerklärlichem Zorn, warf ſeinem Pferd die Zügel über den Kopf und ſtieß ihm die Sporen in die Seiten, daß es dahin brauſte wie ein entfeſſelter Sturmwind.

Es war ein furchtbar ſchöner Ritt, aber gewiß ein furchtbarer und noch jetzt, wenn ich daran denke, ſträuben ſich mir die Haare. Die Herrſchaft über mein Thier hatte ich längſt verloren; willenlos dahin getragen, ſah ich in ſchwindelnder Flucht Baum um Baum an mir vorüberſauſen, während das Geräuſch der Jagd immer ferner, immer leiſer verklang. Rudolph, auf ſeinem rieſigen Rappen, blieb mir dicht zur Seite, wie ein großer ſchwarzer Schatten; auch der Graf hatte uns raſch eingeholt und ſo brauſten wir alle drei dahin, in furchtbarem Wettlauf, wie von Geiſtern getrieben.

Mir ſelbſt war natürlich längſt die Beſinnung entſchwunden; nur mechaniſch hielt ich mich noch im

Sattel. Aber die beiden Männer ſchien bei dieſem tollen Jagen eine furchtbare Trunkenheit zu befallen.

„Gilt's?“ rief der Graf zu Rudolph herüber, in dem Tone, mit welchem er ſeine Wetten anzubieten pflegte.

„Freilich gilt es,“ keuchte dieſer: „nämlich wer von uns beiden zuerſt den Hals bricht — über Fräulein Helene werden hoffentlich die Engel Gottes ihre Flügel breiten: denn mit unſerm Beiſtand möchte es verwünſcht kahl ausſehen . . . .“

Es waren die letzten Worte, die ich hörte: denn in demſelben Augenblick that mein Pferd einen ungeheuren Satz, daß mir Hören und Sehen verging und als ich wieder zu mir kam, fand ich mich auf dem Raſen, die beiden Herren ängſtlich um mich bemüht, unſere Pferde, mit Schaum übergoſſen und an allen Gliedern zitternd, in einiger Entfernung neben uns.

„In der That,“ rief der Maler, da ich die Augen aufſchlug, „die Engel Gottes haben ihre Sache gut gemacht —“

Und nicht ohne tiefe Bewegung erfuhr ich nun, wie mein zügelloſes gewordenes Pferd über einen breiten Graben geſetzt, wobei ich denn ziemlich unſanft in den trockenen Grund deſſelben hinabgeglitten war.

In demſelben Augenblick hatten die beiden Herren ſich von ihren Pferden geſtürzt und waren mir zu Hülfe geſprungen. Doch bedurfte ich derſelben nicht: der Sturz hatte mir wunderbarer Weiſe nicht das Mindeſte geſchadet und nachdem ich mich von meiner Ohnmacht, die blos eine Folge des Schrecks geweſen, erholt, fühlte ich mich ſo geſund und friſch wie vorher. Wir ruhten einige Augenblicke alle drei auf dem Raſen und ſuchten das Abenteuer ſo heiter zu betrachten wie möglich.

„Aber Sie, Graf Waldemar, tragen doch die Schuld an dem ganzen Unheil," ſagte der Maler, „wie konnten Sie ſo unvorſichtig ſein, die Dame in die Linie der Schützen zu führen!"

„Wer giebt auf dergleichen Acht," erwiederte der Graf leicht hin, „wenn er mit einer ſchönen Dame im Geſpräch iſt; wir hatten an Wichtigeres zu denken als an den Weg, nicht wahr, Fräulein Helene?"

Die Aeußerung verdroß mich; da ich aber ſchon ſah, wie Rudolph die Zähne aufeinanderbiß, ſo ſtellte ich mich, als hätte ich ſie ganz überhört und ſagte:

„Niemand trägt die Schuld, meine Herren, als ich ſelbſt; unſer guter Rittmeiſter wird unglücklich

ſein über die geringe Ehre, die er mit ſeiner Schü-
lerin eingelegt hat. Laſſen wir das Ganze denn un-
ter uns bleiben, Sie erſparen mir damit eine Be-
ſchämung, meine Herren."

Der Maler fing die Roſſe ein, die ihren Ueber-
muth vollkommen ausgetobt zu haben ſchienen und
ſich gutwillig aufzäumen ließen, als wäre nichts
vorgefallen. Schon hatte ich den Fuß im Bügel,
als Waldemar ſagte:

„Horch, eben wird das Halali geblaſen und
wir ſind nicht dabei. Aber was meinen Sie, Ru-
dolph, wir ſind doch die glücklichſten Schützen
geweſen?"

„Ganz gewiß ſind wir das geweſen," entgeg-
nete Rudolph, mit Blicken, die den Grafen durch-
bohren zu wollen ſchienen, „und es kommt nun nur
noch darauf an, wen das Fräulein ſelbſt als den
eigentlichen Sieger anerkennt —"

„Ah," ſagte ich — und zwar ſagte ich es,
um nur überhaupt etwas zu ſagen, da das wun-
derliche Weſen des Malers mich ängſtigte und ich
ihn gern durch irgend etwas verſöhnen wollte —
„Sie meinen den Kranz, den ich auf dem Hute trage.
Für zwei Lebensretter iſt Ein Kranz offenbar zu we-
nig: allein da ich nicht mehr habe" — indem ich

ihn vom Hute löste — „wohlan, so gebe ich ihn Ihnen, Rudolph, Sie waren doch der Nächste an mir . . . . . "

Der Maler, mit flammendem Blicken, ließ sich auf ein Knie vor mir nieder, während ich den Kranz an seinem Hut befestigte.

Der Graf schlug eine leichte Lache auf.

„Und also ich soll leer ausgehen?" sagte er: „womit habe ich das verdient, mein Fräulein?"

„Weil ich für Sie etwas Besseres habe, mein Graf," sagte ich leise, indem ich mich von ihm in den Sattel heben ließ. Ich dachte dabei an Florinen; woran der Graf denken mochte, weiß der Himmel, ich sah nur, wie er sich mit schadenfrohem Lächeln in den Sattel schwang und querfeldein nach dem Sammelplatz galloppirte, während ich und Rudolph ihm in gemessenem Tempo folgten.

Fünfzehntes Capitel.

Die Schlinge fällt zu.

Als ich am Abend desselben Tages, erschöpft von dem Abenteuer der Jagd, mich frühzeitig auf

mein Zimmer zurückzog, fand ich daselbst einen Brief von Florinen. Sie kündigte mir darin ihre nah bevorstehende Abreise von Paris an; wohin sie sich zunächst zu begeben gedenke, davon erwähnte sie nichts und ebenso wenig äußerte sie auch irgend etwas, was mich auf eine baldige Wiedervereinigung mit ihr schließen ließ. Ueberhaupt trug der ganze Brief ein unsäglich trübes, finsteres Gepräge; Waldemars Name kam nicht darin vor, noch überhaupt etwas, was auf ihre unselige Leidenschaft deutete. Aber gerade dieser Umstand erschreckte mich: denn es verrieth mir die ganze Hoffnungslosigkeit, die sich der Unglücklichen bemeistert hatte.

Aufgeregt durch die Ereignisse des Tages wie ich war, setzte ich mich sogleich hin und schrieb ihr eine Antwort voll herzlichen, freudigen Trostes; ich offenbarte ihr, daß Waldemar seit Monaten im Schlosse, daß ich beinahe täglich mit ihm von ihr spreche, daß sein Herz noch ganz die alten Empfindungen für sie hege und daß ich fest überzeugt sei, es werde sich noch Alles auf das Glücklichste lösen.

Dann, da ich einmal im Zuge war, entwarf ich rasch noch einen zweiten Brief — einen Brief an den Grafen. Unsere bisherigen Unterredungen hatten, wie man sich erinnert, noch immer zu keinem Ziele ge-

führt; eine sehr natürliche mädchenhafte Scheu verschloß mir jedesmal den Mund und verhinderte mich, das Wort auszusprechen, worauf doch eigentlich Alles ankam: das einfache und doch so inhaltschwere Wörtchen Heirath. Der Graf sollte nach Paris eilen, sich dort mit Florinen versöhnen, sie zum Traualtar führen und dann mit ihr zurückkehren und getrosten Muthes abwarten, was seine Mutter und die Welt dazu sagen würden. Zwar hatte der Graf in diesem Augenblick keine Ahnung davon, wie nahe ich dem Herzen seiner Geliebten stand. Aber wenn mein Plan gelang — und wie hätte er nicht gelingen sollen?! so mußte er es ja nothwendig erfahren und schwerlich würde es seinem Zartgefühl dann angenehm gewesen sein, wenn die Tochter so unmittelbar, in eigenster Person, die Freierwerberin der Mutter gemacht hätte. Deshalb zog ich nicht nur die schriftliche Erörterung überhaupt vor, sondern ich richtete meinen Brief auch so ein, daß er nur für Waldemar verständlich war, nämlich wenn er ihn verstehen wollte, während der Name meiner Mutter sowie die Einzelnheiten des Verhältnisses völlig aus dem Spiele blieben. Ich schilderte ihm also nur im Allgemeinen die Qualen einer unbefriedigten Leidenschaft, erinnerte ihn an die Versicherungen und Schwüre, die er so oft vor meinen Ohren wiederholt

und ermahnte ihn zu bedenken, was er seiner Pflicht, seiner Ehre und vor allem seinem eigenem Herzen schuldig sei. Ich verkenne, setzte ich hinzu, die Schwierigkeiten nicht, die sich meinem Verlangen entgegenstellten: doch hätte ich Mittel in Händen sie zu beseitigen, von denen er jetzt noch keine Ahnung und die ich ihm mit Freuden zur Verfügung stelle, sobald er selbst es nur wolle.

Damit spielte ich auf mein Verhältniß zu Florine an und in der That zweifelte ich keinen Augenblick, daß, wie groß der Stolz der wunderbaren Frau auch sein und welche Gründe sie bisher auch gehabt haben mochte, die Hand des Grafen auszuschlagen, sie doch kein Bedenken tragen würde, dieselbe anzunehmen, wenn es die eigene Tochter war, die ihr den Geliebten zuführte. —

Es war meine Absicht gewesen, Waldemar den Brief persönlich zu übergeben und mündlich zu erläutern, was darin etwa noch unklar geblieben sein sollte; es ist immer leichter über etwas zu sprechen, was der Andere der Hauptsache nach schon kennt, als einen mißlichen Gegenstand ganz von Anfang an mündlich zu verhandeln.

Doch hatte das Abenteuer im Walde mich doch mehr angegriffen als ich selbst geglaubt hatte; ein

kleines Unwohlsein, als Folge desselben, nöthigte mich am folgenden Tage mein Zimmer zu hüten. Um keine Zeit zu verlieren, übergab ich den für Waldemar bestimmten Brief meiner Zofe, mit dem Auftrag ihn auf das Zimmer des Grafen zu tragen. Der Blick, mit dem das einfältige Ding mich ansah, da ich ihr den Brief in die Hand gab, hätte mich unter andern Umständen gewiß tief empört. Indessen meiner guten Absicht mir bewußt, achtete ich nicht darauf; mochten die Leute mich doch kurze Zeit in einem thörichten Verdachte haben, es geschah ja für meine Mutter. Auch war ich fest entschlossen, falls auch dies letzte Mittel ohne Wirkung bleiben sollte, das Schloß zu verlassen und auf gut Glück zu meiner Mutter zu eilen; Waldemar war dann wirklich ein Unwürdiger und die Bedauernswerthe bedurfte dann eines Herzens, sie zu trösten und für den Verrath ihrer Liebe zu entschädigen.

Den Brief an meine Mutter gab ich dem Reitknecht mit, der eben mit Briefen und Aufträgen des Grafen auf die nächste Poststation ritt. Dann setzte ich mich in mein Eckchen und ließ den Blick vergnügt durch das kleine Zimmer schweifen, auf welchem das Auge meiner Mutter mit soviel Wohlgefallen geruht hatte; ich glaubte meine Sache wieder einmal außerordentlich klug gemacht zu haben . . . . .

Achtes Buch.

Schuld und Buße.

Erstes Capitel.

Neue Gäste.

Mein Unwohlsein war ernstlicher als ich geglaubt hatte, ich mußte einige Tage das Bett hüten und auch nachdem ich dasselbe verlassen, fühlte ich mich noch zu angegriffen, um in den Gesellschaftszimmern zu erscheinen. Ich bedauerte dies einigermaßen, theils weil es mir die mit so viel Spannung erwartete Mittheilung des Grafen verzögerte, theils auch weil ich fürchtete, Rudolph möchte abreisen, ohne daß ich ihn noch einmal gesehen und ihm noch ein letztes freundliches Wort zum Abschied gesagt hätte. Und das hatte er doch gewiß um mich verdient, der wackere Freund, der sich noch zuletzt, bei dem Abenteuer auf der Jagd, so muthig und theilnehmend gezeigt hatte.

Doch sollte ich über diesen letztern Punkt bald

beruhigt werden, indem meine Zofe mir erzählte, daß zwar die übrigen Gäste am nächsten Morgen das Schloß mit Sack und Pack verlassen würden, Herr Rudolph aber habe seinen Entschluß geändert und werde wohl den ganzen Winter über auf dem Schlosse bleiben. Ich mußte mir einigen Zwang anthun, um das Mädchen nicht merken zu lassen, wie angenehm diese Nachricht mir war; kam es mit dem Grafen noch zu irgend einer Katastrophe, so war ich gewiß, an Rudolph einen Freund zu haben, auf dessen treuen und uneigennützigen Beistand ich mich verlassen durfte.

Als ich am nächsten Morgen in das Gesellschaftszimmer herunterkam, fand ich meine alte Gräfin völlig einsam; nicht nur die Gäste, die bisher so viel Leben im Schloß verbreitet, hatten dasselbe verlassen, sondern auch Graf Waldemar selbst, dieses Muster eines Wirthes, hatte es für seine Pflicht gehalten, ihnen noch auf einige Tage das Geleit zu geben. Auch der Rittmeister, der sich solche Gelegenheiten nicht leicht entgehen ließ, hatte sich der lustigen Reisegesellschaft angeschlossen. Nur der Maler war zurückgeblieben; er werde wohl im Walde stecken, meinte die Gräfin, und sich irgend einen alten stattlichen Baum aussuchen, den er ‚in seine Seele aufnehmen' könnte.

Der Gegensatz zwischen dem Lärmen, der so viele

Wochen in diesen Räumen geherrscht hatte, und der Stille, die jetzt wieder in dieselben eingekehrt, war groß, aber für meine erschöpften Nerven nicht unerwünscht. Rudolph, der sich eine förmliche Werkstatt im Schlosse eingerichtet hatte und sehr eifrig über allerhand Entwürfen und Plänen war, ließ sich fast nur zur Theestunde blicken; wenn er aber erschien, war er sanft und mittheilsam und suchte uns beide vereinsamte Frauen so gut zu unterhalten, wie nur irgend in seinen Kräften stand.

Dagegen frappirte es mich sehr, daß Waldemar im Stande gewesen war, das Schloß gerade jetzt zu verlassen, wo er doch wissen mußte, mit welcher Spannung ich seiner Antwort entgegensah. War es vielleicht gerade diese Antwort, der er aus dem Wege gehen wollte? Dachte er vielleicht, es wäre Antwort genug, daß er auf einen solchen Brief, in einer solchen Angelegenheit, statt jeder andern Erwiederung einfach die Flucht ergriff? Ich hätte es begreifen können, wenn die Reise irgend einen andern ernsten Zweck gehabt: aber blos um einige lockere Freunde zu begleiten, Freunde, deren Gesellschaft er doch eben lange genug genossen, das schien mir in der That ein etwas bedenkliches Zeichen.

Aber vielleicht hatte die Reise doch einen andern

ernsthafteren Zweck; vielleicht benutzte er sie nur als Vorwand, um alle Zurüstungen zu treffen zur Ausführung meines Planes. Ja wer weiß, da er ja so scharfsichtige Aufpasser hatte, war es ihm auch vielleicht gelungen, den Aufenthalt der Geliebten herauszubringen und während ich noch zweifelte und zagte, flog er bereits auf Flügeln der Sehnsucht, um zu ihren Füßen ein Glück zu finden, das sie ihm bisher so grausam verweigert.

Jedenfalls war dies eine von den Situationen, wo nichts hilft als Geduld und so suchte auch ich mich in Geduld zu fassen; ich las meiner alten Gräfin französische Romane vor, ließ mir von Rudolph scharfsinnige ästhetische Untersuchungen vortragen, und spann den Faden meiner Gedanken übrigens still fort, wie es gehen wollte.

Endlich kam der Graf zurück, aber o weh, er kam nicht allein, sondern wieder brachte er eine ganze Horde fremder Gäste mit, lauter Nachbarn, echte Junker vom Lande, Alles Leute, die nicht reich genug waren oder auch von zu vierschrötigen Sitten, um die feinen Zirkel in der Residenz mitzumachen und die sich daher sehr erfreut zeigten, eine so gute Gelegenheit zu finden, wie sie ihre winterliche Langeweile los werden konnten.

Das Leben im Schloß wurde nun noch viel wüster

und lärmender als zuvor; das unfreundliche Wetter duldete keine Excursionen ins Freie und so wurde Rauchen, Trinken und Spielen und noch einmal Rauchen, Trinken und Spielen so ziemlich die Tagesordnung im Schlosse, wobei nur das Gute, daß wenigstens wir Damen davon dispensirt waren.

Anfangs fühlte ich mich stark versucht, auch hierin eine bösliche Absicht des Grafen zu erkennen; er hatte diese Gäste mitgebracht, um jedem Beisammensein mit mir desto leichter aus dem Wege gehen und sich der Beantwortung meines Briefes um so sicherer entziehen zu können. Doch hatte ich ihm damit doch wohl Unrecht gethan: denn gleich an einem der ersten Tage nach seiner Rückkehr, da er mir zufällig im Vorsaal begegnete, faßte er meine Hand und flüsterte mir zu:

„Ich habe Ihren Brief erhalten — aber wie unvorsichtig waren Sie, solche Dinge dem Papier anzuvertrauen! Dennoch haben Sie Dank dafür, tausend Dank, Helene — und denken Sie nichts Arges von mir, wenn auch noch einige Zeit vergeht, bis Sie meine volle Antwort erhalten. Sie sehen ja, wie schwer die Pflichten der Gastlichkeit auf mir liegen und wie wenig ich Herr meiner selbst bin —"

In diesem Augenblick kam die Gräfin aus ihrem Zimmer und wir mußten ein Gespräch abbrechen,

das allerdings nur wenig Befriedigendes für mich hatte, aber doch wenigstens dazu diente, meinen Muth aufrecht zu erhalten und meine schwärzesten Befürchtungen zu verscheuchen. Nur der eine Gedanke peinigte mich noch, daß am Ende Florinen's Antwort noch eher eintreffen könnte, als Graf Waldemar sich erklärt hatte. Nach dem Postenlauf durfte ich jeden Tag einem Briefe von ihr entgegensehen; wenn sie meine Andeutungen verstanden hatte und hatte meinen Versicherungen Glauben geschenkt und Waldemar zeigte sich nun hinterdrein als ein Elender, wie stand ich vor ihr da und was sollte ich erwiedern?! Ich merkte, daß es doch nicht so leicht, die Mittelsperson zwischen zwei Liebenden zu machen, die mit sich selbst nicht fertig werden können und verwünschte in der Stille den gutmüthigen Vorwitz, durch den ich in diese kritische Lage gekommen war.

Zweites Capitel.

Der Verrath.

So saß ich eines Vormittags in meinem Zimmerchen, die Gräfin war zu einem Besuch in der Nach

harschaft gefahren, die Herren aber saßen bei einem jener Frühstücke, denen der junge Hausherr so meisterlich zu präsidiren verstand und die sich jetzt nicht selten bis in die Nacht verlängerten. Ich blätterte in den Briefen, die ich von Florinen im Lauf der letzten Monate erhalten und wie die Thüren unten auf- und zugingen und die Diener hin- und wieder liefen, hörte ich in einzelnen abgerissenen Tönen den wüsten Lärm des Zechgelages zu mir heraufdringen und freute mich doppelt meiner ruhigen, behaglichen Umgebung.

Plötzlich ward die Thür aufgerissen und herein stürmte Rudolph. Er sah noch viel bleicher aus als gewöhnlich, die schwarzen Haare hingen ihm wild um die Stirn und die Augen rollten unstet in ihren Höhlen.

„Aber, Herr Rudolph," rief ich, da er mitten im Zimmer stehen blieb und vergebens nach Worten zu suchen schien: „um des Himmelswillen, was ist das?! Sie dringen unangemeldet in mein Zimmer — ist Feuer im Schloß? Oder welch anderes Unglück kommen Sie mir zu melden?"

Statt aller Antwort ergriff er meine Hand, führte mich dicht ans Fenster, starrte mir lange ins Gesicht; dann meine Hand krampfhaft von sich schleudernd:

„Nein, nein," rief er, „es ist nicht möglich, nicht dieses Gesicht kann lügen, sondern er hat gelogen, er, der Elende, der Verräther!"

Ich glaubte wirklich nicht anders, als der Unglückliche habe den Verstand verloren und sah mich nach der Klingel um, nach der Dienerschaft zu schellen.

Aber Rudolph verstand meine Bewegung.

„Sie werden," sagte er, indem er mich mit sanfter Gewalt, aber doch mit Gewalt auf meinen Sitz zurückführte und in einiger Entfernung ebenfalls Platz nahm: „Sie werden jetzt nicht nach Ihrer Dienerschaft schellen, Fräulein Helene, sondern Sie werden die Gnade haben mich anzuhören — o ja die Gnade," wiederholte er mit entsetzlichem Lachen: „denn in der That stehe ich vor Ihnen wie ein armer Sünder und an Ihrer Lippe hängt jetzt Tod oder Leben. Helene, Sie wissen, ich habe nie viel Worte machen können, meine Zunge ist schwerfällig wie mein Geist; ich bin ein häßlicher, abgeschmackter, widerwärtiger Mensch — aber sagen Sie mir, daß Sie mich lieben, sagen Sie, daß Sie die Meine werden wollen und ich räche Ihre Ehre und jage dem elenden Verläumder eine Kugel durch den Kopf!"

„Meine Ehre?!“ stammelte ich: „Wer ist der Elende, von dem Sie sprechen? Und was ist meiner Ehre wiederfahren, daß sie eines Vertheidigers bedarf?“

„Später, später,“ drängte Rudolph: „jetzt beantworten Sie erst meine Frage! O freilich, ich bin häßlich wie die Nacht, ich bin ein Scheusal, die kleinen Kinder fangen an zu weinen, wenn sie mich sehen: aber vielleicht ist die Kugel ja barmherzig — barmherzig mit Ihnen und mit mir: vielleicht nimmt sie ihren Weg durch dies allzubeiße Herz und die nächste Stunde befreit Sie von einem Gelübde, das mir blos das Recht geben soll für Sie zu sterben. Ich muß ein Recht an Sie haben, Helene, wenn ich für Sie sterben will, sehen Sie, da liegt es: man soll mir nicht nachsagen können, ich habe mich geschlagen wie ein Narr für ein Mädchen, das mich nicht kennt und nichts für mich fühlt, sondern ich will sterben für die Ehre meiner Braut, für Ihre Ehre, Helene!“

Es war mir unmöglich, in diese tollen Ausrufungen und Versicherungen irgend einen Zusammenhang zu bringen; nur soviel sah ich allerdings wohl, daß sich irgend etwas Außerordentliches zugetragen und daß irgend Jemand gewagt

haben mußte, meinen Namen anzutaſten. Inſtinctmäßig fiel ich auf den alten Rittmeiſter, dem ich, ſeit dem, was Florine mir über ihn entdeckt hatte, alle möglichen Schlechtigkeiten zutraute.

„Hätte der Rittmeiſter —?“ ſtammelte ich.

„Ah was der Rittmeiſter,“ erwiederte Rudolph ungeduldig, „der Rittmeiſter iſt nur der ſchmutzige Wiederhall deſſen, was der Graf ihm eingeflüſtert —“

„Der Graf?!“ kreiſchte ich, mein Antlitz mit den Händen bedeckend; eine entſetzliche Ahnung dämmerte in mir auf . . . .

„Gewiß, der Graf,“ wiederholte Rudolph mit furchtbarer Beſtimmtheit: „Sie wollten mir ja nicht glauben, als ich Sie vor ihm warnte, nun haben Sie den Beweis — Oder hätte er doch recht? Hätten Sie ihm wirklich einen Brief geſchrieben, in dem Sie ihm Ihre Liebe geſtanden und ihn um Erhörung angefleht haben? Haben Sie es gethan? Sprechen Sie, ſprechen Sie, Helene, geſtehen Sie es und wenn es wahr iſt — es ſoll kein Menſch davon erfahren außer mir, und ich will doch hingehen und will ſagen, es ſei eine Lüge und will ſterben für Sie mit der Lüge im Herzen und mit dem Lächeln auf der Lippe!“

Halb bewußtlos war ich in meinen Sessel zurückgesunken.

„Mein Brief! mein Brief!!“ wimmerte ich; es begann mir furchtbar zu tagen.

„Ja,“ sagte Rudolph, „Ihr Brief, Helene. Wir saßen beim Wein, Sie wissen, wie das so unter Männern geht, der Graf und seine Freunde, und sprachen von diesem und jenem, von Frauen, Pferden, Hunden — Sie kennen ja die Litanei unserer schönen Geister — und auch von Ihnen sprachen wir, Helene, und daß Sie schön sind wie ein Engel des Himmels und mein Herz erglühte und ich pries Sie, daß Sie das vollkommenste und reinste aller Weiber wären auf Erden — und — und — ja nun und? Wie war es doch weiter? warten Sie mal . . .“

Es war ein entsetzlicher Anblick, wie der todtbleiche zitternde Mann die Finger gegen die Stirn preßte und sich besann, so schwer, so schmerzlich und die Augen rollten dazu aus einem Winkel des Zimmers in den andern mit solcher Rastlosigkeit als hätte wirklich der Wahnsinn sich über seine Sinne gebreitet und ich hörte schon das Rauschen seiner mächtigen Flügel.

Endlich nach einer Pause fuhr er fort:

„Ja richtig, so war es: der Graf sagte, ich

sei ein verliebter Geck und Fräulein Helene dächte nicht an mich und er habe einen Brief von Ihnen, in welchem Sie Ihr Herz ihm zu Füßen legten — und als Zeugen rief er den Rittmeister auf und der Rittmeister lächelte und strich sich den Bart und nickte —"

„Der Rittmeister?!" schrie ich außer mir: „O, so schießen Sie den Rittmeister nieder wie einen Hund und fordern Sie dann als Preis von mir, was Sie begehren!"

„Darf ich? darf ich?!" jubelte der Maler, indem er mich mit wahnsinniger Freude umschlang: „Und ich darf sagen, daß Sie mich lieben und daß Sie mir aufgetragen haben, Ihre Ehre zu rächen?!"

„Alles, Alles," rief ich, meiner Sinne nicht mächtig: „Alles dürfen Sie, nur schaffen Sie mir meinen Brief wieder und rächen Sie mich an den Elenden, die es gewagt haben, mich so zu hintergehen — mich und meine arme, arme schöne Mutter!!"

Aber schon hörte Rudolph mich nicht mehr; nur einen leisen Kuß hauchte er auf meine Stirn, ließ mich dann sanft in die Ecke meines Divans nieder und gleich darauf hörte ich seinen eiligen Tritt die Treppe hinunter poltern.

Drittes Capitel.

Aufklärungen.

Wie mir zu Muthe war? Ja wer das schildern könnte! Der Kopf brannte mir und alle Pulse schlugen, während meine Zähne krampfhaft gegen einander schlugen. Ich selbst habe den Zusammenhang der unseligen Begebenheit erst viel später vollständig einsehen und verstehen lernen. Graf Waldemar, trotz seines unschuldigen kindlichen Ansehens, war in der That ganz der leichtsinnige Wüstling, als welchen das Gerücht ihn mir früher geschildert hatte. Auch meine unglückliche Mutter war sein Opfer geworden; vielleicht, wie sie selbst ahnte, zur Vergeltung so manchen Unheils, das sie in den Herzen der Männer angerichtet, mußte es ihr begegnen, ihre letzte glühende Leidenschaft auf einen Gegenstand zu werfen, der derselben vollkommen unwürdig war. Seine Liebesklagen, seine Schwüre, seine Eheversprechungen, es war Alles dieselbe unwürdige Komödie; nachdem er erreicht hatte, was er erreichen wollte, war er der Erste, sich von ihr zurückzuziehen und jenes schmähliche Anerbieten, das meiner unglücklichen Mutter durch den alten Rittmeister,

den würdigen Mentor eines ſolchen Zöglings, überbracht worden war und das ihren Stolz ſo unheilbar verwundet hatte, war von ihm ausgegangen oder doch wenigſtens mit ſeiner Zuſtimmung gemacht worden. — In welchem Maß auch mir die traurige Ehre zu Theil geworden, ſeine leichtfertigen Flammen zu entzünden, habe ich zu meinem Schmerz in der Folge nur allzu genau erfahren. Vermuthlich ſchien ihm mein armes glattes Geſichtchen eben gut genug, ihm die Langeweile dieſes Landaufenthaltes zu verkürzen; vielleicht kam es ihm auch pikant vor und war eine angenehme Abwechſelung auf die ſtürmiſche Leidenſchaft der ſchönen Iſabella, es einmal mit der Sentimentalität zu verſuchen und ſich unter dem Schleier der Freundſchaft und des Vertrauens, unter der Maske des Kummers und der Verzweiflung in ein junges achtzehnjähriges weltunerfahrenes Herz einzuſchleichen. Ja vielleicht war es auch bloßer Neid gegen Rudolph, bloße rohe Prahlſucht, was ihn veranlaßte meinen Brief ſo ſchändlich mißzudeuten und den Ruf eines jungen wehrloſen Frauenzimmers ſo leichtfertig mit Füßen zu treten. Erleichtert wurde ſeine ſchändliche Abſicht ihm jedenfalls durch die innigen Beziehungen, in denen ich zu ſeiner verlaſſenen Ge-

liebten stand; er hatte den Genuß, zwei Frauen zu gleicher Zeit zu hintergehen und rächte sich zugleich an der unbequemen Mahnerin, deren rastlose Erinnerungen ihm lästig fielen.

Oder vielleicht war es Alles auch blos Leichtsinn, gedankenloser, planloser Leichtsinn, der mit dem Glück und der Ehre schuldloser Wesen sein Spiel trieb — warum? je nun, weil er Unterhaltung brauchte und weil man ihn ja von früh auf daran gewöhnt hatte in seiner Umgebung stets nur die dienstwilligen Werkzeuge seiner Laune, die unbedeutenden Opfer seiner hochgräflichen Begierden zu sehen. In diesem Menschen war eine so furchtbare Mischung der scheinbar entgegengesetztesten Elemente, Heuchelei und Offenheit, Leichtsinn und Intrigue. Selbst der äußerliche Begriff der Ehre war ihm, wie die Folge gezeigt hat, trotz seiner ritterlichen Manieren und trotz seines vielhundertjährigen Stammbaums, so abhanden gekommen, daß, nachdem ich einmal einen Blick in den Abgrund dieses Charakters gethan, ich mir späterhin niemals mehr habe die Mühe geben mögen, seinen Irrgängen nachzugehen und mir ein vollständiges und übereinstimmendes Bild von ihm zu entwerfen; er war im Stand gewesen, den Scharfsinn meiner armen Mutter zu

täuschen, wie hätte ich mir anmaßen dürfen ihn zu ergründen?!

Aber selbst diese fragmentarische Kenntniß seines Charakters erlangte ich, wie gesagt, erst in spätern Jahren, durch Rudolph's wiederholte und ausführliche Schilderungen. In jenem Augenblick dagegen, da ich Rudolph's Tritte über den Gang poltern hörte, fehlte mir jeder Schlüssel des Verständnisses und ich konnte nichts als sprachlos die Hände gen Himmel heben und den Ewigen anflehen mich hinwegzunehmen aus einer Welt, die meine Einfalt und Unerfahrenheit so furchtbar an mir rächte. —

Als ich endlich wieder zu mir kam, hörte ich, wie im Schloßhof die Pferde vorgeführt wurden. Ich wagte es, durch den Vorhang zu blicken und sah, wie zwei offene Jagdwagen vorgefahren waren; in den einen stieg der Graf mit dem Rittmeister und einem jungen Wundarzt, der sich seit einiger Zeit in dem benachbarten Dorfe niedergelassen hatte, in den andern Rudolph mit einem von den Gästen des Grafen. Die Bedienten reichten die Pistolenkästchen hinein — waren das nicht die Anstalten zu einem Zweikampf? Es war also wahr, was ich erlebt hatte und kein Traum? Rudolph wollte wirklich, meine Ehre zu

rächen, seine Stirn der Kugel eines Mannes bieten, den er in tiefster Seele verachtete?

Und wenn Rudolph nun erlag, der Graf war ein gefürchteter Schütze — wenn er nun auch diesmal triumphirte und man brachte den Rächer meiner Ehre zurückgetragen, kalt und bleich und stumm — war ich dann wirklich gerechtfertigt? War sein Blut im Stande, die Thränen meiner unglücklichen betrogenen Mutter aufzutrocknen? Blieb in Waldemar's Händen nicht noch immer der unselige Brief und konnte er ihn nicht in jedem nächsten Augenblick benutzen, das Netz seiner Lügen aufs neue auszubreiten? Verwirrung und Untergang, wohin ich blickte!

Oder — oder — wenn Rudolph zurückkehrte — als was kehrte er zurück, welchen Preis hatte ich ihm gelobt, welche Rechte auf mich ihm gegeben? Ging er nicht in den Tod für mich, weil er glaubte, ich liebe ihn?! O und allgerechter Gott, in dieser entsetzlichen Stunde — ich frage mein Herz und mein Herz bleibt stumm für ihn . . . .

Viertes Capitel.

Die Gräfin.

Aus einer langen ſchweren Betäubung, in welcher ich Zeit und Ort und mich ſelbſt vergeſſen hatte, wurde ich durch den Schein einer Kerze aufgeweckt; der Tag war längſt hinabgeſunken und die Gräfin, die Gräfin Reichenau in eigener Perſon, ſtand vor mir und leuchtete mir mit feierlich kummervollem Ausdruck ins Angeſicht.

Es war das erſte Mal, daß meine Gebieterin mir die Ehre anthat mich in meinen vier Wänden zu beſuchen und gleich wie ich die Augen aufſchlug und ihre feierliche Geſtalt vor mir ſah, wußte ich, daß irgend etwas Außerordentliches und Unerhörtes geſchehen ſein müſſe. In demſelben Augenblick aber durchzuckte mich auch die Erinnerung an Alles, was ich ſoeben erlebt und mit lautem Aufſchrei drückte ich die Hände vor die Augen.

„Kommen Sie zu ſich, mein Kind," ſagte die Gräfin in ruhigem, aber kaltem Ton, indem ſie ſich mir gegenüber ſetzte und das Licht ſorgfältig ſo rückte, daß es ihr nicht in die Augen ſchien: „Es ſind wunderbare Dinge vorgegangen in der kurzen

Zeit, daß ich von Hause entfernt war, und wenn der Zweck meiner kleinen Reise nicht so wichtig gewesen wäre, so könnte ich fast wünschen, ich hätte das Schloß heut nicht verlassen. Ich weiß Alles, mein Kind, und begreife Ihre Aufregung, Sie sind die Verlobte des Malers? Nehmen Sie meinen Glückwunsch . . . . .“

Die Stimme, mit der die alte Dame das sagte, war so hart und trocken, daß auch das unbefangenste und anspruchloseste Herz an diesem Glückwunsch wohl schwerlich eine Freude gehabt hätte. Mir schnürte der kalte trockene Ton die Kehle vollständig zu, so daß ich nur mit einer abwehrenden Bewegung der Hände und einem heftigen Schütteln des Hauptes zu antworten vermochte.

„Sie sind die Braut des Herrn Rudolph,“ wiederholte die Gräfin mit Nachdruck, „der Graf, mein Sohn, der in seiner hausväterlichen Sorge noch auf seinem Schmerzenslager Ihrer gedachte, hat es mir gesagt und der Maler selbst hat mir die Nachricht bestätigt. Mein Sohn,“ fuhr die Dame in unerschütterlicher Ruhe fort, „hat sich früher immer sehr gnädig über Sie geäußert, er lobte Ihre Kenntnisse und Ihren Witz, Dinge, über die ich alte Frau kein rechtes Urtheil mehr habe. Auch der

Maler ist ein recht geistvoller, braver Mann, ich hoffe, es soll eine recht glückliche Partie werden und wiederhole Ihnen von ganzem Herzen meinen Glückwunsch."

„Aber, gnädigste Gräfin," stammelte ich —

„Unterbrechen Sie mich nicht, mein Kind," sagte sie, „es wird Ihnen bekannt sein, daß ich das nicht liebe. Auch weiß ich in der That schon Alles, was Sie mir könnten sagen wollen. Es haben heut früh beim Wein gewisse Streitigkeiten zwischen dem Grafen und Ihrem Herrn Bräutigam stattgefunden. Man sollte ein Wort beim Wein nicht so genau nehmen. Indessen ich kenne das und weiß, wie die Männer es machen: man hat sich geschlagen — nun, danken wir Gott, daß es so abgegangen ist, mein armer Sohn hat einen Schuß durch die Schulter bekommen, der Arzt erklärt, die Wunde habe nichts zu sagen, ich bedaure nur die Wundschmerzen, die der Graf ausstehen muß. Allein ich sehe auch ein, daß ein junger Graf Reichenau ohne Duelle nicht bestehen kann, wennschon — wennschon —"

Hier verlief sich ihre Stimme in ein unverständliches Gemurmel. Ich selbst war natürlich dazumal viel zu bestürzt und in Verwirrung gesetzt als daß ich mir hätte die Mühe geben mögen, den Sinn ihrer

Rede zu ergänzen. In spätern Zeiten jedoch, wenn ich mir diese verhängnißvolle Scene wieder ins Gedächtniß rief, konnte ich nur schwer der Versuchung widerstehen, ihre Worte dahin zu ergänzen, daß sie hatte sagen wollen: wennschon ich gewünscht hätte, sein Gegner wäre zum wenigsten ein Edelmann gewesen.

Endlich fand ich die Besinnung soweit wieder, daß ich mich im Stande fühlte, das Wort zu ergreifen.

„Aber, gnädige Frau Gräfin," sagte ich, „Ihr Wort in Ehren: so scheinen Sie mir doch über das, was sich während Ihrer Abwesenheit zugetragen, keineswegs vollständig unterrichtet. Daß ein Zweikampf stattgefunden, bei welchem der Herr Graf verwundet worden, höre ich mit Bestürzung aus Ihrem Munde; über die Veranlassung des Zweikampfs und was sonst unter den Männern beim Wein vorgefallen," (ich wiederholte absichtlich ihr eignen Worte) „so erzeigen Sie mir wohl späterhin die Gnade, mich davon zu unterrichten. Was dagegen dies anbetrifft, gnädige Gräfin, daß Sie mich die Verlobte des Herrn Rudolph nennen, so erlaube ich mir Sie zu versichern." — —

„Nun?" fiel mir die Gräfin mit rauher Stimme ins Wort: „Sie wollen doch nicht etwa Ihren eigenen Bräutigam Lügen strafen? Oder hat das Köpfchen sich schon wieder anders besonnen? Lassen Sie sich

etwas ſagen, mein Kind," indem ſie ganz dicht zu mir heranrückte: „Sie ſind die Braut des Malers Rudolph und werden es bleiben, heut und morgen und bis zum Tage Ihrer Hochzeit, und werden Gott danken auf Ihren Knieen, daß Sie es ſind und bleiben dürfen. Ich bin," fuhr die Gräfin fort, indem ſie ſich langſam erhob und die Arme auf dem Rücken kreuzend, mit gemeſſenen Schritten vor mir auf- und abging: „Ich bin eine gutmüthige Frau, die gerne Jedem zukommen läßt, was ihm gebührt, meine Dienerſchaft iſt zum großen Theil ſeit zwanzig Jahren und länger in meinem Hauſe und mit meinem Willen geſchieht keinem Thier in meinen Ställen ein Unrecht. Aber öffentliche Scandale — das laſſen Sie ſich geſagt ſein, mein gutes Fräulein — öffentliche Scandale dulde ich in meinem Hauſe nicht und ein öffentlicher Scandal iſt vorgefallen, und zwar um Ihretwillen und durch Ihre Schuld, und der Scandal kann nur gut gemacht werden, wenn Sie als Braut des Malers aus meinem Hauſe gehen ..."

„Oder," ſetzte ſie höhniſch hinzu, „wiſſen Sie vielleicht eine andere Partie? Haben Sie noch einen dritten Liebhaber an der Hand? Denn als Braut, das ſteht feſt, müſſen Sie aus meinem Hauſe — Sie wollen wiſſen warum? Nun ja doch: weil Graf

Waldemar Bräutigam ist, weil es mir endlich gelungen ist, heut, in dieser Stunde, während Sie diese unselige Verwirrung über mein Haus brachten, das von mir seit langem ins Auge gefaßte Bündniß mit Gräfin Constanze zum Abschluß zu bringen und weil ich nicht will, daß es zum zweitenmal auseinander gehen soll — um Ihretwillen, mein Fräulein, wie es schon einmal auseinander gegangen ist um der Schauspielerin willen, Ihrer Freundin — o, wir wissen sehr wohl, was diese Krankheit zu bedeuten gehabt hat und welche Pläne hier geschmiedet worden . . . . "

„Aber," fuhr sie nach einer drohenden Pause mit etwas gemäßigterer Stimme fort, „wir wissen auch, wie wir uns gegen die Wiederkunft solcher Intriguen schützen. Der Graf, Constanzens Vater, ist auf seinem Gute, morgen, übermorgen, jeden Tag kann ich seinem Besuch entgegensehen, es darf nicht heißen, Graf Waldemar hat sich geschlagen: die Zeugen haben ihr Wort gegeben und Herr Rudolph wird wissen, was er den Wünschen eines Cavaliers schuldig ist, der ihm die Ehre angethan hat, ein paar Kugeln mit ihm zu wechseln. Diese Verwundung wird der Graf sich auf der Jagd, beim Pistolenschießen, was weiß ich, zugezogen haben,

man wird auf ſeine Unvorſichtigkeit ſchelten, er wird geloben, ſich ein andermal mehr zu ſchonen und die Sache wird abgethan ſein. Sollte ſie es aber ja nicht ſein und ſollte, jetzt oder ſpäter, doch etwas von dem Vorgefallenen verlauten — nun immer beſſer ſich um die Braut eines Freundes ſchlagen als um mein Geſellſchaftsfräulein. Die Ehre eines Bräutigams iſt ein leicht verletzliches Ding, ein Scherz beim Wein auf die Schönheit, ja auf den Gang, die Haltung einer Braut geworfen, kann ſehr empfindlich wirken und ein kleines freundſchaftliches Duell mit einer unſchädlichen Kugel durch die Schulter iſt eben der richtige Schluß zu einem muntern Zechgelage. Und dann, mein Kind," ſetzte ſie mit Nachdruck hinzu, „hören Bräute auf gefährlich zu ſein, wenigſtens in den Augen der Frauen; was Sie dereinſt für Ihren Mann werden, das iſt eine Sache für ſich und überlaſſe ich das Ihrem eigenen Ermeſſen."

Fünftes Capitel.

Die Verlobten.

Sie ſchwieg, als ob ſie eine Antwort erwartete. Da ich jedoch, ſprachlos vor Entſetzen, in meinem Schweigen verharrte, ſo fuhr ſie fort:

„Herr Rudolph will morgen früh das Schloß verlaſſen, ich wünſche, Sie der Geſellſchaft noch heute als ſeine Braut vorzuſtellen; ſoll ich Ihnen Jemand ſchicken, der Ihnen bei der Toilette behilflich iſt? Und wann wollen Sie Rudolph erlauben, Sie abzuholen? Ueber die Dauer Ihres eigenen Aufenthaltes bei mir und wie ſich Ihr nächſtes Schickſal überhaupt geſtalten wird, wollen wir ſpäter reden. Natürlich wird Ihr Bräutigam dabei die erſte Stimme haben, ich kenne ſeine Verhältniſſe nicht. Doch will ich Ihnen gern jede Erleichterung verſchaffen, die in meinen Kräften ſteht."

Damit wollte ſie ſich entfernen. Ich ſprang auf, ſtürzte ihr zu Füßen:

„Aber um Gotteswillen," ſchrie ich, „erbarmen Sie ſich doch, gnädigſte Frau! Hier waltet ja ein furchtbarer Irrthum: Rudolph iſt ein vortrefflicher Menſch, ich achte und verehre ihn und wünſche mir nie einen treuern und ergebenern Freund — aber...."

„Aber?" wiederholte die Gräfin lang gedehnt.

„Aber ich liebe ihn nicht," ſtammelte ich, in Thränen ausbrechend.

Die Gräfin zuckte die Achſeln.

„Nun, wenn es weiter nichts iſt," ſagte ſie, „das giebt die beſten Ehen; machen Sie ſich darum

keine Sorgen, Kind, ich werde Ihnen Herrn Rudolph herauf ſchicken, er iſt gerade kein Bild von Schönheit: indeſſen ich denke, es wird ihm doch wohl gelingen, Ihr ſprödes Herzchen zu rühren.“ —

Und ſie ſchickte Rudolph herauf, ich glaube, er harrte ſchon vor meiner Thür, ſo ſchnell, ſo furchtbar ſchnell trat er ein, lange bevor ich noch Zeit gehabt hatte mich zu ſammeln und einen Entſchluß zu faſſen.

Wie er mich erblickte, ſtürzte er auf mich zu, faßte meine Hände und drückte ſie in ſprachloſem Entzücken an meine Lippen. Dann zog er ein zerknittertes Blatt aus der Taſche.

„Hier, hier,“ rief er, „nehmen Sie, es iſt der Brief, den Sie dem Grafen ſchickten, ich habe ihn ihm abgerungen als Siegespreis, es iſt der Dank für den Kranz, den Sie mir gaben — o ſeit jenem Kranze wußte ich ja, daß Sie mich lieben, lieben müſſen!“

Und dann das verhängnißvolle Blatt in tauſend kleine Stückchen zerreißend:

„Aber nichts mehr,“ rief er, „von dieſem Unſeligen, er hat genug gebüßt — nicht durch ſeine Wunde: ich wollte nur, meine Kugel hätte ſein falſches Herz durchbohrt — aber durch Ihre Verachtung.

Da — wie diese Stückchen Papier hinflattern, so zerflattere auch sein Andenken zwischen uns; keinen Blick habe ich hineingeworfen, ich will nie wissen, nie, nie, was Sie dem Grafen geschrieben — ich will nur Eines wissen und immer und immer wieder wissen: daß Sie mich lieben, Helene!!"

Und damit sank er zu meinen Füßen und lachte und weinte und küßte mein Gewand und zeigte mir die kleine Schramme, die ihm die Kugel des Grafen an der Stirn gerissen und sprang empor und überschüttete mich mit Schmeichelworten und erstickte mit brennenden Küssen meine Seufzer und Zweifel.

Woher sollte ich den Muth nehmen, mich ihm zu entwinden? Der Glanz der Liebe verklärte sein sonst so bleiches Angesicht, sein Auge sprühte flammend in das meine — was sollte ich sagen? wo Worte finden, seine Flammen zu löschen und doch dies edle, treue, aufopfernde Herz nicht zu zerreißen?

„Aber ich fürchte, Rudolph," flüsterte ich, mich seinen Armen entwindend, „Sie deuten meine Empfindungen falsch und ich liebe Sie nicht so, wie Sie es verdienen und wie ich Sie lieben sollte —"

„Sie lieben mich," rief er in seliger Trunkenheit, „Sie werden lernen mich zu lieben! Bin ich

nicht Ihr Bär? Ihr Ungeheuer? Haben Sie mich nicht zu Ihrem Ritter gemacht und haben mir erlaubt, mein Leben für Sie in die Schanze zu schlagen? O gewiß, Sie werden mich lieben, Helene, die Flamme meines Herzens wird das Ihre ergreifen, ich werde besser, anmuthiger, liebenswürdiger werden und — Sie werden mich lieben!"

Er lag zu meinen Füßen, alle seine Pulse bebten, sein Auge hing an dem meinen mit einer Innigkeit, als ob der letzte Hauch seiner Seele auf seinen Lippen schwebte. Ich gedachte meiner armen unglücklichen Mutter — war das nun Liebe? War das diese verhängnißvolle Leidenschaft, von der ich so viel gehört hatte und unter deren grausamen Streichen das Herz meiner armen Mutter so rettungslos verblutete? Und wenn es Liebe war, wie durfte ich die Verantwortung auf mich nehmen, ein so edles großmüthiges Herz so furchtbaren Martern Preis zu geben? Mußte ich nicht die Rache des Himmels fürchten, indem ich diesen Demant, den er in seiner unerforschlichen Weisheit mir so unerwartet darbot, mit, dem armen, hilflosen, verlassenen Kinde, zurückwies? So geliebt zu sein, so zum Wahnsinn geliebt von einem edlen, großherzigen, geistvollen Manne, einem Manne, der meine ganze Achtung und Verehr-

ring besaß und den ich noch nie auf einem unedlen oder unschönen Gedanken betroffen hatte — welch ein Glück war das und wer war ich, dieses Glück von mir zu stoßen?!

„Schenken Sie mir nur wenigstens einige Geduld, theurer Rudolph," bat ich, „ich bin keineswegs so vollständige Herrin meines Willens, wie Sie zu glauben scheinen; eine Freundin, die fern von hier in Paris weilt und ohne deren Rath und Billigung ich einen so entscheidenden Schritt unmöglich thun darf —"

Mehr nämlich wagte ich in Betreff Florinen's nicht zu sagen, da ich nicht wußte, ob es in ihrer Absicht lag, mich jemals öffentlich als ihre Tochter anzuerkennen und da ich um keinen Preis die Pläne der verehrten, vom Schicksal so schwer betroffenen Frau irgend wie kreuzen wollte.

Ich weiß nicht, was in meinem Tone lag, das Rudolph so mißverstehen konnte. Aber plötzlich mit verwirrtem Antlitz und schadenfrohem Lachen trat er zurück.

„Ah ja, richtig" sagte er in völlig verwandeltem Tone, „nun verstehe ich, ja, ja, Sie haben ganz Recht, Fräulein Helene, ich bin wirklich kein Bräutigam, den eine junge Dame ihren Freundinnen präsentiren kann

— Dummkopf, der ich war," indem er sich mit geballter Faust vor die Stirne schlug: „zu denken, ein solches Kleinod wäre für mich! Freilich, freilich, Sie können mich nicht lieben noch werden Sie jemals lernen mich zu lieben: ich bin ja viel zu plump, viel zu häßlich — —"

Dieses Wort entschied.

„Ich werde Sie lieben lernen," flüsterte ich, in seine Arme sinkend — und eine Stunde darauf proclamirte Gräfin Reichenau vor den versammelten Landjunkern die Verlobung des Malers Herrn Rudolph mit ihrem Gesellschaftsfräulein Helene; Graf Waldemar, der sich aus Unvorsichtigkeit mit seinem eigenen Gewehr an der Schulter verletzt hatte und deshalb sein Zimmer hüten mußte, bedauerte sehr bei dem feierlichen Act nicht zugegen sein zu können, ließ jedoch durch den Mund seiner Mutter die besten Glückwünsche vermelden und die Gäste ergriffen ihre Gläser und stießen an und riefen: Vivat hoch! es lebe das Brautpaar!!

Sechsstes Capitel.

Ein treuer Freund.

Seit sechs Tagen war ich Braut. Rudolph hatte, seiner Absicht gemäß, gleich am nächsten Morgen nach der Verlobung das Schloß verlassen. Da er selbst ohne nähere Verwandte war und ich ihm, wie schon gesagt, von meiner Mutter nichts zu entdecken wagte, so war ihm freilich nichts übrig geblieben, als mich für den Augenblick in dem Schutz der Gräfin zurückzulassen. Doch hatte er versprochen, seine Angelegenheiten in der Residenz baldmöglichst zu ordnen und für ein sicheres und schickliches Asyl zu sorgen, bis wir den Tag unserer Vermählung festsetzen könnten.

Ich athmete auf, wenigstens eine Frist gewonnen zu haben; sie mußte mir genügen Florinen's Rath und Anweisung einzuholen. Zu ihrem scharfen Verstande, ihrem edlen, warmen Herzen hatte ich das unbedingteste Zutrauen; Alles wollte ich ihr klar darlegen, was mich und den Grafen und Rudolph betraf und sie sollte dann entscheiden, ob dies Gefühl der Achtung und Freundschaft das ich für den Letztern empfand, hinlänglich sei, sein und mein Lebensglück zu begründen. Oder doch wenigstens das seine: denn für

mich selbst wollte ich ja gern auf Glück und Freude verzichten. Den verhängnißvollen Antheil, den Florine selbst an dieser ungeahnten Entwickelung hatte, hoffte ich dabei umgehen zu können; es widerstrebte meinem Herzen, mich ihr als Verlobte darzustellen in demselben Augenblick, da sie sich für immer einer Leidenschaft entschlagen mußte, die so ganz zum innersten Mittelpunkt ihres Lebens geworden war.

Noch war ich mit diesem Schreiben beschäftigt und zwar so eifrig, daß ich noch keinen Blick geworfen hatte auf verschiedene Journale und Briefe, welche mittlerweile für mich angekommen waren und die meine Zofe mir auf das Zimmer gelegt hatte. Plötzlich fiel mir ein, daß doch möglicher Weise ein Brief von Florinen selbst dabei sein könne und rasch sprang ich auf, das kleine Paketchen zu durchsuchen.

Und richtig, da war ein Brief mit dem Poststempel Paris — aber es war eine fremde Hand und auch das Petschaft meiner Mutter war es nicht. Zitternd erbrach ich das Blatt und was mir daraus entgegenfiel, war nichts Anderes als — mein einziger letzter Brief, unerö̈ffnet, wie ich ihn vor einigen Wochen abgeschickt hatte. In einigen kurzen höflichen Begleitzeilen meldete das Handelshaus, an welches ich nach der Bestimmung meiner Mutter

meine Briefe adressiren mußte, daß dieselbe bereits seit einigen Wochen von Paris abgereist sei und zwar ohne eine Adresse oder irgend sonstige Bestimmungen zu hinterlassen, so daß also das Handelshaus sich zu seinem Bedauern genöthigt sehe, mir meinen Brief als unbestellbar zurückzusenden.

Abgereist, ohne mir geschrieben zu haben und ohne Nachricht zu hinterlassen — um des Himmels willen, was konnte das bedeuten?! Gutes schwerlich; ich gedachte der trüben, lebenssatten Stimmung, welche sich in ihren letzten Briefen ausgesprochen und Vorstellungen und Bilder kreuzten mein fieberndes Hirn, die ich vergebens zu verbannen suchte.

Aber nein, nein, thörichtes Herz: vielleicht war sie ja auch schon auf der Rückreise, die große lärmende Stadt hatte sie unbefriedigt gelassen, es drängte sie auszuruhen an dem Herzen ihres Kindes — ja gewiß war es so und vielleicht schon morgen, heut, in dieser Stunde sonnte ich mich wieder in dem Glanz der geliebten schönen Augen!

Gewaltsam an diesem Troste festhaltend, durchblätterte ich mechanisch den übrigen Inhalt der Briefmappe. Es war noch ein zweiter Brief an mich darin, ebenfalls von einer mir unbekannten Hand, bedeckt mit zahlreichen schwer zu entziffernden Poststempeln;

der Brief war offenbar weit umhergegangen und hatte vielerlei Irrfahrten gemacht, bis er mich endlich glücklich aufgefunden. Neugierig, wer so weit her an mich armes unbekanntes Mädchen schreiben könne, erbrach ich ihn, mein erster Blick fiel auf die Unterschrift und mit verschwimmenden Augen las ich: Ewig Dein Hermann.

Im ersten Moment glaubte ich, ein Traum halte meine Sinne gefangen; ich besah das Blatt von oben bis unten, drehte es nach allen Seiten — aber nein, es war wirklich von Hermann, meinem Hermann, meinem treuen geliebten Jugendfreunde. O welch eine wunderbare Macht das doch war um die Freundschaft; als hätte sein treues theilnehmendes Herz gewußt, in welcher Rathlosigkeit ich mich eben befand, traf sein Brief, der erste und einzige in so vielen Jahren, gerade in dem Augenblick ein, da ich seines Trostes, seines Rathes am dringendsten bedurfte.

Vergebliche Hoffnung! Auch dieser Brief sollte mir nicht den Trost bringen, den ich erwartete, im Gegentheil: die Götter haßten mich und auch er sollte die Marter meiner Seele nur noch steigern, ja ganz neue, ungeahnte Qualen sollte er hinzufügen und

sollte mich in den tiefsten Abgrund des Elends stoßen . . .

‚Es ist lange her‘ — so ungefähr schrieb Hermann, — ‚meine liebe kleine blonde Helene, daß wir nichts von einander gehört haben und Land und Meer, viele hunderte, ja tausende von Meilen haben sich zwischen uns gelegt. Doch bin ich noch immer Dein alter treuer Hermann und auch Du, hoffe ich, wirst die Meine geblieben sein und wirst nicht vergessen haben, was wir einander beim Abschied gelobten.‘

In flüchtigen Umrissen erzählte er dann, wie er auf seiner Flucht aus dem Hause des Oheims glücklich bis nach Hamburg gelangt, sich dort als Matrose auf einem Schiff verdungen, späterhin nach verschiedenen Reisen und Abenteuern, eine Stelle als Gehilfe in einem großen Londoner Bankhause gefunden und sich hier durch Fleiß und Anstelligkeit im Laufe der Zeit so heraufgearbeitet hatte, daß ihm die schwierigsten und wichtigsten Aufträge zu Theil geworden. Namentlich hatte sein Principal ihn zur Beaufsichtigung einer gewissen großartigen Speculation, bei der das Schicksal des ganzen Hauses auf dem Spiele stand, nach Indien, nach

Madras geschickt, von wo aus auch dieser Brief geschrieben war.

‚Ich hatte mir selbst gelobt, meine Helene,‘ hieß es in demselben weiter, ‚nicht früher an Dich zu schreiben, als bis der Name, den ich trage, wieder ehrlich geworden und ich im Stande wäre, mein Wort zu lösen und durch die Früchte meiner Arbeit Dein und mein Schicksal sicher zu stellen. Dieses Ziel ist jetzt erreicht; aus diesem gefährlichen Lande, das so viel kräftige Leben verschlingt, kehre ich zurück, gesund, frisch, voll freudigen Muthes und Herr eines kleinen, mir eigenthümlich zugehörenden Vermögen, welches mir die Mittel darbieten wird, den Bau meines Glückes noch weiter zu führen.‘

‚Nämlich wenn es überhaupt für mich ein Glück giebt und dies zu entscheiden, theure Helene, liegt nun in Deinen Händen. Fürchte nicht, daß ich mich Dir aufdrängen und aus kindischen Erinnerungen, aus Jugendthorheiten und Hoffnungen ein Band flechten will, das Du selbst vielleicht längst zerrissen hast und das Dich jetzt nur noch drücken würde wie eine Fessel. Du bist frei, völlig frei — aber sage selbst, meine Helene: wenn Du an unsere Jugendzeit zurückgedacht hast — und gewiß Du hast es, oft und innig hast Du es, mein Herz sagt es mir — und

daß die ſtillen traulichen Stunden an Dir vorüber-
gehen laſſen, die wir mit einander verlebt: mein
ſchweres Krankenlager, wo Du mir das Leben rette-
teſt und wo ich zuerſt den reichen Schatz Deiner
Seele erkannte; dann die Abende im Garten des
Oheims, die Scenen unter dem alten Birnbaum,
die nächtliche Erſcheinung, die Dir ſo viel Grauſen
erregte und die ſich dann hinterdrein auf ſo furcht-
bare Weiſe enthüllte; endlich der Morgen unſeres
Abſchieds, da Du in Thränen zerfließend meinen
Nacken umklammertteſt und mich beſchworſt, Dich mit
mir zu nehmen, bis ans Ende der Welt — o meine
Helene, wenn Du das Alles bedacht und überlegt
haſt und haſt den tiefen Sinn dieſer kindiſchen
Träume erwogen: iſt da nicht eine göttliche Gewiß-
heit über Dich gekommen, als müßten wir uns noch
einmal wiederſehen und als müßte der herben Knospe
dieſer verlaſſenen, öden Jugendzeit noch dereinſt ein
unnennbares Glück entſprießen — für uns beide,
meine Helene?!«

›Aber vielleicht,‹ ſchrieb er weiter, ›irre ich,
vielleicht iſt Alles nur ein Traum geweſen und Du
ſelbſt biſt ſchon ſeit langem daraus erwacht. Ja
vielleicht, indem ich dies ſchreibe, biſt Du ſchon längſt
die glückliche Geliebte eines braven Mannes und

der Name Hermann iſt längſt ausgelöſcht von einem andern Namen, der Deinem Herzen theuer geworden iſt. Nun denn, wenn es ſo iſt — ſo verzeihe mir dieſen Brief und halte Dich überzeugt, daß in den innigen und ehrerbietigen Empfindungen, die ich Dir zolle, auch dadurch nichts geändert wird. Zeige dann, ich bitte Dich, dieſen Brief dem Manne Deiner Wahl, ſag' ihm, wie wir uns einſt als Kinder geliebt haben, als unſchuldige Kinder — und verſichere ihn, daß er, auch ohne mich zu kennen, in allen Lagen des Lebens einen Freund und Bruder an mir haben wird, auf den er jederzeit zählen kann.'

Siebentes Capitel.

Ein Vorſchlag für Erzieher.

Der Brief war, wie ſchon erwähnt, aus Madras geſchrieben und mit demſelben Schiffe nach Europa abgegangen, das Hermann ſelbſt nach England zurückbringen ſollte, wo er ſich nun dauernd anzuſiedeln und den Bau ſeines Glücks, wie er es nannte, weiter auszudehnen gedachte. Auch hatte er

nicht versäumt, eine Adresse in London hinzuzufügen, unter welcher meine Antwort ihn treffen sollte.

Meine Antwort! Aber was sollte, was konnte ich ihm denn antworten? Hatte seine Ahnung sich nicht erfüllt und war ich nicht seit wenigen Tagen die Braut eines Andern — o Gott, eines braven, ehrenwerthen, vortrefflichen, aber eines ungeliebten Mannes?!

Die Verwirrung, in welche ich durch Hermann's Brief gerieth, war unbeschreiblich. Aus jeder Zeile, jedem Buchstaben sah sein altes treues geliebtes Auge mich an; es war mir, als wären wir nie getrennt gewesen, als müßte jeden Augenblick die Thür aufgehen und alle die traurige Zerrüttung dieser Zeit, die alte Gräfin, Waldemar, Rudolph, ja Florine selbst, es wäre Alles nur ein wüster, beängstigender Traum gewesen, aus dem die Nähe des geliebten Freundes mich augenblicklich befreien mußte.

Denn er war mein geliebter Freund, er und kein Anderer; deutlich fühlte ich es jetzt und auch das seltsame, halb mitleidige, halb tröstende Lächeln, mit welchem Florine mich angeblickt, da ich ihr von Hermann gesprochen hatte, wußte ich jetzt zu deuten. — Es war eine Eigenthümlichkeit meines Herzens (und zwar, fürchte ich, eine Eigenthümlichkeit, die ich gleich-

wohl mit vielen Menſchen theile, namentlich mit Vielen meines Geſchlechtes), daß mein Herz ſich ſelbſt und ſeine eigenen Wünſche immer erſt verſtand, wenn es zu ſpät war und nachdem ich mit eigener Hand Hinderniſſe aufgethürmt hatte, die mir die Rückkehr verſperrten. Was mir geboten ward, verſchmähte ich, um gleich darauf eben dieſem Verſchmähten als einem unſchätzbaren und unerſetzlichen Verluſte nachzujammern. Der Oheim hatte doch wohl Recht gehabt: ich war eine Phantaſtin, mein ungeberdiger Sinn hing ſich nur immer an das, was mir verweigert war, die Gegenwart galt mir nichts, während der Glanz einer ungewiſſen Ferne mein träumeriſches Herz unwiderſtehlich beſtrickte. Aber freilich war es auch zum großen Theil die Schuld der verkehrten Erziehung, welche ich eben durch meinen Oheim erhalten, daß ich ſo war; die gewaltſame, unnatürliche Unterdrückung eines an ſich berechtigten Triebes, der richtig gelenkt, das Leben verſchönt und unſer Herz reicher und beſſer macht, rächte ſich, die gefeſſelte Phantaſie zerbrach ihre Ketten — aber führerlos, ohne Weg und Steg, trug ihr ungeübter Flügel mich in Regionen, wo der Sturmwind des Schickſals mich erfaßte und mich unerbittlich in den Abgrund ſchleuderte.

Und dann noch ein zweiter böser, böser Fehler, ja mehr noch als ein Fehler, ein Verbrechen gegen mich selbst und meine Mitmenschen: es fehlte mir am richtigen Muth zur richtigen Zeit, ich hatte die Kraft nicht, das Recht meines Willens gegen Einflüsse zu behaupten, die an sich selbst vollkommen löblich und unsträflich sein mochten, die aber doch niemals da entscheiden durften, wo die Entscheidung allein der freien, wohlgeprüften Wahl des eigenen Herzens gebührte. Auch diese Muthlosigkeit, habe ich mich später überzeugt, ist weit verbreiteter als die Meisten ahnen und wissen, auch diejenigen nicht ausgenommen, die selbst daran leiden. Man klagt gewöhnlich nur über Trotz und Eigensinn und arbeitet bei der Erziehung in der Regel nur dahin, den Willen der Kinder zu brechen; es käme darauf an, zu versuchen, ob nicht bessere Menschen erzogen und glücklichere Schicksale gegründet würden, wenn man es sich im Gegentheil angelegen sein ließe, die Willenskraft des jugendlichen Gemüthes zu stärken und ihm Ehrfurcht einzuflößen vor der Stimme seines eigenen Innern. Ausgerottet, das versteht sich, würden Irrthum und Schuld und Leidenschaft und Thorheit auch dadurch nicht werden: denn sie sind ein allgemeines menschliches Erbtheil: aber wenigstens jene elendesten aller Verbrechen würden seltener werden,

die Verbrechen aus Feigheit und Schwäche, jene Verbrechen, die wir ſelbſt gar nicht begehen wollen und die dann doch auf einmal daſtehen, rieſengroß, mit ihrem ſchwarzen Schatten jede Freude und jede Hoffnung unſeres Lebens erdrückend.

Achtes Capitel.

Auf der Hochzeitreiſe.

Und dies war auch mein Verbrechen. Meine ganze Seele jubelte dem fernen Freunde entgegen; wie vor Jahren, in der Stunde unſerer Trennung, als weinendes Kind, war ich auch heut als erwachſenes Mädchen jeden Augenblick bereit mein Schickſal in ſeine Hand zu legen. Aber mir fehlte der Muth es auszuſprechen, mir fehlte die Kraft des Willens, eine Entſcheidung zu treffen und mit klaren und runden Worten zu ſagen: dies will ich und dies will ich nicht. Was ſollte aus Rudolph werden? Was ſollte die Gräfin von mir denken? Was jene ganze glänzende Verſammlung, der ich vor wenigen Tagen erſt als Rudolph's Verlobte vorgeſtellt worden? Mußten ſie nicht Alle meinen, ich ſei in Wirklichkeit das leicht-

fertige, gefallsüchtige Geschöpf, zu dem man mich so gern hatte machen wollen? — Daß meine Gefühle für Rudolph nicht von der Wärme, die er von seiner Braut wohl zu fordern berechtigt war, das hatte ich ihm selbst gestanden und er ertrug es mit der Ergebenheit eines liebenden und hoffenden Herzens. Aber durfte ich ihm auch sagen, daß ich einen Andern liebte? Und wer war dieser Andere, der da so fern her aus dem Dämmer der Vergangenheit, aus dem fernen fabelhaften Indien auftauchte? Viele Monate waren vergangen, seit Hermann den Brief abgesandt; welche Schicksale konnten inzwischen nicht ihn selbst ereilt, welche Veränderungen sich mit seinem eigenen Herzen zugetragen haben?!

Daß dies Letztere ein nichtiger Einwand, fühlte ich selbst in dem Augenblick, da ich es dachte. Aber dem Herzen, das sich selbst belügen will, ist jeder Vorwand genehm und so beruhigte auch ich mich bei der Möglichkeit, daß Hermann's Brief wohl nur die Frucht einer vorübergehenden Aufwallung, vielleicht gar nur eines strengen, freudlosen Pflichtgefühls und daß die schönen Töchter Albions wohl bald im Stande sein würden, ihn über den Verlust seiner armen, thörichten Jugendliebe zu trösten. Ich dachte —

Oder nein, die Wahrheit zu sagen, dachte ich

gar nichts mehr; ich befand mich in einem dumpfen traumhaften Zuſtande, der mich zu keinem Entſchluſſe kommen, keinen Gedanken faſſen ließ. Es hatte ja noch Zeit, Rudolph war ja noch nicht zurück, es wußte ja noch Niemand von dieſem Briefe als ich...

Aber ſchon zwei Tage ſpäter war Rudolph da und mit ihm alle Papiere und Diſpenſe, und was er ſonſt irgend zu einer augenblicklichen Trauung bedurfte. Er war überhaupt der Mann der raſchen Entſchließungen und in dieſem Fall hatte die Ungeduld des Liebenden ſowie der Wunſch, mich bald möglichſt von dem peinlichen Aufenthalt im Schloſſe der Gräfin zu befreien, ſeinen Eifer noch beflügelt. In der Kirche des Dorfes, derſelben Kirche, in deren Umkreis das Grab meiner guten alten Dörte ſtand, ſollte unſere Trauung ſein und unmittelbar danach wollten wir eine Reiſe nach Paris antreten; ich hoffte dort irgend eine Spur meiner Mutter anzutreffen, deren plötzliches, unerklärliches Verſchwinden mich mehr und mehr beängſtigte.

Rudolph wohnte während der wenigen Tage, welche die Zurüſtungen zu unſerer Trauung noch erforderten, bei dem Prediger des Dorfes. Da er aus ſehr natürlichen Gründen jedes Zuſammentreffen mit dem Grafen Waldemar vermeiden wollte, ſo

kam er nur in seltenen, gleichsam verstohlenen Augenblicken auf das Schloß und diese waren dann so ausgefüllt mit den Ausbrüchen seiner Zärtlichkeit, daß es mir unmöglich war den verhängnißvollen Gegenstand, der mir auf dem Herzen lag, zur Sprache zu bringen. Und wie konnte ich es überhaupt noch, nachdem ich seine Liebkosungen angenommen? Wie konnten diese Lippen, auf denen noch das Feuer seiner Küsse brannte, ihm sagen: geh, ich will Dich nicht mehr, mein Herz gehört einem Andern?!

Endlich in der letzten Nacht vor dem Tage, an welchem die Trauung festgesetzt, war ich zu einer Art von Entschluß gekommen. Ich wollte Rudolph Alles gestehen; ich wollte ihm Hermann's Schreiben zeigen, wollte ihm den Zustand meines Herzens offen darlegen und er selbst mochte dann über mein Schicksal entscheiden. Auch was es mit der geheimnißvollen Freundin auf sich hatte, deren ich gegen ihn erwähnt, wollte ich ihm ehrlich bekennen; ich kannte Rudolph als Ehrenmann und wußte daher auch, daß das Geheimniß meiner unglücklichen Mutter bei ihm nicht minder gut verwahrt sein würde als bei mir selbst. Zu gleicher Zeit wollte ich an Hermann schreiben — oder noch besser, Rudolph selbst sollte es statt meiner thun; wie ein Opfer, preisgegeben jedem

Streiche, woher er auch kam, stand ich in der Mitte zweier Kämpfer, mein Herz war todt gepreßt, es wagte sich nicht mehr zu rühren — so mochten denn die Kämpfer selbst die Würfel über mich werfen . . . .

Niemand wird verkennen, daß auch dies nur ein Entschluß der Feigheit war und selbst zu seiner Ausführung fehlte mir der Muth. Rudolph kam, trunken von seinem nahen Glücke; er umschloß mich, bedeckte mich mit seinen Küssen, ich hörte Hermann's Brief, den ich zu mir gesteckt hatte, um ihn Rudolph zu geben, rascheln und knistern in seiner Umarmung — und während er voraneilte, den Wagen zu öffnen, nahm ich rasch den Brief heraus und warf ihn ungesehen in die Flamme des Kamins —

Lebe wohl, Freund meiner Jugend, Herz meines Herzens . . . !!

Eine Viertelstunde später war ich Rudolph's Frau.

Auf einer der ersten Stationen, die wir erreichten, faßte Rudolph, halb gedankenlos, halb um die Schweigsamkeit zu unterbrechen, in die ich verfallen war, nach den großen französischen Zeitungen, die vor uns auf dem Tische der Gaststube lagen. Er suchte nach einer Neuigkeit, mit der er mich unterhalten und

zerstreuen könne; plötzlich fuhr er mit einem Ausruf des Erstaunens in die Höhe.

„Sieh hier," rief er, „theure Helene, dieser Artikel aus Genua, welche trauervolle Nachricht und welch ein Verlust für die deutsche Kunst! Hier wird geschrieben: Isabella, die berühmte Schauspielerin, die Du ja auch kennst, nachdem sie schon seit längerm an Schwermuth gelitten, hat kurz nach ihrer Ankunft in Genua in einem Anfall von Lebensüberdruß sich selbst durch Kohlendampf erstickt . . ."

Neuntes Capitel.

Ehestand.

Ein Schleier über die nächsten Jahre! — Nur wer mit dem Herzen lebt, lebt wahrhaft; mein Herz aber war todt, ein armes Aschenhäufchen, aus dem nur einzelne verlorene Flämmchen in die Höhe züngelten und auch die galten nicht dem Manne, dessen Namen ich trug, sondern einem fernen traumhaften Idol, das ich Hermann nannte und auf das ich alle die Liebe und Zärtlichkeit zusammenhäufte, die

ich meinem Gatten verweigerte, ſelbſt wo ich den Schein annahm, als würde ſie ihm zu Theil.

Von allen Verbrechen, die ein Menſch gegen den Andern begehen kann, iſt erheuchelte Liebe gewiß das ſchwerſte und das verderblichſte. Haß iſt ſchlimm, aber lange nicht ſo ſchlimm wie dieſes heimliche Gift, das täglich, ſtündlich an unſerm Herzen nagt und unſere Küſſe, unſere Umarmungen, unſere Träume verpeſtet! Gegen den Haß kann ich mich wehren; aber wer ſchützt mich gegen dieſe lächelnde Lüge, die ein Herz an mir begeht, das nur die Aeußerungen der Liebe erträgt und nichts von ihrem innern heiligen Feuer empfindet?!

Dieſes Unrecht beging ich an Rudolph — beging es, von dem erſten Augenblick an, da ich die Seine ward. Ganz gewiß, da ich mich einmal entſchloſſen hatte ihm meine Hand zu reichen oder beſſer geſagt, da mir der Muth gefehlt, ihm die wahre Lage meines Herzens zu entdecken, ſo mußte ich nun auch ſoviel Gewalt über mich haben, dem einmal gefaßten Entſchluſſe treu zu bleiben; es war ein Irrthum geweſen, ohne Zweifel, und ſogar noch etwas Schlimmeres als ein Irrthum, da ich glaubte, die Gefühle der Achtung und Freundſchaft, welche ich für Rudolph hegte, würden ſich nicht nur allmählig in

Liebe verwandeln, sondern sie würden auch im Stande sein, das Traumbild zu zerstören, das meiner Seele vorgaukelte. Allein nachdem ich diesen Irrweg einmal betreten, so wäre es nun auch meine Pflicht gewesen, fest darauf auszuharren und das mit Zwang und Widerstreben Begonnene durch Ernst und Beharrlichkeit zu einer freien That meines Willens zu erheben.

Allein so wunderſam iſt das menſchliche Herz organiſirt und ſo unberechenbar ſind die Wege, auf denen wir uns von uns ſelbſt verirren, daß gerade das Gegentheil geſchah. So lange Rudolph mein Freund war, ſchätzte und verehrte ich ihn und freute mich ſeines Umgangs; da er mein Verlobter ward, fing ich an, mich vor ihm zu ängſtigen — und ſeit er mein Mann war, erregte ſeine Nähe mir ein unbezwingliches heimliches Grauſen. Vergebens kämpfte ich dagegen an, vergebens drückte ich gleichſam die Augen meines Geiſtes feſt ein und warf mich blindlings in die Arme des ungeliebten Mannes: das verrätheriſche Herz war ſtärker als ich, es pochte, aber es pochte nicht für ihn, deſſen Arme mich umſchlangen, ſondern zwiſchen ihn und mich drängte ſich ein Traum, ein Schatten, ein weſenloſes Etwas, das bei alledem doch ſtark genug war, mein Herz gegen meine Pflichten zu verhärten und

mich kalt und lieblos zu machen gegen den Mann, dem ich so viel verdankte und der sich so innige und aufrichtige Mühe gab, meine Liebe, aber auch meine volle wahre Liebe zu gewinnen.

Freilich dauerte auch dies Bemühen seine Zeit. Rudolph war, wie wir ihn kennen: ein stolzer starrer Geist, selbständig und eigenwillig bis zum Aeußersten. Er konnte sich freiwillig beugen, aber keinen fremden Druck ertragen; er konnte der Großmüthigste aller Sterblichen sein, wenn er es so beschlossen hatte, aber er konnte auch bis zur Grausamkeit hart und unbeweglich sein, wenn er einmal entschlossen war, die Stimme seines ursprünglich so guten und edlen Herzens nicht zu hören. —

Von den Schwächen, die sich im Lauf der Jahre in Rudolph's Charakter entwickelten und die mir die Bürde meines Lebens denn noch sehr viel schwerer machten, sind ohne Zweifel die meisten durch mich erst in ihn hineingelegt worden. Nur Hingebung erzeugt und erhält Hingebung; man kann selbst nicht gut und herzlich bleiben, wenn man auf ein Herz angewiesen ist, das Einem nur halb gehört und das bei jeder innigeren Annäherung sich kalt und fremd in sich selbst verschließt. Aber zu einigen Fehlern — dies auszusprechen bin ich mir selbst schuldig — trug

Rudolph den Keim doch wohl in sich selbst, wenn ich auch dabei wieder einräume, daß die trübe, frostige Atmosphäre, in welcher ich ihn erhielt, die Entwickelung derselben wesentlich befördert hat. — Rudolph war sehr reizbar und sehr rücksichtslos in der Art und Weise, wie er seine Gereiztheit an den Tag legte. Die angeborene Eckigkeit und Schroffheit seines Wesens trat in solchen Momenten des Zornes und der leidenschaftlichen Erregung in wahrhaft beängstigender Weise hervor: er konnte dann nicht nur aussehen wie ein Tiger, er war es auch wirklich und ach wie oft und unter wie viel tausend Thränen verwünschte ich die jugendliche Eitelkeit, die mich zuerst verführt hatte, mit diesem Tiger zu spielen!

Rudolph war ferner sehr argwöhnisch und mißtrauisch oder wurde es doch wenigstens in meinem Umgang. Schon als ich ihm, in der Fassungslosigkeit meines ersten Schmerzes, mein Verhältniß zu Florinen oder unter welchem Namen er sie kannte, zu der schönen Isabella enthüllte, war eine Umstimmung mit ihm vorgegangen, welche, so flüchtig sie war, von mir doch nicht völlig unbemerkt blieb. Es verstimmte und beunruhigte ihn, mich in so genauen Beziehungen zu wissen zu einer Frau, deren hohe künstlerische Eigenschaften er bewunderte, während er

leider, bestochen durch die Meinung der Welt, von ihren übrigen Eigenschaften minder günstig urtheilte. Vergebens stellte ich ihm vor, wie flüchtig mein Verkehr mit der Dahingeschiedenen gewesen und wie schwer sie selbst ihre Verirrungen (wenn doch einmal von diesen Verirrungen unter uns die Rede sein sollte) gebüßt hatte: er widersprach mir nicht, er leugnete nichts, aber der düstern Gluth seiner Blicke sah ich an, wie er dachte und daß er es in der Stille des Herzens gar nicht so unwahrscheinlich fand, es möchte von dem lockeren Blut der Schauspielerin auch etwas auf ihre Tochter übergegangen sein. Ich habe keine Ausdrücke dafür, wie sehr ich mich gerade dadurch gekränkt und beleidigt fühlte; was auch auf dem Andenken meiner unglücklichen Mutter lastete, es war meine Mutter und gerade mein Gatte mußte der Erste sein, sie zu vertheidigen. Oder wenn er dies nicht konnte, gut, so mußte er wenigstens den Schleier der Vergessenheit darüber ausbreiten und nicht das Herz seines Weibes quälen und martern mit Erinnerungen und Anspielungen, die mir Thränen der Scham und des Zornes in die Augen trieben. In solchen Momenten haßte ich Rudolph — haßte ihn mit einer Kraft und Innigkeit der Seele, die mir leider zu edleren Empfindungen mangelte.

Zu allem Unglück war ich im Lauf unserer Ehe auch noch so thöricht (denn so weit war es in der That zwischen uns gekommen, daß Vertrauen und Offenheit eine Thorheit war), ihm mein Verhältniß zu Hermann zu offenbaren und der Flamme seiner Eifersucht dadurch eine neue und höchst gefährliche Nahrung zu geben. Es war bald nach der Geburt unseres ersten und einzigen Kindes, eines Knaben, in dessen großen braunen Augen ich mit schmerzlichem Entzücken das Andenken meines fernen Jugendfreundes zu lesen meinte. Unschuldigen Herzens, wie ich bei allen meinen Verirrungen war, bat ich Rudolph, dem Knaben den Namen des entfernten verschollenen Freundes beizulegen.

Denn niemals, so oft ich es mir in der Stille auch vorgenommen, hatte ich den Muth gewonnen, an Hermann zu schreiben, selbst nicht, nachdem ich Rudolph mit meinen Beziehungen zu ihm bekannt gemacht hatte, und da ich auch niemals wieder die geringste Nachricht von ihm erhalten, so war er in der That für mich so gut wie verschollen und verloren. — Rudolph bewilligte mir meine Bitte zwar: allein auch dies that er wieder mit einem Ausdruck, dem ich deutlich ansah, wie schwer es ihm wurde

und daß es nur ein Opfer war, das er meiner jungen Mutterfreude nicht hatte abschlagen wollen.

Auch zeigten sich die Folgen bald und auf eine für mich tief erschütternde Weise. Unser Knabe wuchs heran und obwohl er ohne Geschwister blieb und also füglich den ganzen Schatz unserer Elternliebe auf seine eine kleine Person hätte vereinigen müssen, so zeigte Rudolph doch nur eine sehr geringe Theilnahme für ihn. Das Kind war nicht schön, im Gegentheil, es war recht häßlich; auch entwickelte es sich langsam und machte uns durch seine häufigen Krankheiten vielfache Noth und Sorge. Das Alles verstimmte Rudolph und gab seinem Verhältniß zu dem Knaben einen Ausdruck von Herbigkeit und Barschheit, der ihm mein Herz völlig entfremdete. Freilich überraschte ich ihn einige Male, wie er sich heimlich bei Nacht in die Kammer des Knaben geschlichen hatte und ihn mit Blicken der innigsten Liebe und Zärtlichkeit betrachtete, während schwere heiße Thränen aus seinen Augen tropften. Aber das war immer nur, wenn er mich entfernt wußte; war ich zugegen oder hatte ich gar den Knaben auf dem Arm, so suchte er ordentlich etwas darin, sein Vaterherz zu verstecken und einen rauhen und kalten Ton gegen Sohn und Mutter anzunehmen.

Zehntes Capitel.

Wehestand.

Natürlich folgten die eben geschilderten Zustände sich nicht so Schlag auf Schlag, wie ich sie hier erzähle. Vielmehr flossen Jahre darüber hin, bevor wir uns der gegenseitigen Enttäuschung so bewußt wurden, wie es denn zuletzt allerdings der Fall war.

Und auch dazwischen lagen immer wieder einzelne Epochen, wo wir Beide mit aufrichtigem Herzen eine Versöhnung anstrebten, und wo namentlich ich den angestrengtesten und eifrigsten Willen hatte, eine wahrhaft hingebende, treue und redliche Gattin zu sein.

Aber leider war das Unkraut des gegenseitigen Mißtrauens bereits zu tief gewurzelt, als daß unsere redlichsten Anstrengungen eine mehr als vorübergehende Besserung zur Folge gehabt hätten; gebrochene Glieder lassen sich heilen, aber gebrochene Herzen nicht.

Nun geschah es, daß zu diesen innerlichen Kämpfen und Sorgen sich im Laufe der Zeit auch noch die äußerliche Sorge des täglichen Lebens

geſellte. Die äußere Exiſtenz eines Künſtlers, der lediglich auf ſeine Kunſt angewieſen iſt, hat allemal etwas Prekäres und es gehören eigenthümlich ſtarke und beſonnene Charaktere dazu, um nicht früher oder ſpäter in Conflicte mit der Proſa des Lebens zu gerathen, die endlich auch den poetiſchen Gehalt des Künſtlers in Gefahr bringen. — Rudolph's erſte Gemälde hatten, wie der Leſer ſich erinnert, großes Glück gemacht. Allein es iſt auch erzählt worden, welche ſtrengen Grundſätze er in Betreff des Zeitgeſchmacks hatte und wie ſehr ſein Künſtlerſtolz ſich weigerte, demſelben irgend welche Zugeſtändniſſe zu machen. Das war gewiß ſehr brav und edel von ihm, nur hätte er dazu müſſen nicht als armer Künſtler geboren ſein, ſondern als reicher Mann; für einen Künſtler, der ſein Talent in Gold umſetzen und Frau und Kind davon ernähren ſoll, wird es immer ein ſehr gewagtes Unternehmen ſein, gegen den verderbten Geſchmack der Zeit anzukämpfen.

Nüchtern und mäßig, wie er war, hatte Rudolph als Junggeſelle einige Erſparniſſe gemacht und dieſe halfen uns denn über die erſten Jahre unſeres Eheſtandes glücklich hinweg. Auch kam uns dabei die kleine Erbſchaft zu ſtatten, welche meine unglückliche Mutter hinterlaſſen und die ſie mir in

einer letztwilligen Verfügung, unmittelbar vor ihrem Tode aufgesetzt, ausdrücklich zugeschrieben hatte.

Doch war die Summe weit kleiner, als man nach dem sonstigen glänzenden Auftreten der Künstlerin hätte erwarten sollen. Die Reise, welche Rudolph mir zu Liebe gleich nach der Trauung angetreten und auf der wir den größten Theil von Italien und Deutschland besuchten, mochte auch mehr gekostet haben als er veranschlagt. Dazu kam nun der kostspielige Aufenthalt in der Residenz, der für Rudolph doch eine Nothwendigkeit war, indem er nur hier hoffen durfte, sein Talent zur Geltung zu bringen; es kamen dazu die häufigen Krankheiten unseres Knaben und andere häusliche Unfälle, die unsere Einnahmen verkürzten und die Ausgaben vergrößerten. Das kleine Capital von meiner Mutter war längst geschmolzen wie Schnee in der Sonne, Rudolph's Gemälde, so sehr einzelne Kritiker sie auch priesen, fanden keine Käufer und bald genug klopften Noth und Sorge an unsere Thüre.

Nun mag es wohl ganz wahr sein, was man so oft in Vers und Prosa hört: nämlich daß eine echte wahre Liebe auch Frost und Hunger überwindet. Doch gilt dies dann nur immer von der echten wahren Liebe; wo ein Verhältniß so künstlich

iſt und ſo innerlich krank, wie leider das unſere war, da ſind Mangel und Sorge gerade noch die richtigen Mittel, das, was an ſich ſchon ſchlimm genug iſt, noch immer mehr zu verſchlimmern und die Herzen immer kühler und verdroſſener zu machen.

Und zwar war eine von den allerſchlimmſten Folgen dieſe, daß Rudolph, entmuthigt und erbittert durch die Erfolgloſigkeit ſeiner bisherigen Unternehmungen, ſich endlich einem völligen Müſſiggange in die Arme warf. Ich mußte immer an das Bild denken, das er hatte für Graf Waldemar malen wollen und von dem er ſelbſt noch gar nicht gewußt, was es hatte werden ſollen. Ganze Tage, ja Wochen und Monate konnte er vor der Staffelei ſitzen, die rieſigſte Leinwand wurde aufgeſpannt, Blei und Kohle mit größter Sorgfalt geſpitzt, Farben und Pinſel zurechtgerückt — und endlich, nach monatelangem Brüten und Warten, war es doch Alles wieder nichts, die Leinwand war entweder leer geblieben oder der an ſich ſelbſt verzweifelnde Künſtler zerſtörte in dem raſchen Zornausbruch eines Augenblicks, was er in Wochen und Monaten mühſam zu Stande gebracht.

Hätte ich das richtige Auge der Liebe gehabt und wäre ich Rudolph überhaupt geweſen, was ich

ihm hätte sein sollen, ein treu ausharrendes, duldendes, mittragendes Weib, so würde ich ohne Zweifel auch diese Schwäche des beklagenswerthen Mannes mit andern Blicken betrachtet haben; ich würde sie angesehen haben als das, was sie war, eine Krankheit, und auch nach Mitteln sie zu heilen würde ich in dem Schatz meiner Liebe nicht vergeblich gesucht haben. So dagegen, bei der unseligen Verstimmung, die sich meiner einmal bemächtigt hatte, sah ich auch hierin nur eine Schuld, ja ein Vergehen meines armen Mannes. So beschränkt meine Verhältnisse auch von früh auf den größten Theil meines Lebens hindurch gewesen, so war von dem fanatischen Ordnungssinn des Herrn Nonnemann doch wenigstens soviel in mich übergegangen, daß ökonomische Verlegenheiten und Unklarheiten mich ganz außerordentlich beängstigten. Heut nicht zu wissen, wovon wir morgen leben sollten, das war ein Gedanke, vollkommen hinreichend, mir auch den heutigen Tag, ja überhaupt das ganze Leben zu verbittern. Hatte ich doch so schon der Freuden wenig; wenn die täglichen inneren Martern nun auch noch mit äußerer Noth und Sorge erkauft werden sollten, so wurde mir der Preis in der That zu theuer. — Rudolph hatte ganz die entgegengesetzten

Eigenschaften: für seine Person von sehr geringen Bedürfnissen, lebte er nicht leichtfertig, aber sorglos in den Tag hinein; hatte er kein Geld, so borgte er und konnte er das Geborgte nicht wieder erstatten, auch gut, so blieb er schuldig.

Natürlich mußte bei diesem Grundsatz sowie bei seiner oft monatelangen Unthätigkeit unsere kleine Wirthschaft bald in die äußerste Verwirrung gerathen. Eine Verlegenheit drängte die andere, unsere wenigen Bekannten fingen an sich von uns zurückzuziehen und da ich meine Besorgnisse wegen der sich immer mehr verdunkelnden Zukunft nicht verheimlichte, so schalt Rudolph mich eine prosaische Seele, die für nichts Sinn habe als für die Erbärmlichkeiten der gemeinen Nothdurft und die daher auch gar nicht werth sei, die Frau eines Künstlers zu sein wie er.

Und doch hätten vielleicht auch diese äußern Sorgen und Anfechtungen sich noch überstehen lassen; ein Talent, wie Rudolph unzweifelhaft war, mußte früher oder später zur allgemeinen Anerkennung gelangen und auch sein Tiefsinn und seine Erschlaffung waren hoffentlich nur vorübergehend. Vielmehr, was allen diesen Sorgen, innern wie äußern, erst ihren wahren Stachel gab, das war, daß ich dabei fort-

während Vergleiche anstellte, welch ein ganz anderes Leben ich führen und wie viel glücklicher ich sein könnte, hätte mir nicht im entscheidenden Augenblicke der Muth gefehlt und wäre nicht ein gewisser Brief in einen gewissen Kamin gewandert.

Wie ich jedoch dazu kam, diese Vergleichungen überhaupt anstellen zu können, da ich ja eben erst selbst gesagt, daß Hermann seit Jahren für mich verschollen und verloren, das erfordert wohl erst noch eine eigene Erklärung.

Eilftes Capitel.

Begegnungen.

Ich erwähnte vorhin der wenigen Bekannten, die wir hatten und daß auch diese sich mehr und mehr von uns zurückzogen. Gleichsam zur Entschädigung dafür, führte das Schicksal mir eine andere Bekanntschaft entgegen: keine neue, sondern im Gegentheil eine recht alte, die mir jedoch eben deshalb seit vielen Jahren fast aus dem Gedächtniß verschwunden war.

Das war mein Vetter Emil, Hermann's Bruder.

Gleich dieſem hatte derſelbe, bald nach der unſeligen Kataſtrophe, in welche der Oheim verſtrickt worden, ſich dem Handelsſtande gewidmet und zwar wie es ſchien ebenfalls mit dem glücklichſten Erfolg. Wenigſtens war Emil's Auftreten in der Geſellſchaft im Verhältniß zu ſeinem Stande und ſeinen urſprünglichen Mitteln faſt ein glänzendes zu nennen. Er war Agent für gewiſſe londoner Handelshäuſer und auch mit ſeinem Bruder Hermann ſtand er in einer, dem Anſcheine nach ſehr lebhaften Verbindung.

Durch ihn erhielt ich die erſte Kunde wieder nach langen Jahren von dem werthen Freunde, deſſen Bild noch immer in ſo glänzenden Farben vor meiner Seele ſtand. Emil, ſeit kurzem ein häufiger Gaſt unſeres Hauſes und bald genug der einzige, konnte ſich unmöglich lange darüber täuſchen, wie es eigentlich mit meinem häuslichen Glücke beſtellt war, beſonders da Rudolph ſich gerade in ſeiner Gegenwart ganz beſonders wenig Mühe gab, die wunden Stellen unſerer Ehe zu verbergen. Wußte Rudolph ja doch, daß Emil Hermann's Bruder, wußte er ja doch, daß ich mich mit ihm von dem ungekannten, niegeſehenen, aber nur deſto glühender gehaßten Nebenbuhler unterhalten, daß ich durch ihn Nachrichten von ihm empfangen, ja vielleicht gar

das gewaltſam zerriſſene Band mit ihm durch Emil's Vermittelung wieder anknüpfen konnte.

In der That zeigte Emil ſich dazu nicht nur bereit, ſondern er ermunterte mich dazu ſogar auf die eindringlichſte Weiſe.

Ueberhaupt hatte die Befliſſenheit, mit welcher Emil ſich um meinen Umgang bewarb, etwas Auffallendes und hätte mich, wäre mein Geiſt von Natur mehr zum Argwohn geneigt geweſen und hätten mir nicht ſo ganz andere Gedanken und Sorgen auf der Seele gelaſtet, wohl ſtutzig machen können, beſonders wenn ich mich dabei erinnerte, wie kühl im Grunde unſer früheres Verhältniß geweſen war und wie wenig wir als junge Leute zuſammen harmonirt hatten. Mit großer Aufmerkſamkeit hatte er trotz des vielfachen Wechſels ſeines Aufenthaltes meinen Lebensweg im Auge behalten, und nachdem der Zufall uns endlich in dieſelbe Stadt zuſammengeführt, hatte er keine Mühe geſcheut, bis es ihm gelungen war, mich in dem weitläufigen Orte ausfindig zu machen.

Seitdem war er nun alſo ein faſt täglicher Beſucher unſeres Hauſes, wiewohl die Aufnahme, die er bei meinem Manne fand, nichts weniger als entgegenkommend oder ſchmeichelhaft war. Außer den

ſchon berührten Gründen veranlaßten Rudolph dazu auch wohl gewiſſe Gerüchte, die über Emil's perſönliche Verhältniſſe im Umlauf waren und von denen ich freilich erſt ſpäterhin erfuhr. Insbeſondere wollte man wiſſen, daß die Agenturen, welche Emil angeblich führte, nur ein Deckmantel ſeien für ganz andere und minder ehrenhafte Geſchäfte; Emil, wollte man wiſſen, mache ſich ein Geſchäft daraus, jungen und alten Verſchwendern, denen eben das Meſſer an der Kehle ſitze, Geld zu verſchaffen, natürlich zu den härteſten Bedingungen, und ihnen dadurch vollends den Gnadenſtoß zu geben. Unter ſeinen Opfern oder richtiger geſagt unter den Opfern derjenigen, denen er als Werkzeug diente (denn er ſelbſt machte immer nur den Vermittler) wurde auch ein Name genannt, den ich am liebſten nie wieder vernommen hätte: Graf Waldemar.

Die von der alten Gräfin ſo eifrig ‚ins Auge gefaßte' Ehe deſſelben mit der Gräfin Conſtanze war zwar richtig zu Stande gekommen, hatte jedoch einen höchſt unglücklichen Verlauf genommen. Bald nach Waldemar's Verheirathung war die alte Gräfin geſtorben; Conſtanzens Eltern folgten ihr nach wenigen Monaten. So war der junge Graf zwar unumſchränkter Herr eines faſt fürſtlichen Vermögens:

allein auch ein faſt fürſtliches Vermögen kann durch eine mehr als königliche Verſchwendung endlich erſchöpft oder doch wenigſtens zerrüttet werden.

Und dies Ende ſtellte ſich bei Graf Waldemar ſehr raſch ein. Er trieb die tollſten Streiche, baute Paläſte und riß ſie ein um ſie wieder neu zu bauen, ging die höchſten Wetten ein, ſpielte unſinniges Spiel und da er gleichzeitig ſeine zahlreichen Güter fremden Händen zur Verwaltung überließ, ſo gerieth er bald in ſehr unangenehme Derangements. Um ſie zu decken, wurden Summen über Summen aufgenommen und die Einkünfte ganzer Jahre zu Spottpreiſen an Wucherer und Geldmäkler verſchleudert. Es war die Schule ſeiner Mutter und hätte ſie noch gelebt, ſie hätte ſich nicht beklagen dürfen, wenn ſolche Saat ſolche Früchte trug.

Der härteſte Schlag traf den jungen Verſchwender, als Gräfin Conſtanze, die auf ſeinen Geſchmack ganz eingegangen war, plötzlich durch ein heftiges Fieber dahingerafft ward. Die Ehe war kinderlos geblieben und ſo fielen die ganzen bedeutenden Güter, welche ſie ihm als Morgengabe mitgebracht, an die Familie der verſtorbenen Frau zurück. Da nun auch Waldemar's eigenes Beſitzthum Majorat war, über das ihm nur eine ſehr beſchränkte Verfügung

freiſtand, ſo kam er bald in die ſchlimmſten Verlegenheiten, beſonders da auch ſeine eigenen Seitenverwandten, bei ſeiner Kinderloſigkeit und ſeiner notoriſchen Verſchwendung, anfingen, ihm etwas genauer auf die Finger zu ſehen.

Freilich ſpielte Graf Waldemar bei alledem noch immer eine höchſt glänzende Figur; er hielt ſich noch immer Hunde, Pferde, Wagen wie früher und auch an Schmarotzern und Maitreſſen fehlte es ihm nicht. Doch wußte Jedermann, daß dieſer Glanz nur ein erborgter war und daß wenn die Schmarotzer zur einen Thür hinausgingen, die Wucherer zur andern hineinkamen — und unter ihnen, wie man behauptete, auch Emil.

Zwölftes Capitel.

Der Verſucher.

Wäre mir dieſe Verbindung Emil's mit dem Grafen bekannt geweſen, ich würde vermuthlich den Umgang mit ihm gänzlich abgebrochen oder mich doch wenigſtens vorſichtiger und kälter gegen ihn benommen haben. Allein wer weiß nicht, wie es mit Jugenderinnerungen

geht; auch der unscheinbarste Mensch und der unbedeutendste Gegenstand werden uns lieb und gewinnen Werth und Bedeutung, wenn sie uns an eine theure, ach auf ewig verschwundene Zeit erinnern.

So erging es mir mit Emil. Ich hatte ihn früher niemals so recht leiden können; jetzt dagegen, da er der Einzige war, der mir aus einer Zeit geblieben, die mir ehedem so höchst unglücklich erschien und die mir doch jetzt vorkam wie ein verschwundenes Paradies, jetzt faßte ich eine wahrhaft schwesterliche Neigung zu ihm und freute mich jedesmal, wie sein feines geistreiches Antlitz in die Thüre blickte.

Auch kam er nie, ohne mir einen Trost zu bringen, nach dem mein Herz so begierig war. Hermann war mein Abgott, mein Heiliger, von ihm zu hören, mich über ihn unterhalten zu dürfen, der Inbegriff meines Glücks.

Und dieses Glück verschaffte mir Emil im reichsten Maße. Während er über das fernere Schicksal unseres Oheims ein discretes Schweigen beobachtete, das ich auch in keiner Weise zu stören für gut befand, war er in Erzählungen von Hermann unerschöpflich. Durch ihn erfuhr ich, daß derselbe in der That glücklich nach England zurückgekehrt,

daß mein Schweigen auf ſeinen Brief ihn lange in die tiefſte Schwermuth verſenkt und daß er noch jetzt, nachdem er längſt erfahren, daß ich Rudolph's Frau geworden, mir noch immer die innigſte und zärtlichſte Verehrung bewahrte; die glänzendſten Partien, verſicherte mir Emil, hätte ſein Bruder machen können, wenn nicht mein Andenken ihn daran verhinderte. — Einſchalten muß ich dabei, daß ich ſelbſt es geweſen, die Hermann's Brief zuerſt zur Sprache gebracht; ich bedurfte einer Rechtfertigung, zum wenigſten einer Verzeihung und da ſchien es mir das Allernächſte und Natürlichſte, Emil, den Geſpielen meiner Jugend, Hermann's Bruder, zum Vertrauten zu machen.

Und mit welcher Zartheit, welchem feinen entgegenkommenden Verſtändniß nahm Emil mein Vertrauen auf! Wie durchſchaute er ſo ganz das Elend meines verfehlten Lebens und wie beklagte er es, daß ich mich nicht an Hermann's treuen Buſen geflüchtet, ſo lange es noch Zeit war!

„Und es iſt noch Zeit," ſagte er, „Sie ſind noch zu jung, theure Couſine, das Leben hat noch zu viel Rechte an Sie, Sie dürfen Gedanken an beſſere Tage noch nicht ſo ganz aufgeben. Iſt Rudolph unſterblich? Kann das Band, das ſie zuſammenfeſſelt

und das für ihn so wenig aus Rosen geflochten ist wie für Sie, nicht gelöst werden? Das Herz meines Bruders gehört Ihnen unwandelbar; nur ein Wort, ein Wink von Ihnen und er liegt Ihnen zu Füßen. Schlagen Sie Rudolph eine gutwillige Trennung vor; das Einzige, was Sie bei ihm zurückhalten könnte, ist das Kind, nun und Sie haben mir ja oft mit Thränen geklagt, in wie geringem Grad der kleine Hermann sich der Liebe seines Vaters zu erfreuen hat. Was das hübsch von Ihnen ist," fuhr er fort „daß Sie den Knaben Hermann genannt! Und welche Freude Sie meinem armen Bruder damit gemacht haben! Soll ich Ihnen vorlesen," indem er in seinem Taschenbuch blätterte, „was mein armer Bruder darüber schreibt? Soll ich Ihnen überhaupt vorlesen, was er von Ihnen schreibt, Cousine? Ich trage seine Briefe immer bei mir, sie sind gar zu rührend . . . ."

„Nein, nein," rief ich, in athemloser Angst ihm in den Arm fallend, „ich will nichts hören, lesen Sie nichts, ja brechen Sie dies Gespräch ab: denn es zermartert meine Seele!"

Aber es giebt auch Martern, die ihre Süßigkeit haben und nach denen wir, so weh sie uns thun, immer wieder aufs neue verlangen. Emil

wußte die Unhaltbarkeit meiner Ehe so deutlich darzuthun, er wußte es mir so klar auseinanderzusetzen, welch Verdienste ich mir um Rudolph selbst und seine künstlerische Laufbahn erwürbe, wenn ich ihm seine Freiheit wiedergäbe, daß ich den Gedanken einer Trennung, der mich anfangs mit Entsetzen erfüllt hatte, allmählig ruhiger erwägen lernte.

Rudolph selbst beförderte diese unglückliche Entwickelung. Als ich eines Tages bei einer der heftigen Scenen, zu denen er sich leider immer häufiger hinreißen ließ, und die ich mit immer weniger Geduld aufnahm, in der Heftigkeit des Streites ein Wort fallen ließ, das auf die Möglichkeit einer Scheidung hindeutete, versetzte ihn dies in eine so furchtbare rohe Wuth, daß der halbe, farblose Gedanke in meinem Innern nun erst recht Gestalt und Leben gewann.

Bald hatte er mein ganzes Dasein umsponnen; ich mußte los von Rudolph, auf alle Weise und um jeden Preis. An die Möglichkeit einer dereinstigen innigeren Vereinigung mit Hermann dachte ich dabei nicht; er war mir zu theuer, ich hatte ihn zu lieb, als daß ich ihm dies gebrochene, müde, verbitterte Weib hätte zur Gefährtin wünschen mögen, das ich jetzt war. Vielmehr beschränkte meine ganze

Sehnsucht sich darauf und der Gipfel meiner Seligkeit wäre es gewesen, hätte ich als Schwester neben ihm leben, ihn pflegen und warten und so die glücklichsten Tage meiner Jugend erneuern dürfen. Mochte er seine Hand dann immer einer Andern reichen, ich beneidete sie nicht, im Gegentheil: was ich an Hermann liebte, geliebt hatte, seit mein Herz zum ersten Mal rascher geschlagen, war mir ja doch unverlierbar, und so malte ich es mir aus als das größte Glück meines Lebens, die erste Dienerin seiner Gattin seine ihre Kinder pflegen und warten zu dürfen und einst, wie so eine Art alter Dörte, in seinem Hause, unter seinen Augen sanft auszulöschen. O Herr des Himmels, warum mußte eine so reine und unschuldige Flamme so entsetzlich gemißbraucht werden?! Den einen Theil meines Wunsches habe ich erreicht: ich bin die Pflegerin seines Kindes, meiner kleinen geliebten, goldlockigen Helene, der geliebten Erbin dieser Blätter wie Alles dessen, was ich irgend besitze — aber um die andere Hälfte meines Wunsches bin ich schmählich betrogen worden . . . .

Dreizehntes Capitel.

Die Flucht.

Rudolph's Stimmung wurde immer finsterer, der Umgang mit ihm immer schwieriger, unsere äußere Noth immer dringender. Und da nun auch Emil nicht aufhörte zu drängen und zu mahnen, so wagte ich es eines Tages, während Rudolph brütend vor der leeren Leinwand saß, und schrieb einen Brief an Hermann, den Emil zu besorgen versprochen hatte. Ohne der Vergangenheit in ihren Einzelheiten weiter zu erwähnen, schilderte ich dem theuern Jugendfreunde meine gegenwärtige Lage, malte ihm das Elend meiner Ehe, die Unzufriedenheit meines Gatten und die täglich zunehmende Verfinsterung seines Geistes aus und bat ihn, mir offen und brüderlich zu sagen, ob er eine solche Ehe noch für werth halte fortgeführt zu werden oder ob es ihm rathsamer scheine, sie zu lösen. — Gewiß muß eine Frau schon sehr tief gesunken sein, um eine solche Frage einem Dritten vorzulegen und mag es auch immerhin ihr bester Jugendfreund sein; wo ein solcher Zweifel einmal entsteht, wo er sogar laut wird, da ist die Ehe bereits gelöst und zwar gelöst durch die Schuld dessen, dem

dieſer Gedanke zuerſt gekommen. Und darum ruht auch alle Schuld der nachfolgenden furchtbaren Kataſtrophe allein auf mir; ich erkenne die Hand, die mich gezüchtigt hat und beuge mich vor ihren Streichen.

Hermann's Antwort ließ nicht auf ſich warten; ſie wurde mir durch Emil überbracht und ſprach in den lebhafteſten Worten ſeine vollſte und entſchiedenſte Beiſtimmung zu der beabſichtigten Trennung aus. Der Brief ſetzte mich in namenloſe ſüße Verwirrung: es war der Brief des glühendſten, hoffnungsvollſten Liebhabers und ſo gern ich es vor mir ſelbſt verleugnet hätte, ſo ſtiegen bei ſeiner Leſung doch auch in meinem Herzen Hoffnungen und Wünſche auf, die ich vor kurzem noch weit von mir gewieſen hatte.

Dem erſten Briefe folgten bald mehrere; in allen ſprach ſich dieſelbe treue Anhänglichkeit, dieſelbe begeiſterte Hoffnung auf baldige Wiedervereinigung aus.

‚Glaube nur, theure Helene,‘ ſchrieb er (und ich kann nicht ſagen, wie wohl mir dieſes vertrauliche ‚Du‘ that, gerade ſo wohl, wie die ceremonielle Anrede, mit der Emil, vielleicht aus Rückſicht für Rudolph, ſich bei mir eingeführt hatte) — ‚Glaube nur, daß Du mir noch eben ſo theuer biſt und daß mein Herz noch eben ſo feurig für Dich ſchlägt als damals, da ich zuerſt in die Welt ging oder da ich

Dir jenen Brief aus Madras schrieb, auf den mir leider keine Antwort von Dir zu Theil geworden. Aber nein, keine Vorwürfe, keine Klagen, überhaupt nichts von der Vergangenheit — nur Zukunft, Zukunft, theure Helene! Dein Bild ist der Stern meiner Zukunft; die Leiden, die Du seither ertragen, haben eine Glorie um Dich gewoben, durch die Du mir nur um so theurer nur um so verehrungswürdiger geworden bist. Ja gleich den Büchern der Sybille' —

Doch wozu die Geschichte meines Falles weiter ausmalen? Ein Weib, das solche Briefe empfangen kann, ist immer strafbar und mögen ihre Gründe auch sein, welche sie wollen.

. . Endlich ward das Wort Flucht ausgesprochen Hermann war es, von dem es ausging — oder nein, nur ein Brief von ihm war es, in dem meine Augen es zuerst lasen — lasen und nicht erblindeten auf ewig . . .

Ueberzeugt, daß Rudolph's Widerstand, in dem er nur einen rohen Trotz erblickte, auf keine andere Weise zu brechen sei, erklärte Hermann es für das Gerathenste, daß ich Rudolph's Haus heimlich verlasse; vor dieser vollendeten Thatsache werde der Eigensinn meines Gatten sich beugen und Zorn und Beschämung würden ihm eine Einwilligung abzwingen

welche er mir, gegen sein eigenes besseres Wissen, bisher nur aus Grausamkeit verweigert. Um jeden Schein eines Vergehens abzulenken und meinen Ruf möglichst zu bewahren, sollte ich meine Flucht allein antreten, ohne Begleiter; so konnte wenigstens Niemand von einer Entführung sprechen. Im nahen Gebirg dann wollten Emil und Hermann, der zu diesem Zweck ausdrücklich nach Deutschland herüberkommen wollte, mich erwarten; sie waren beide meine Vettern, meine nächsten und einzigen Verwandten, und so ziemte es ihnen wohl als die Beschützer und Vertheidiger eines tiefgekränkten Weibes aufzutreten. — Freilich mußte ich mich auf diese Weise entschließen, meinen theuren Knaben für einige Zeit allein zurückzulassen. Doch erklärte auch Hermann es für eine ganz zweifellose Sache, daß Rudolph nicht die mindesten Schwierigkeiten machen würde, mir das Kind zu überlassen. —

‚Und was dann weiter kommt,‘ schloß der Brief, ‚das, meine Helene, lenke Gott, in dessen Schutz ich Dich befehle. Eine Fessel zu zerbrechen, die Dich elend macht, ohne Rudolph zu beglücken, kann kein Unrecht sein; darum wird uns Gott auch beistehen.‘

Vierzehntes Capitel.

Die Unterschrift.

An einem klaren milden Juniabend, einem Abend, geschaffen zu Werken des Friedens und der Dankbarkeit, nicht aber zu solchen finstern Thaten, wie ich sie eben zu begehen im Begriffe stand, verließ ich das Haus des Mannes, mit dem ich fast acht Jahre lang des Lebens Last und Weh getragen, ohne von seinen Freuden viel zu kosten.

Rudolph war von einer leichten Unpäßlichkeit befallen und in solchen Zeiten war seine Stimmung immer unnahbar. Auch heute wieder, recht als ob er mir den Abschied erleichtern und mir ein Recht geben wollte zu meinem unglücklichen Beginnen, hatte er mich mit den ungemessensten Zornausbrüchen verfolgt. Dennoch zitterte meine Stimme und meine Knie drohten zu brechen, als ich zum letzten Mal durch sein Zimmer ging. Ich richtete eine theilnehmende Frage nach seinem Befinden an ihn und so unermeßlich sind die Abgründe des Herzens, so räthselhaft die Widersprüche der menschlichen Natur, daß ich versichern kann, diese Frage war aufrichtig und theilnehmend gemeint. Er antwortete mir mit einem seiner gewöhnlichen

Sarkasmen, die Thür fiel hinter mir ins Schloß, nach Luft ringend mußte ich mein Haupt gegen den Pfeiler lehnen; wenn er jetzt nach mir gerufen hätte, nur einen halben Ruf, einen Laut — o allmächtiger Gott, ich wäre ja doch noch umgekehrt und hätte mich ihm zu Füßen geworfen und hätte Alles gestanden!

Aber Alles blieb still . . . . .

Von dem Abschied von meinem Kinde laßt mich schweigen. Zum Glück schlummerte es, oder vielmehr zu meinem Verderben: denn seine Augen, so wehmüthig hervorleuchtend aus seinem blassen kranken Gesichtchen, würden mich gehalten haben —

Emil hatte Alles auf das Trefflichste angeordnet. Am Thor, das ich mit wankendem Fuß erreichte, erwartete mich ein Wägelchen mit einem vertrauten Fuhrmann. Das Nöthigste von Wäsche und andern unentbehrlichen Habseligkeiten hatte ich demselben schon früher durch Emil übergeben lassen; ich hatte Rudolph nichts mitgebracht und wollte auch nichts von ihm fortnehmen, als — mein Unglück.

Der Kutscher fuhr wacker zu und schon gegen Mitternacht hatte ich das Wirthshaus erreicht, hart am Fuß des Gebirges, das zum Ort unserer Zusammenkunft bestimmt war. Es war ein ödes, düstres Haus, in einer unsäglich einsamen, traurigen Lage und auch

die Geſichter der Wirthsleute hatten wenig Zutrauen Erweckendes. Aber ich ſollte ja Hermann hier finden: wie ſchlug mein Herz, da der Wagen ſich meinem Ziele näherte und da ich jeden Augenblick erwarten durfte, ſein geliebtes Antlitz zu begrüßen! Wie er ſich verändert haben mochte in den langen Jahren! Und welchen Eindruck ich ſelbſt wohl auf ihn machen würde! Ich kam mir in dieſem Augenblick ſo alt, ſo verkommen vor in meinen ſchlichten Reiſeröckchen. . .

Aber meine Erwartung ſollte nur zur Hälfte erfüllt werden und ach, nur zu einer ſehr geringfügigen Hälfte. Denn nur Emil traf ich an, nicht Hermann. Er that ſehr beſtürzt über meine Ankunft; ob ich denn nicht die ſchriftliche Gegenordre erhalten, die er heute früh durch einen Expreſſen an mich abgeſchickt; Hermann's Abreiſe von England habe ſich durch unerwartete Hinderniſſe verzögert und dürften wir ſeiner Ankunft erſt zwei oder drei Tage ſpäter entgegen ſehen. Emil ſchlug mir vor, ihm entgegen zu reiſen: aber aus einer mir ſelbſt unerklärlichen Bangigkeit lehnte ich ſeinen Antrag ab.

So verzingen zwei, drei Tage in dem öden, einſamen Wirthshaus und kein Hermann kam. Was ich in dieſer Zeit litt, iſt unbeſchreiblich. Die natürliche Stimme des Herzens war ſtärker als alle Verblendung

der Leidenschaft; nicht ihm, dem Kommenden, eilten meine Gedanken entgegen, sondern rückwärts eilten sie in das Haus, das ich verlassen, und das nun einsam stand, ohne Herrin, ohne Mutter. Von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute begleitete ich jeden Schritt und Tritt der Zurückgelassenen mit grausamer Umständlichkeit malte ich mir aus, wie Rudolph sich jetzt vom Lager erhob, wie er sich wunderte, daß ich ihm seinen Frühtrank nicht in Person brachte, wie er murrte und polterte, endlich zu mir herüberschickte, Niemand mich fand, mein Kind mich suchte, mein theures Kind — und mich ebenfalls nicht fand!!

Gern, unendlich gern wäre ich zurückgekehrt; aber mir fehlte der Muth, der elende Muth . . . .:

Emil ging ab und zu; ich bekam ihn wenig zu sehen. Wenn ich nach Hermann fragte, gab er mir bald confuse, halb verdrießliche Antworten.

Endlich, am dritten oder vierten Tage, erklärte er Hermann's Ausbleiben selbst nicht begreifen zu können, dasselbe fange an ihn zu beunruhigen; da ich es abgeschlagen habe, Hermann entgegen zu reisen, so bitte er wenigstens für sich um die Erlaubniß, voran reisen zu dürfen —

„Wie?!“ fiel ich ihm entrüstet ins Wort, „ver-

lassen wollen Sie mich, Emil? Und ich soll allein zurückbleiben an diesem entsetzlichen Aufenthalt?!"

„Es kommt nur auf Sie an, theure Cousine," erwiederte er mit einem Lächeln, das mir durch Mark und Bein ging; denn ja, das war das Lächeln seiner Knabenjahre, und so hatte er gelächelt, wenn er dabei war, wie Herr Nonnemann mich Komödiantendirne nannte —

„Es kommt nur auf Sie an," sagte er, „theure Cousine, sich diesen Aufenthalt angenehmer zu machen; die romantische Lage des Ortes zieht nicht selten Besuche aus der Hauptstadt an, Leute aus der besten Gesellschaft, und wenn ich den Wirth recht verstanden habe, so erwartet er heute oder morgen den Herrn Grafen Waldemar, den Sie ja wohl kennen, theure Cousine —"

„Graf Waldemar?!" schrie ich: „Fort, fort von hier, wohin es auch sei! Ich folge Ihnen, nur fort von hier!!"

„Ist der Graf Waldemar Ihnen so verhaßt, liebe Cousine?" sagte Emil mit scheinbarer Unbefangenheit: „Er gilt für einen unserer ersten Cavaliere und ich wollte eben um Erlaubniß bitten, ihn Ihnen zuführen zu dürfen —"

Jetzt hatte ich Muth, Abscheu und Widerwillen gaben ihn mir.

„Ich habe," erwiederte ich mit rasch errungener Fassung, „keinen Grund, den Herrn Grafen zu fürchten, eher dürfte es vielleicht umgekehrt sein. Aber noch weniger Grund haben Sie, Cousin, mir Besuche zuzuführen und zwar zuzuführen in einem Augenblick wie der gegenwärtige, die ich nicht sehen will. Bedenken Sie, Emil: Hermann, Ihr Bruder, hat mich Ihrem Schutze, Ihrer Ehre anvertraut — bedenken Sie das! Und nun gehen Sie und besorgen Sie so schleunig wie möglich ein Fuhrwerk, das mich Ihrem Bruder entgegenführt. Oder wenn Sie das nicht können, gut: so gehe ich zu Fuß — aber nicht Hermann entgegen, sondern zurück in das Haus meines Gatten; er wird mich tödten — aber lieber todt als dies . . . ."

Murrend und brummend entfernte sich Emil, angeblich um meinen Willen in Ausführung zu bringen. Allein auch dieser Tag verging in nutzlosem Warten und schon dämmerte der Abend, als er endlich wieder in mein Zimmer trat.

„Sie haben mir zwar verboten, theure Cousine," sagte er, „Ihnen Besuche zuzuführen; hier jedoch ist ein Fall, wo ich hoffe, Sie werden von Ihrer Strenge

abgeben. Gestehe ich es Ihnen frei: ich bin in einer höchst verdrießlichen Lage und wenn ich sonst zuweilen etwas eitel war auf meine praktische Gewandtheit, so droht dieselbe mich diesmal völlig in Stich zu lassen. Sie wollen sich von Ihrem Mann scheiden lassen — gut; Sie wollen zu meinem Bruder Hermann gehen und mit ihm Ihr idyllisches Jugendleben fortsetzen — noch besser. Aber mein Bruder Hermann bleibt aus und läßt auch nichts von sich hören und das ist sehr schlimm. Ihre Flucht muß längst entdeckt sein, Ihr beleidigter Gatte ist uns vielleicht dicht auf der Spur und wenn er mich bei Ihnen trifft, so riskire ich, von ihm als — Sie verzeihen, Cousine — als der Ent- und Verführer behandelt zu werden. Rudolph soll ein verwünscht guter Pistolenschütze sein, das convenirt mir nicht und auch Ihre Sache würde dadurch unmöglich verbessert. In dieser verwickelten Lage habe ich mich an meinen Rechtsfreund in der Stadt gewendet. Derselbe erklärt den Fall für ganz einfach: es kommt nur darauf an, daß Sie sofort die Scheidungsklage gegen Rudolph formuliren, die Einleitung dazu haben Sie durch Ihre Entfernung aus seinem Hause bereits gethan, die ganze Sache wird dann rein juristisch, Niemand kann Sie zwingen, während der Dauer des Processes

wieder zu Rudolph zurückzukehren. Sie können hier bleiben oder Hermann entgegenreisen oder sich in die Stadt zurück begeben, ganz wie Sie wollen —"

„Sie scheinen," fuhr er fort, da ich noch immer schweigend aufhorchte, „meinen Vorschlag anzunehmen, das freut mich außerordentlich und bleibt dann nur noch ein Einziges, was aber auch im Augenblick erledigt werden kann. Nämlich eine Vollmacht für meinen Freund zu besorgen, den Advocaten, einen sehr soliden Mann, den ich Ihnen bestens empfehlen kann, worin Sie denselben beauftragen, Ihre Sache zu führen. Da Eile im Verzuge ist, so hat mein juristischer Freund die Güte gehabt sich selbst herauszubemühen; er wartet auf dem Vorsaal, das Document ist fix und fertig, Sie brauchen nur Ihre Unterschrift darunter zu setzen und da dieselbe der Form wegen von zwei Zeugen bestätigt werden muß, so können der Wirth und die Wirthin dem Act gleich beiwohnen. Sind Sie einverstanden, liebe Cousine?"

Ich nickte schweigend; wäre es minder dunkel gewesen im Zimmer, müßte Emil gesehen haben, wie ich bleich war und zitterte.

Rasch öffnete er die Thür und hereintrat der Wirth, die Wirthin und ein fremder Herr, den er mir als den Advocaten vorstellte. Es war eine große,

breitschulterige Figur mit einer hohen schwarzen Halsbinde und einem Sammtkäppchen auf dem Kopf das ihm fast bis über die Augen ging; wenigstens hielt ich es für ein Sammtkäppchen, möglicher Weise aber war es auch eine schlecht frisirte Perücke. Denn in der That war es in dem Zimmer bereits so dämmerig, daß ich von den Einzelnheiten der Figuren nichts mehr unterscheiden konnte.

„Unser Rechtsfreund," sagte Emil mir mit halblauter Stimme ins Ohr, „ist ein wenig wortkarg und kurz von Manieren, wie die meisten Advocaten; nun freilich, sie haben Grund dazu, ihre Worte sind baar Geld —" und dann die Stimme erhebend:

„Die Dame hier ist bereits mit Allem bekannt, wir wollen sie nicht aufhalten mit Vorlesung des langweiligen Documentes — hier, theure Cousine, die Feder! Unterzeichnen Sie rasch und wiederholen Sie, um der Zeugen willen, Ihre Unterschrift mit lauter und vernehmlicher Stimme: ich, Helene, Tochter der Schauspielerin Florentine alias Isabella, Enkelin des Hochseligen Baron von Eberstein, unterzeichne dies Document, nachdem sein ganzer Inhalt mir bekannt gegeben ist und ich mich vollständig —"

„Ueberzeugt habe," rief ich losbrechend, „daß

hier ein Schurkenstreich mit mir getrieben werden soll! Dies ist ein falsches Document, es ist zu dunkel hier, daß ich eigentlich sehen kann, was es ist: aber es ist falsch und ich unterzeichne es nicht!!"

Eine athemlose Pause folgte; die Wirthsleute schlichen sacht nach der Thüre, während der angebliche Advocat ein bedenkliches Räuspern und Prusten vernehmen ließ. Endlich ergriff Emil das Wort.

„Welch ein Einfall, theure Cousine," sagte er mit verlegenem Lachen. „Welchen Zweck könnten wir haben, Ihnen ein falsches Document vorzulegen? Und was sollte in diesem Document stehen? Jede Pfennigskerze könnte den Streit schlichten: doch ist es wohl besser," — indem er mit raschem Griff das verhängnißvolle Blatt wieder an sich riß — „wir lassen der Dame Ruhe bis morgen, meinen Sie nicht auch, Herr Advocat? Meine theure Cousine scheint erschöpft, die Sache hat ja auch Zeit bis morgen, vielleicht kommt morgen mein lieber Bruder Hermann und dann ist ja das Alles nicht mehr nöthig . . ."

Der Advocat murmelte etwas in die hohe Halsbinde, was vermuthlich eine Zustimmung vorstellen sollte.

„Ja wohl," sagte auch ich mit scheinbarer

Ruhe, „vielleicht kommt morgen Hermann und dann iſt dies ja Alles nicht mehr nöthig!“ . . .

Fünfzehntes Capitel.

Das Gericht.

Auch nach Entfernung des unheimlichen Beſuchs verhielt ich mich noch einige Zeit ganz ruhig; ich ließ mir ſogar, um Emil ganz ſicher zu machen, ein Abendeſſen auf die Stube bringen und ſtellte mich, als ob ich es mit dem beſten Appetit verzehrte. Dann legte ich mich ſcheinbar zur Ruhe; kaum aber daß Alles ſtill war im Hauſe und der Schleier der Nacht lag über das ſchweigende Gebirge ausgebreitet, ſo ſtand ich auf und rüſtete mich zu einer zweiten Flucht. Denn ſo wenig ich ſagen konnte, was hier eigentlich mit mir beabſichtigt ward, ſo deutlich ſtand es doch vor mir: Emil war ein Verräther und der Advocat ſein Spießgeſelle; die Schrift, die ich unterzeichnen ſollte, war untergeſchoben, der in Ausſicht geſtellte Beſuch des Grafen war eine Verabredung und ich ſelbſt das Opfer irgend eines nichtswürdigen Betruges.

Leiſe, mit den Schuhen in der Hand, ſchlich ich an die Thür; ich mußte an die Zeit gedenken, wo ich ſo des Nachts durch das alte finſtere Kaſſengebäude zu meiner alten Dörte ſchlich . . .

Aber die Thür war von außen verriegelt; man hatte alſo die Möglichkeit einer Flucht von meiner Seite vorausgeſetzt und hatte mir die Mittel dazu abſchneiden wollen.

Indeſſen doch nicht ſo ganz: man hatte überſehen, daß mein Zimmer zwar ein Stockwerk hoch lag, aber nach derjenigen Seite des Hauſes, wo daſſelbe an den Fels angebaut war; ein Sprung und ich war in Freiheit . . .

Es war eine rabenſchwarze Nacht, kein Stern zu ſehen weit und breit. Mühſam tappte ich meinen Pfad; die Gießbäche rauſchten hüben und drüben und rechts und links huſchten verſcheuchte Käuzchen aus dem Geſtein und ſtarrten mich an mit glühen Augen und verſchwanden wehklagend in der Dunkelheit. Wohin mein Weg mich eigentlich führte, ob zurück nach der Stadt, ob tiefer ins Gebirge, ich wußte es nicht; ich tappte nur immer raſtlos vorwärts, einerlei wohin ich kam, es genügte mir, daß ich in Freiheit war...

Endlich, nachdem ich wohl zwei Stunden oder länger ſo umhergeirrt, zeigte ein fahler Streifen im Oſten,

daß Mitternacht vorüber und daß der Tag ſich näherte. Ich ſah um mich und konnte jetzt wenigſtens ſoviel erkennen, daß ich dicht an einer Schlucht ſtand, welche der Fels hier bildete; von wilden Brombeeren halb verwachſen, bot ſie eine erwünſchte Zuflucht und da ich mich müde fühlte auf den Tod und meine Füße mir den Dienſt verſagten, ſo beſchloß ich, bis zum völligen Anbruch des Morgens hier auszuruhen. Ueberdies gewahrte ich eine Landſtraße in der Nähe; alſo ſelbſt wenn Emil mich verfolgen und einholen ſollte, ſo durfte ich hoffen, auf Menſchen zu treffen, deren Beiſtand ich anrufen konnte.

Ungefähr eine Stunde mochte ich geſchlummert haben und ſchon vergoldete die Sonne die oberſten Spitzen der Felſen, als ein leiſes heiſeres Singen in meiner Nähe mich weckte; es war die Melodie eines Wiegenliedes, das ich ſelbſt meinem kleinen Hermann zu ſingen pflegte und unwillkürlich, wie ich aufwachte, dachte ich, ich wäre zu Hauſe und griff mechaniſch nach ſeinem Bette, das hart vor dem meinen ſtand.

Aber die Stacheln der wilden Brombeeren, in die ich gegriffen hatte, weckten mich völlig; ich fuhr auf und ſah keine hundert Schritte von mir, zunächſt an der Landſtraße, einen Mann, auf einem Steine hockend, mit einem Etwas in den Armen, das wohl ein

Kind sein mußte, weil er ihm ein Wiegenlied sang. Der Mann war phantastisch aufgeputzt; er trug eine alte zerrissene braune Kutte, wie reisende Handwerksbursche oder Maler in der Werkstatt sie zu tragen pflegen; um den grauen breitkrämpigen Hut hatte er einen Kranz aus Eichenlaub gewunden. Er saß mit dem Rücken nach mir gewendet und ließ sich auch nicht stören, als ich leise auf den Zehen näher schlich, um das schlummernde Kind zu sehen. Denn ich dachte an meinen kleinen Hermann und wie der wohl jetzt in seinem Bettchen läge und die Händchen vergeblich nach mir ausstreckte.

Plötzlich wandte der Mann sich um und zeigte mir ein gräßlich zähnefletschendes Angesicht.

„Ah sieh da," kreischte er, „schönes Schätzchen, bist Du doch wieder gekommen? Sie sagten, Du wärst fortgelaufen von Deinem tollen Manne — willst Du mir einen Kranz bringen, schönen grünen Kranz, um den Hut? Oder willst Du nach unserm Kindchen sehen? Pst, pst, wecke unser Kindchen nicht, es schläft —!"

Und damit fing er sein Wiegenliedchen von neuem an.

Ich stand mit dem Fuß in den Boden gewurzelt — o ihr rächenden Götter, wo sind Eure Blitze?!

Der Mann, aus deſſen Auge der helle Wahnwitz mich anſtierte, war Rudolph und das Kind auf ſeinem Schooß war unſer Hermann — und das Kind war todt. . .

Schlußwort des Herausgebers.

Hier endet die Handſchrift meiner theuren verklärten Freundin; ſo oft ſie auch dazu angeſetzt, ſie vermochte ſie es doch niemals, die Erzählung über dieſen Punkt hinaus zu bringen; die Erinnerung an den entſetzlichen Moment, wo ſie den Gatten, dem ſie entflohen, als Wahnwitzigen an der Straße fand, ihr todtes Kind auf dem Schooße, war zu furchtbar, die Feder entſank ihrer Hand.

Auch iſt es nur wenig, was ich noch zur Verſtändigung hinzuzufügen brauche. Die Ahnung der unglücklichen Frau war nur allzurichtig geweſen, Emil hatte wirklich einen Schurkenſtreich an ihr beabſichtigt. Und zwar einen zweifachen: von altem Haß und Neid noch von den Kinderjahren her gegen ſie entflammt, hatte er ſie wollen dem Grafen Waldemar in die Hände liefern, deſſen getreuer Unterhändler er war bei allen unſaubern Geſchäften und der das ſchöne Weib, das

ſchon vor Jahren ſeine Begierde entzündet, noch immer nicht vergeſſen hatte.

Zugleich aber wollte er auch ein vortheilhaftes Geſchäft für ſich ſelber machen — für ſich und ſeinen Freund und Oheim, Herrn Nonnemann: denn Niemand anders war der verkappte Advocat. Man erinnert ſich der eiligen Reiſe, die Herr Nonnemann mit der kleinen Helene zum Sterbebett des alten Herrn von Eberſtein machte. Er hatte Grund dazu; Herr von Eberſtein, ſeines alten Haſſes gegen Florine vergeſſend und nur die Liebe zu ſeinem Enkelkinde im Herzen, hatte letzterem ein höchſt bedeutendes Legat ausgeſetzt. Um jedoch jeden Mißbrauch deſſelben zu verhüten und namentlich um zu verhindern, daß daſſelbe in Florinens Hände käme, hatte er das Capital gerichtlich niedergelegt, mit der Beſtimmung, daß Zins zu Zins geſchlagen würde, bis es die Tochter der Schauſpielerin dereinſt nach zurückgelegtem fünfundzwanzigſten Jahre gegen eine von ihr alsdann vor Zeugen auszufertigende Quittung erheben ſollte. Die Kenntniß dieſes Legats hatte Herr Nonnemann im Einverſtändniß mit dem betrügeriſchen Juſtizrath, in deſſen Sturz er bald darauf ſo ſchmählich verwickelt ward, ſeiner Nichte vorenthalten; er rechnete darauf, das junge Mädchen bis zum

entſcheidenden Zeitpunkt in ſeiner Aufſicht zu behalten und wenn das Document dann nur einmal unterzeichnet war, (wozu ſich ja tauſend Gelegenheiten finden mußten), ſo wollte er ſchon dafür ſorgen, daß das Geld in keine andern Hände kam als in die ſeinen. Die bald darauf erfolgte Entdeckung ſeiner Unterſchlagungen und ſeine Verurtheilung zu mehrjährigem Gefängniß hatten ſeinen Plan wohl verändern, aber nicht zerſtören können. Nachdem er ſeine Freiheit wieder erlangt, war er Helenens Spur gefolgt wie der Geier ſeiner Beute; die alte Dörte hatte wohl gewußt, wovor ſie Helene warnte. Da er inzwiſchen, ohne ſeinen ganzen Plan zu gefährden, doch nicht wagen durfte, ſich perſönlich vor Helenen ſehen zu laſſen, ſo hatte er ſeinen Neffen Emil, ſeinen würdigen Zögling und Schüler, ins Geheimniß gezogen. Von Emil, der überdies vor Begierde brannte, ſich an der kleinen ſchnippiſchen ‚Schauſpielerdirne‘ zu rächen, rührte der Plan her, Helene mit ihrem Gemahl dergeſtalt zu entzweien, daß ſie die Flucht ergriffe; vorher wollte man ſich ihrer Unterſchrift verſichern und war ſie dann erſt einmal aus dem Lande, und zwar als flüchtige Ehefrau, mit Schimpf und Schmach bedeckt, ſo hoffte man die Beute in Sicherheit genießen zu können.

Die Umstände begünstigten die Ausführung des Planes auf eine wahrhaft verhängnißvolle Weise; sowohl Rudolph's störrischer und unerträglicher Charakter, als Helenens phantastische Liebe für den fernen Hermann arbeiteten ihm in die Hände. Denn braucht noch erst gesagt zu werden, daß die Briefe von Hermann sämmtlich untergeschoben waren und daß er keine Ahnung hatte von der verliebten Rolle, welche Bruder Emil, mit dem er längst allen Verkehr aufgehoben, ihn bei Helene spielen ließ? Der geneigte Leser wird hoffentlich ein zu freundliches Bild von dem Jüngling empfangen haben, um dem Manne ein solches mehr als zweideutiges Beginnen zuzutrauen; wäre Hermann in der That von Helene um Rath gefragt worden, wie sie sich zu Rudolph verhalten solle, sein Rath wäre gewiß anders ausgefallen ....

Da beide, Emil wie Hermann, auf der Kassenstube des Herrn Nonnemann sich fast ganz dieselbe Handschrift angeeignet hatten, so war die Täuschung um so leichter; auch war Emil zur Noth schon der Mann, der eine fremde Handschrift nachahmen konnte. — Dennoch sollten die beiden Bösewichte der gehofften Beute nicht froh werden, der Plan war zu fein zugeschärft, die Spitze brach ab und sprang gegen die Urheber zurück. Noch bevor die

Sache durch Helene zur Sprache kam, hatten die Besitzer des einsamen Hauses sie selbst zur Anzeige gebracht. Emil hatte ihr Zeugniß durch Geld erkaufen wollen und sie waren anfangs nicht abgeneigt gewesen, die Karten mischen zu helfen; hinterdrein aber, bei der unvermutheten Weigerung der jungen Frau, war ihnen das Geschäft doch zu gefährlich vorgekommen und noch in derselben Nacht machten sie Anzeige beim nächsten Gericht. Emil und sein Oheim wurden ergriffen; das Document, das sie Helenen zur Unterschrift vorgelegt hatten und das eine formelle Quittung enthielt, auf welche sie das Eberstein'sche Legat ohne weitere Umstände hätten erheben können, sprach auf unwiderlegbare Weise wider sie. Auch bekannte Emil im ersten Schrecken Alles, was man von ihm verlangte; er suchte sich damit vor Herrn Nonnemann weiß zu brennen, dem er die Hauptschuld des Verbrechens zuwälzte. Beide wurden auf eine Reihe von Jahren in den Kerker geschickt; Herr Nonnemann starb darin, Emil dagegen gelang es zu entspringen und soll er noch später an der Börse von Neuyork eine hervorragende Rolle gespielt haben. Graf Waldemar war keine unmittelbare Betheiligung an dem Complotte nachzuweisen. Doch verließ er bald darauf das Land, nachdem er

den Besitz der Güter gegen eine beträchtliche Leibrente an seine Seitenverwandten abgetreten; er ist in der Ferne verschollen. — Das Legat selbst, dieser Gegenstand einer so verwegenen Speculation, wurde der rechtmäßigen Besitzerin ausgezahlt. Aus dem armen Gesellschaftsfräulein war nun eine wohlhabende, ja eine reiche Frau geworden; aber konnte sie mit allen Reichthümern sich den Frieden ihres Herzens, ihrem wahnwitzigen Manne den Verstand, ihrem todten Kinde das Leben wieder kaufen?!

Ueber den Tod des Letztern schwebte ein Dunkel, das nie völlig gelüftet worden. Man wußte nur, daß Rudolph, sowie er die Flucht des schwer mißhandelten und doch noch immer glühend geliebten Weibes erfuhr, in die entsetzlichste Tobsucht ausgebrochen war.

Den Tag darauf, nachdem er sich dem Anscheine nach vollkommen gesammelt, begab er sich auf die Spur der Flüchtigen, die eben nicht schwer fiel aufzufinden. Sein kleines Söhnchen nahm er mit sich, man wußte nicht zu sagen, ob auf eigenen Entschluß oder auf Bitten des Kindes. Am Fuß des Gebirges angelangt, hatte er den Wagen, der ihn bis dahin geführt, zurückgeschickt und war mit dem Knaben in das Dickicht des Waldes gegangen; der

Knabe hatte geweint, der Vater aber gesungen und gesprungen und sich einen Kranz von Eichenlaub um den Hut gewunden. — Das Uebrige weiß der Leser.

Rudolph's Krankheit war unheilbar. Um sich seiner Pflege desto ungestörter widmen zu können, erwarb Helene das Landgut, auf welchem der Leser ihr zuerst begegnet ist. Hier lebte sie, einsam, von allen Menschen geschieden, sich nur der Pflege ihres irrsinnigen Gemahls hingebend. Und es war ein schwerer Dienst, diese Pflege: Rudolph war entsetzlich in seinem Wahnsinn; nie auf Erden, glaube ich, hat ein Weib so Bitteres geduldet als die Frau dieses kranken unzurechnungsfähigen Mannes. Aber sie errang Alles mit himmlischer Sanftmuth; war ein Weib nie unglücklicher, so hat auch nie ein Unglück ein Herz mehr veredelt und gereinigt als in diesem Falle — Rudolph lebte noch volle fünfzehn Jahre; er starb in den Armen Helenens, mit zurückgekehrtem Bewußtsein und einem dankbaren Lächeln auf den Lippen.

Hermann und Helene haben sich auf Erden nicht wieder gesehen. Die Nachricht von Helenens Unglück und den schimpflichen Verirrungen seines Bruders Emil schlug ihn tief darnieder; mit der erstern führte er jetzt wirklich einen Briefwechsel, der beiden Theilen zum innigsten Troste gereichte, aber freilich sehr entfernt war

von dem leidenſchaftlichen Tone, den Emil in den untergeſchobenen Briefen angeſchlagen hatte. Nach Verlauf einiger Jahre meldete er der Freundin, daß er im Begriff ſtehe, ſich zu vermählen, und zwar mit der einzigen nachgelaſſenen Tochter eines Geſchäftsfreundes, dem er ſelbſt in frühern Jahren große Verbindlichkeiten ſchuldig geworden und der kurz vor ſeinem Tode durch Unglücksfälle verarmt war; es war eine Heirath, weniger aus Liebe, als aus Dankbarkeit. Auch ſtarb die Frau bald und da Hermann ebenfalls ſein baldiges Ende herannahen fühlte, ſo empfahl er in ſeinem Teſtament ſein einziges Kind, ein Töchterchen, dem Schutz ſeiner fernen Freundin.

Das iſt die Helene, für welche dieſe Blätter urſprünglich geſchrieben wurden: dieſelbe Helene, die als blühendes, goldlockiges Kind das ganze Glück, die ganze Lebensfreude der alternden Dame war und die ſie dann als lieblich erblühte Jungfrau dem Herausgeber dieſer Blätter in die Arme legte, als ſein höchſtes Kleinod und Schatz ſeines Lebens. Schon wiegt dieſe Helene eine dritte deſſelben Namens auf dem Schooße und auch auf dieſer hat noch das Auge der Großmutter geruht (denn ſo nannte die mütterliche Freundin ſich mit Recht), bevor es ſich zum ewigen Schlummer ſchloß. Möge ſie heranwachſen und

gedeihen, lieblich wie die Mutter, hilfreich und edel wie die Großmutter, aber glücklicher als ſie — und möge Gottes reichſter Segen auf Allen ruhen, die den lieblichen Namen führen

„Helene.“

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Ende des dritten und letzten Bandes.

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek.